

Deutschland € 9,– • Schweiz sfr 18,60 • Österreich € 10,20 •
Nr. 47 Benelux € 10,80 • Finnland € 13,80 • Frankreich € 12,20 • Italien € 12,20 • Norwegen NOK 120,– • Spanien € 12,20

GEO EPOCHE

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE

Die KELTEN



Fürsten, Krieger und Druiden
Auf den Spuren einer rätselhaften Kultur



Über 200 Reisepläne ohne Kinderkrankheiten:
Reisen mit Kindern.

reise Reise

Weitere Themen

Hotels an Nord- und Ostsee •
Ferien mit Freunden •
Traumurlaub – warum nicht? •

www.geo-saison.de



Lust auf Reisen. Mit GEO



Liebe Leserin, lieber Leser

Sie werden meine Verblüffung verstehen, als zu Beginn der Produktion an diesem Heft unser Fachberater für die Keltenzeit, der Archäologe Dr. Martin Schönenfelder, in der Redaktion erschien und verkündete: „Die Kelten hat es nie gegeben.“

Kein guter Start, möchte man meinen, doch Dr. Schönenfelder klärte uns sehr schnell auf. Obwohl sogar angesehene Fachkollegen Sachbücher über „Die Kelten“ verfassen und Ausstellungen zu diesem Thema organisieren, sei der Begriff äußerst unpräzise und ganz dar unwissenschaftlich.

Denn, so lernte ich nach und nach: Zwar hat sich ab etwa 800 v. Chr. in Mitteleuropa eine neue Zivilisation etabliert, die sich von den vorangegangenen Kulturen unter anderem durch ihre Objekte, ihre Traditionen unterschied – vor allem aber durch den Gebrauch des neuen Werkstoffes Eisen.

Doch nur wenige Hinweise gibt es darauf, dass diese Menschen sich selbst als „Kelten“ bezeichnet haben. Zwar taucht der Begriff schon um 600 v. Chr. erstmals auf: Ein griechischer Geograph nennt ein nicht näher beschriebenes Volk im Westen Europas „Keltoi“.

Keine Münze, aber, keine Stele, kein Schriftstück, keine Grabinschrift: Nirgendwo haben Forscher bislang etwas gefunden, auf dem die Eigenbezeichnung „Kelte“ prangt. Wahrscheinlich haben sich die Menschen jener frühen Epoche überhaupt nicht als Kelten gefühlt – sondern als Angehörige bestimmter Stämme: etwa der Averner, Haeduer, Helvetier oder Tolistobogier.

Deshalb bevorzugen viele Forscher in ihren wissenschaftlichen Arbeiten die dürren, aber präzisen Begriff „Eisenzeit“, um zu verdeutlichen, was die mitteleuropäische Kultur jener Epoche am stärksten geprägt, was die Menschen miteinander verbunden hat.

Doch in ihren fürs breite Publikum geschriebenen Büchern nutzen dieselben Forscher sehr gern den etablierten, wenn auch höchst diffusen Begriff „Kelten“. Schönenfelder: „Das ist leicht zu erklären: Dieser Name fasziniert die Menschen; er hat einen mystischen Beiklang, den wir für unsere Zwecke nutzen wollen. Er lockt die Leute in Ausstellungen, er verkauft Bücher.“

Es ist wie bei den Germanen: Auch dieser Begriff ist von antiken Autoren eingeführt worden, und auch hier haben sich die meisten Angehörigen dieser Völkerschar eher als Kimbren, Teutonen oder Sueben verstanden, nicht als „Germanen“. Inzwischen aber ist dieser Name so etabliert, dass man ihn nicht mehr ignorieren kann, nicht mehr ignorieren will.

Und ja: Auch wir nennen die Menschen, die zwischen 800 v. Chr. und der Zeitenwende in Mitteleuropa gelebt haben, in diesem Heft „Kelten“ und nicht „Eisenzeitler“. Doch da die wissenschaftliche Klärung des Begriffs derart schwierig ist – und da sich zudem die Archäologen mit Historikern und Linguisten seit Jahrzehnten über seine Definition streiten –, haben wir uns dieses Thema im vorliegenden Heft in nicht weniger als vier Beiträgen gewidmet (Seite 20; Seite 24; Seite 146; Seite 162).

Das Fazit, sozusagen der kleinste gemeinsame Nenner unter den Wissenschaftlern der verschiedenen Disziplinen: Es gab eine Gruppe von Stämmen, die zwischen Alpen und Thüringen siedelten und deren Objekte, Gebräuche, Traditionen sich um 800 v. Chr. immer mehr annäherten, sodass man von da an von einer gemeinsamen Kultur reden kann. Die Angehörigen dieser Stämme entwickelten nur für die eigene Gruppe ein Wir-Gefühl. Und vielleicht hat sich der Begriff „Keltoi“ irgendwann von Griechenland bis nach Mitteleuropa herumgesprochen, denn im 1. vorchristlichen Jahrhundert gab es tatsächlich eine Gruppe von Stämmen, die sich selber „Celtæ“ nannten: die Bewohner Galliens im heutigen Frankreich.

Nachdem wir den Begriff derart seziert hatten, erlaubte uns Martin Schönenfelder schließlich doch noch, den Namen für unser Heft zu benutzen.

Ich bin sicher, Sie sind darüber ebenso froh wie wir.



Das Konzept zu diesem Heft haben Jonathan Stock und Joachim Telgenbüscher entwickelt, der Archäologe Dr. Martin Schönenfelder hat sie beraten (von links)

Herzlich Ihr

INHALT

800–500 v. Chr.

URSPRÜNGE

Inmitten gewaltiger Umwälzungen treten die Kelten ins Licht – und gründen die ersten Fürstensitze nördlich der Alpen.

Seite 24



Um 500 v. Chr.

DIE RÄTSEL-HAFTE FÜRSTIN

Eine gebrechliche Frau herrscht über eine reiche Siedlung am Mont Lassois. Nach ihrem Tod wird sie prunkvoll beerdigt. Wem verdankt die Tote ihre Macht?

Seite 46



Kunst

HEILIGE MASKEN

Düstere Fratzen prangen auf Schwertern, Kannen und Gewandspangen. Ihr Blick, so glauben die Menschen, kann das Böse vertreiben.

Seite 116



387 v. Chr.

STURM AUF ROM

Im Juli 387 v. Chr. stehen keltische Krieger vor den Mauern Roms. Ein Heer haben sie schon geschlagen – nun wollen sie auch die Stadt am Tiber erobern.

Seite 62



INHALT



Um 125 v. Chr.

DIE METROPOLE

In Manching im heutigen Bayern leben mehr als 5000 Menschen. Eines Tages beschließen sie, eine gewaltige Mauer um ihre Stadt zu ziehen. Es ist ein Symbol der Macht – und der Angst.

Seite 86



Religion

DIE MACHTE DER DRUIDEN

»Eichenkundiger« bedeutet das Wort Druide vermutlich, der Baum soll ihnen heilig gewesen sein. Aber wer waren sie wirklich: Richter, Mistelschneider oder Gottesdiener?

Seite 107



Gold

GESCHENK AN DIE GÖTTER

Kein anderes Element bedeutet den Kelten so viel wie das glänzende Metall. Sie verzieren damit Schwerter, formen daraus Helme – und opfern es höheren Mächten.

Seite 74



58–50 v. Chr.

DER GROSSE KRIEG

Es geht um Gallien, und es ist der Kampf zweier Männer: Caesar und Vercingetorix. Der eine beherrscht am Ende ein Weltreich – der andere wird in Ketten erdrosselt.

Seite 128

BILDESSAY

Spuren einer rätselhaften Kultur

6

FORSCHUNG

Das Bild der Kelten

20

Um 800 v. Chr. URSPRUNGE

Die ersten Fürsten

24

Um 525 v. Chr. HOCHDORF

Schätze aus dem Grab

30

800–350 v. Chr. SALZ

Katastrophe im Stollen

34

Um 500 v. Chr. FÜRSTIN VON VIX

Die Herrin des Berges

46

Um 400 v. Chr. GLAUBERG

Das Geheimnis des steinernen Kriegers

56

387 v. Chr. ANGRIFF AUF ROM

Die Kelten am Tiber

62

278 v. Chr. GALATER

Söldner im Dienst der Hellenen

71

GOLDSCHMUCK

Geschenke für die Ewigkeit

74

125–105 v. Chr. MANCHING

Die bedrohte Metropole

86

SKLAVENHANDEL

Auf Menschenjagd

96

DRUIDEN

Mittler zwischen Himmel und Erde

107

MASKEN

Der böse Blick

116

58–50 v. Chr. GALLISCHER KRIEG

Aufstand gegen Caesar

128

UNTERGANG

Was geschah mit den Kelten?

146

60 n. Chr. BRITANNIEN

Die letzten Rebellen

152

ZEITLEISTE

Autorenporträt, Bildvermerke, Impressum

169

VORSHAU

GEOEPOCHE: Mafia – die Geschichte des Organisierten Verbrechens

GEOEPOCHE EDITION: Renaissance

170

GEOPHOCE.de

Buchtipps und Berichte zu diesem Heft finden
Sie im Internet unter www.geo-epoch.de

Redaktionsschluss: 27. Januar 2011

TITELBILD: Kopf eines keltischen Gottes, Detail des Kessels von Gundestrup (wohl um 50 v. Chr.)

Alle FAKTEN, Daten und Karten in dieser Ausgabe sind vom GEOEPOCHE-Verifikationskomitee geprüft worden. Die Richtigkeit überprüft wurden die Angaben in Zitaten und nicht kenntlich gemacht.

Bei archäologischen FUNDSTELLEN werden für manche Anstellungen die modernen Ortsnamen verwendet, etwa im Fall der Siedlungen Manching und Vix.

Spuren einer RÄTSEL

Acht Jahrhunderte lang herrschen die Kelten über weite Teile Europas – doch als die geheimnisvolle hinterlassen kaum Inschriften und keine Geschichtswerke. Nur der Boden bewahrt ihr Erbe:



Eine kreisrunde Vertiefung und 16 hölzerne Pfähle umringen diesen Grabhügel am hessischen Glauberg. Einst führte eine 350 Meter lange Prozessionsstraße zu dem Monument, in dessen Innerem zwei Adelige bestattet wurden. Daneben fanden Forscher die lebensgroße Statue eines Fürsten. Vermutlich wachte sie über einen heiligen Bezirk, in dem die Kelten um 400 v. Chr. ihren vergöttlichten Ahnen huldigten. Die Pfosten interpretierten manche Forscher als Kalender, mit dessen Hilfe die Menschen das Datum wichtiger Feiertage bestimmten. Heute jedoch bezweifeln Archäologen, dass sie überhaupt aus dieser Epoche stammen.

HAFTEN Kultur

Zivilisation um die Zeitenwende in der römischen aufgeht, bleibt fast nichts zurück. Denn die Stämme
Gräber, Ruinen und Heiligtümer künden noch heute vom Zauber einer vergangenen Zeit

FOTOS: BERTHOLD STEINHILBER



ZITADELLE

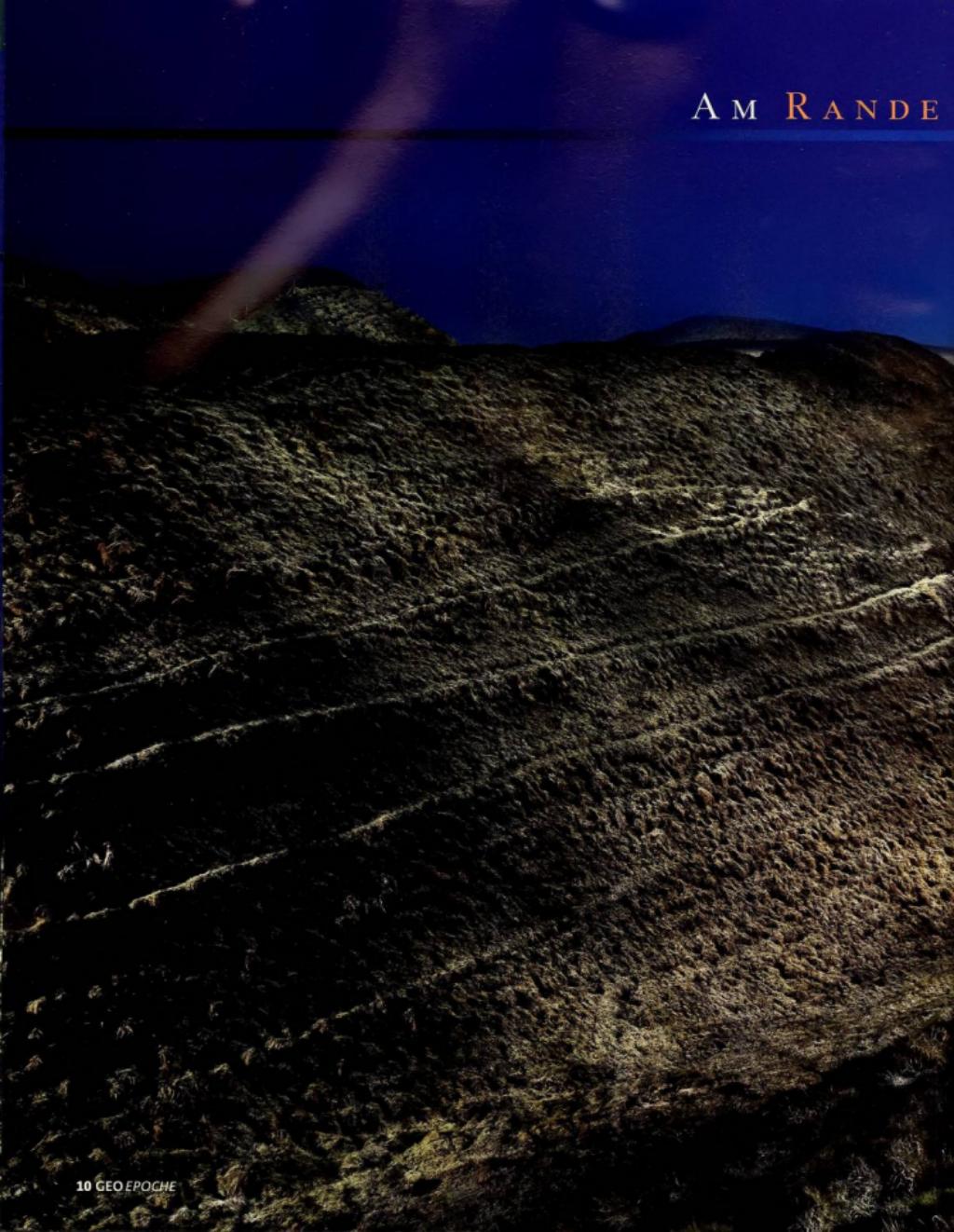
Entlang wichtiger Verkehrswege und in der Nähe wertvoller Erzvorkommen erheben sich ab dem 6. Jahrhundert v. Chr. die Festungen einer neuen Elite: Auf Bergen und Höhen, wie hier der Heuneburg im Donautal, residieren keltische Fürsten, die ihren Reichtum dem aufblühenden Handel verdanken. Als Zeichen ihrer Macht und als Schutz vor Feinden errichten die Herrscher gewaltige Mauern: Das Bollwerk der Heuneburg maß einst rund 750 Meter – einen Teil davon haben Forscher rekonstruiert



ER M A C H T

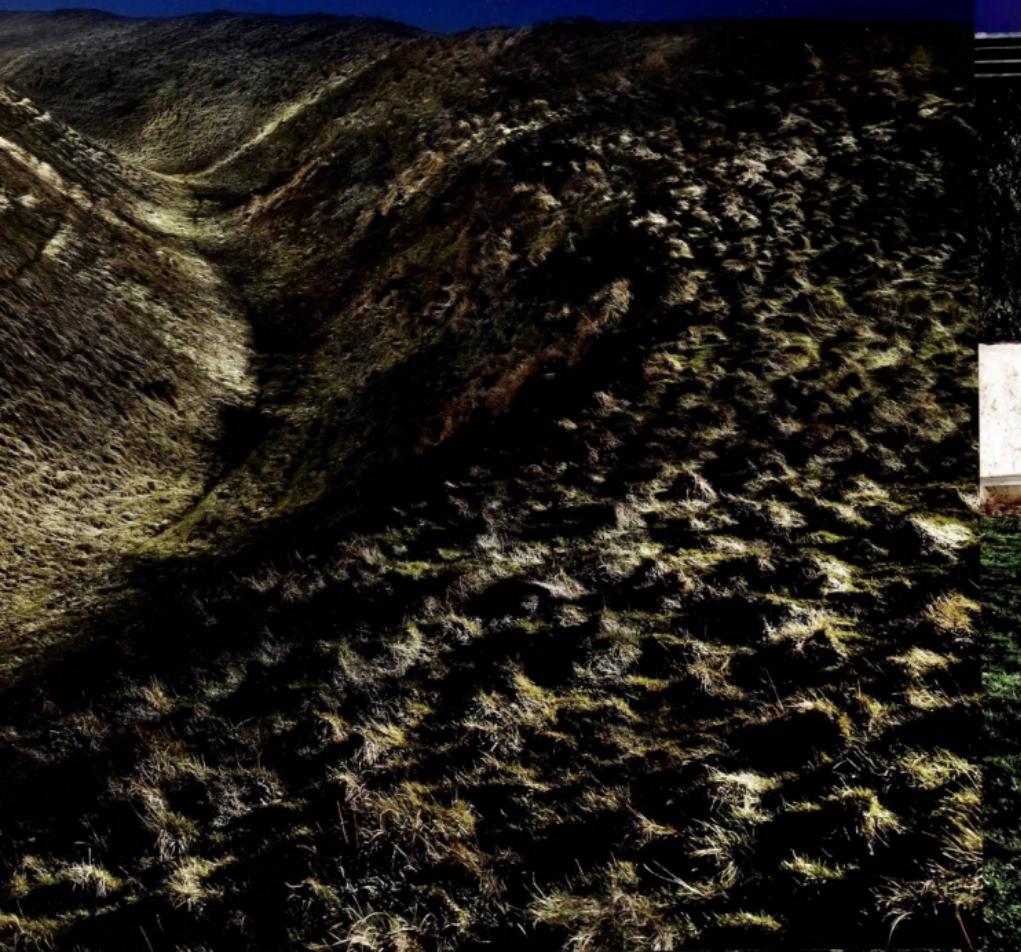


AM RANDE



ER KELTISCHEN WELT

Auch wenn die Kelten vom Kontinent nie in großer Zahl auf die Britischen Inseln einwandern, übernehmen deren Bewohner doch Sprache und Kultur der Menschen jenseits des Ärmelkanals, mit denen sie regen Handel treiben. Um 400 v. Chr. ist Keltisch die Muttersprache der meisten Britannier. Etwa zur gleichen Zeit bauen sie die südenglische Festung Maiden Castle zu einem gewaltigen Bollwerk aus, mit Gräben und mehr als sechs Meter hohen Wällen aus Kreide. Ursprünglich waren sie nicht bewachsenen und strahlten weiß



EIN VOLK VON BAUERN



UND HIRTEN

Auch wenn die Kelten bereits erste größere Städte errichten, sind die meisten von ihnen Bauern. Mehr als 300 Jahre lang bewohnen Landwirte diesen – heute von Archäologen rekonstruierten – Hof in einer befestigten Siedlung im Hunsrück, bis er wohl um 50 v. Chr. aufgegeben wird. Neben dem Wohnhaus (links), wie alle Gebäude mit Stroh oder Holzschindeln gedeckt und mit Mauern aus Lehm und Flechtwerk, liegen Speicher und Ställe. Die Menschen bauen Dinkel und Gerste an, woraus sie Getreidebrei kochen, das Hauptnahrungsmitte in der Eisenzeit; sie ernten Erbsen, Linsen und Hirse und halten Schweine und Rinder



DIE ERSTEN METROPOLEN

Überall, wo Kelten leben, errichten die Menschen ab dem 2. Jahrhundert v. Chr. Siedlungen, wie es sie nie zuvor nördlich der Alpen gegeben hat: planmäßig angelegte Städte – inspiriert von Römern, Etruskern und Griechen, ihren wichtigsten Handelspartnern im Süden –, die Tausenden Bewohnern Schutz bieten; in denen Geld geprägt, Recht gesprochen und mit Luxus gehandelt wird. Auch in Zentralfrankreich baut ein gallischer Stamm eine solche Metropole: Bibracte. Eine 15 Meter breite Prunkstraße durchzieht die Siedlung. Das Becken in ihrem Zentrum umschloss einst eine Quelle, die längst versiegt ist. Seine Mauern aus rosafarbenem Granit folgen zwei gewaltigen Kreisbögen, die ein unbekannter Meister konstruiert hat



DES NORDENS



K A M P F G E G E N

Im Jahr 58 v. Chr. bitten die Haeduer, der größte Stamm Galliens, den römischen Feldherrn Gaius Iulius Caesar um Hilfe, weil feindliche Kelten ihr Territorium bedrohen. Vor den Toren ihrer Hauptstadt Bibracte (hier das gewaltige, in Teilen rekonstruierte Hauptportal ihrer Stadtmauer) besiegt Caesar die Eindringlinge. Anschließend bleibt er jedoch in Gallien und versucht nach und nach die gesamte Region zu unterwerfen. An einem Aufstand gegen die Besatzer beteiligen sich 52 v. Chr. schließlich auch die Haeduer – doch ihre Rebellion kann die Kapitulation der Gallier nicht mehr verhindern



ROM



ALS EINE GANZE



KULTUR UNT ERG ING

Um 80 v. Chr. zerstört eine Feuersbrunst diese Mauer auf dem Mont Vully, einer Festung hoch über dem Schweizer Murtensee. Zur gleichen Zeit verfallen auch die keltischen Städte in Süddeutschland, und die Region verwandelt sich in den folgenden Jahrzehnten nach und nach in eine fast menschenleere Einöde. Forscher rätseln bis heute, weshalb die hoch entwickelte Zivilisation zusammenbrach. Einige vermuten, dass plündernde Germanen dafür verantwortlich waren, andere glauben, dass verheerende Seuchen oder Dürren die Bewohner vertrieben □



Die Sicht der

Die Kelten sind das älteste namentlich bekannte Volk nördlich der Alpen. Sie siedelten vom Atlantik bis zum Rom, zerstörten London. Doch wer sie wirklich waren, wird wohl niemand mehr herausfinden können, denn Spuren zu erforschen. Ihre wichtigste Erkenntnis: »Die« Kelten hat es wohl nie gegeben – sondern eine Viel

CC er waren die Kelten? Die Antwort ist wie ein gewaltiges Gemälde, aus 1000 Stücken zusammengesetzt. Die meisten Stücke sind mit der Zeit verloren gegangen, nur ein paar Dutzend Fragmente noch erhalten. Trotz aller Lücken arbeiten Forscher seit Jahrzehnten daran, dieses Bild zusammenzufügen. Archäologen sind darunter, aber auch Historiker, Sprachwissenschaftler und Anthropologen.

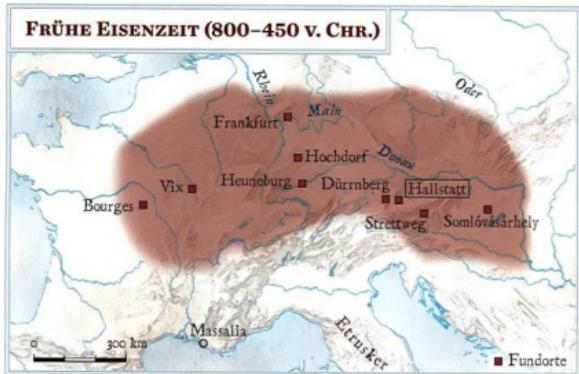
Bei heute wissen sie nicht, ob es sich bei den Kelten überhaupt um ein bestimmtes Volk handelt oder um viele Völker, eine Ansammlung von Stämmen, eine Sprachgemeinschaft, eine Kultur – oder nichts von alledem.

Denn die Historiker können nur jene Schriften interpretieren, die Römer und

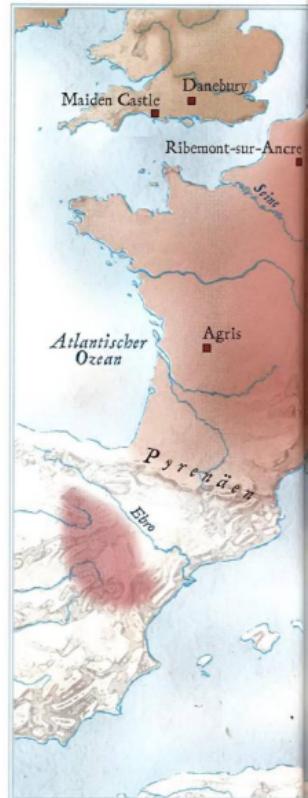
Griechen über die Kelten hinterlassen haben. Keltische Literatur oder Geschichtsschreibung ist nicht erhalten, wahrscheinlich hat es sie nie gegeben.

Die Sprachwissenschaftler forschen nach einem gemeinsamen Ursprung der wenigen erhaltenen Inschriften und Ortsnamen, um herauszufinden, welchen Ursprung die keltischen Dialekte hatten – und wo sie gesprochen wurden.

Die Archäologen versuchen, aus Funden wie Schwertern, Gewandspangen oder Tongefäßen Rückschlüsse zu ziehen auf Schlachten, Handelswege oder Handwerkstechniken. Unter allen Forschern haben sie die meisten Quellen. Doch ihnen bleibt nur das Aufgefunde zu vergleichen und zu beschreiben, etwa einen goldenen Halsring in einem Grab; nicht sicher deuten aber können



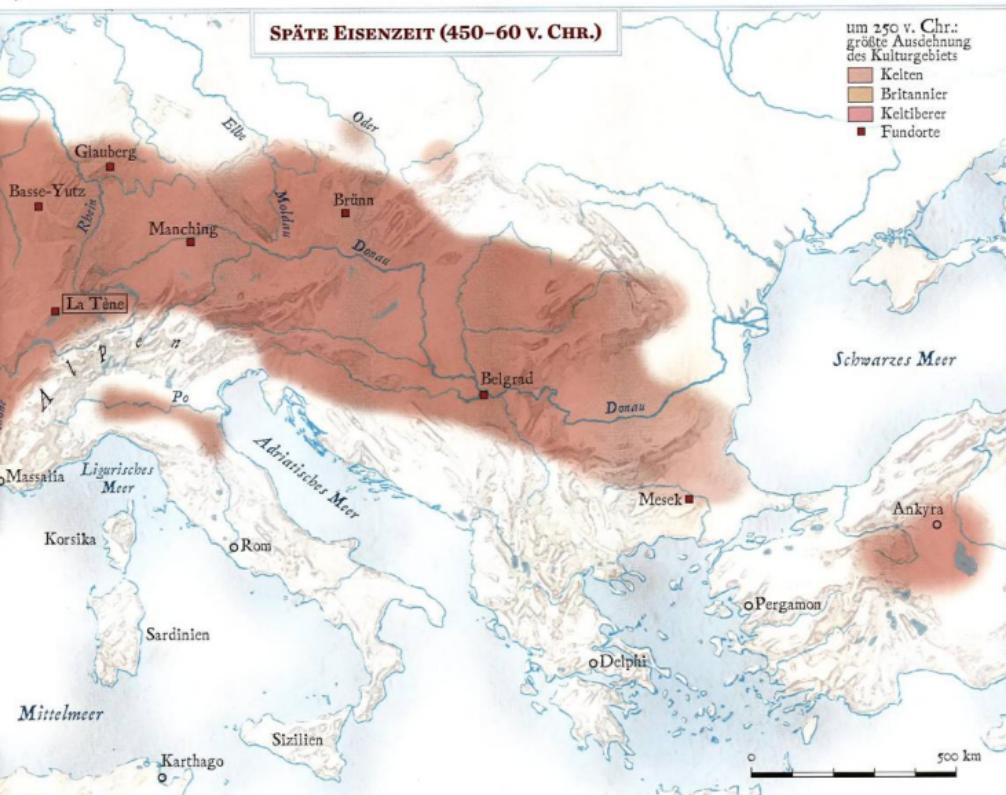
In der frühen Eisenzeit entsteht die keltische Kultur. Nun eint die Menschen von Ostfrankreich über Süddeutschland bis nach Ungarn eine ähnliche Lebensweise: Sie legen Grabhügel an, schmieden Waffen und Werkzeuge aus Eisen, schließen ihre Kleider mit Gewandspangen. »Keltoi« werden sie erstmals wohl im 6. Jh. v. Chr. von griechischen Gelehrten genannt. Archäologen bevorzugen den Begriff »Hallstattkultur«, benannt nach einem wichtigen Fundort in Österreich



Forscher

Schwarzen Meer, von den Pyrenäen bis in die deutschen Mittelgebirge, sie gründeten Paris, eroberten ihre Geschichten und Rituale haben sie mündlich weitergegeben. Wissenschaftler vermögen nur noch ihre zahl von Stämmen, die vereint waren in einer gemeinsamen Kultur

TEXT: JONATHAN STOCK; KARTEN: STEFANIE PETERS



In der späten Eisenzeit breitete sich die keltische Kultur bis zum Atlantik und zum Schwarzen Meer aus – vor allem, weil sie anderen Völkern als überlegen erscheint. Auf den Britischen Inseln sprechen einheimische Stämme eine keltische Sprache und übernehmen bestimmte Kulturtchniken vom Festland; Kelten werden als Söldner in die heutige Türkei geholt und siedeln dort. In Nordostspanien finden Forscher später keltische Inschriften. Eine eigene Kunst entsteht, Waffen- und Schmiedehandwerk entwickeln sich weiter, keltische Stämme gründen große, befestigte Siedlungen. Archäologen nutzen für diese Epoche den Begriff »Latènezeit«, benannt nach einer Fundstelle in der Schweiz

sie die Absicht, mit der der Ring in das Grab gelegt wurde.

Es geht den Archäologen so wie den *Anthropologen*, die zwar über chemische Ablagerungen in Knochen und Zähnen zu bestimmen vermögen, wer am Fundort eines bestimmten Skeletts aufgewachsen oder wer nur zugezogen ist, über die Gründe für die Wanderung aber auch nur spekulieren können.

Und abgesehen von allen Unterschieden der Methodik ergibt die Summe aller Erkenntnisse kein einheitliches Bild. So fanden Archäologen in Ligurien, an der Nordwestküste Italiens, Gräber mit keltischen Eisenschwertern – doch haben keltische Stämme nach historischen Quellen nie einen Fuß dorthin gesetzt.

Sprachwissenschaftler untersuchen das Irische, eine keltische Sprache – Ar-

chäologen, Historiker und Anthropologen aber finden keine Beweise für eine größere Einwanderung von Kelten auf die Britischen Inseln.

Und obwohl viele Forscher ab 800 v. Chr. eine keltische Kultur in Zentral-europa umreißen können, kannte sie damals wohl niemand. Noch um 700 v. Chr. benennt der griechische Dichter Hesiod dort nur die „Hyperboraeer“, das unbekannte Volk „jenseits des Nordwinds“.

Weshalb sollte das Bild der Kelten auch einheitlich sein? Wenn zwei die gleiche Sprache sprechen, müssen sie noch nicht miteinander verwandt sein. Wer mit ähnlichen Schwertern kämpft, muss sich nicht als Teil einer Gemeinschaft begreifen. Und was die einen als Kelten bezeichnen, müssen nicht alle als Kelten bezeichnen.

Identität entsteht eben aus vielen Kriterien. Die wichtigsten sind vielleicht diese fünf: Selbstwahrnehmung, Fremdwahrnehmung, Sprache, Kultur und Verwandtschaft.

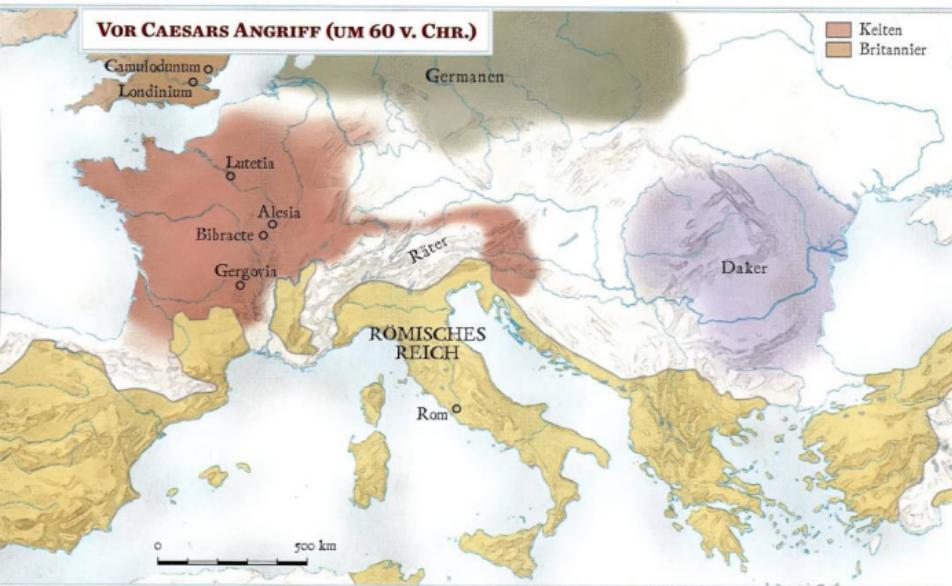
Was heißt das für die Kelten?

I. SELBSTWAHRNEHMUNG: Identität entsteht durch das Bild, das man von sich selbst hat.

Von den Kelten ist keine Inschrift oder Überlieferung erhalten, die etwa heißt: „Ich bin Diviciacus, ein Kelte vom Stamm der Haeduer.“ Und selbst wenn es sie gäbe, würde sie nicht ausreichen. Es müssen Hunderte Inschriften sein, aus verschiedenen Zeiten und Orten, um ein klares Bild abzugeben.

Nur ein Zitat dazu ist überliefert, von Gaius Iulius Caesar aus seinem Werk

VOR CAESARS ANGRIFF (UM 60 V. CHR.)



Vor Caesars Einfall nach Gallien stehen die Kelten (von den Römern Gallier genannt) an der Schwelle zur Hochkultur – im Gegensatz zu den benachbarten Germanen. In den *oppida*, großen, befestigten Siedlungen wie Gergovia oder Bibracte, wohnen bis zu 10 000 Menschen. Dort werden Münzen geprägt, Kalender, Gewichts- und Maßsysteme entwickelt und Briefe in griechischer Schrift verfasst. Selbst die Römer und weit entfernte Völker wie die Daker erwerben keltischen Schmuck und Waffen. In Süddeutschland dagegen kommt es ab etwa 80 v. Chr. bereits zu einem Niedergang der Kultur; Siedlungen wie Manching werden nach und nach verlassen, bis die Region fast menschenleer ist. Zwischen 58 und 51 v. Chr. erobert Caesar Gallien, ein Großteil der keltisch geprägten Britannier wird 43 n. Chr. von Rom unterworfen. In beiden Fällen geht die keltische Kultur in der römischen auf

über den Gallischen Krieg, in dem er über die meisten Bewohner Galliens schreibt, dass sie sich in ihrer Sprache „Celtae“ nennen, zu Deutsch: Kelten.

Nach dieser Definition der Selbstwahrnehmung wären Kelten nur die Bewohner Zentralfrankreichs um etwa 60 v. Chr. Von ihren keltischen Nachbarn im heutigen Süddeutschland oder Böhmen ist nicht bekannt, wie sie sich nannten, obwohl sie eine ähnliche Kultur und Sprache hatten wie die Gallier.

Vielleicht nannten auch sie sich „Celtae“, doch eine Quelle gibt es dafür nicht.

II. FREMDWAHRNEHMUNG: Identität entsteht durch Konfrontation mit anderen.

Für griechische und römische Schreiber waren die Kelten Barbaren – im Gegensatz zu ihnen. Als „kriegerisch“ und „versoffen“ etwa beschrieb der Griechen Platon die Kelten um 350 v. Chr. Und nach der Einschätzung des Philosophen Aristoteles waren sie zwar furchtlos, aber unfähig zur staatlichen Ordnung.

Seit dem 6. Jahrhundert v. Chr. verwendeten Griechen und später Römer in Beschreibungen die Begriffe „Keltoi“, „Keltai“ oder „Celtae“. Vermutlich hörten sie von den Kelten erstmals durch die Bewohner der griechischen Kolonie Massalia, des heutigen Marseille.

Definiert man die Kelten nach dieser Wahrnehmung durch andere, waren sie ein Volk, das spätestens ab 600 v. Chr. die Mitte Europas besiedelte, nördlich und westlich der Alpen, vor allem im heutigen Frankreich, in Süddeutschland, der Schweiz und Österreich.

III. SPRACHE: Identität entsteht durch ein gemeinsames Idiom.

Das Keltische zählt wie das Griechische zu den indoeuropäischen Sprachen. Sei Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. verbreitete es sich wahrscheinlich als eine Art HandelsSprache von den Alpen bis nach Spanien, Frankreich und auf die Britischen Inseln.

Das jedenfalls meinen Linguisten rekonstruieren zu können: aus dem Vergleich mit anderen indoeuropäischen Sprachen sowie aus keltischen Grabinschriften, Ortsnamen, Kalenderfragmente und Münzlegenden. Mit der

Ausdehnung des Römischen Reiches und den Völkerwanderungen gingen die meisten keltischen Dialekte unter. Nur einige überlebten in den Randgebieten am Atlantik, bis heute: etwa das Irische, Schottische und Walisische.

Doch kann man alle Menschen, die Keltisch sprachen, Kelten nennen?

Die Linguisten sagen: ja. Die Archäologen sagen: nein. Denn, so ihre Argumentation, zwar nutzten auch die Bewohner der britischen Inseln dieses Idiom, doch unterschied sich ihre Kultur zu sehr von der keltischen auf dem Festland.

IV. KULTUR: Identität entsteht durch gemeinsame Traditionen.

Archäologen können die Riten und Gebräuche eines Volkes nur anhand der Funde rekonstruieren, die jetzt noch zu machen sind. Schwerter aus Metall bleiben über Jahrtausende erhalten, das Holz zum Häuserbau nur selten – und mündlich weitergegebene Kultformeln für die Opfer an einen Gott gar nicht.

Archäologen setzen die Zeit der Kelten mit der Eisenzeit gleich, nach dem wichtigsten Material. Diese Epoche beginnt um 800 v. Chr. und endet um die Zeitenwende. Ihre größte Ausdehnung hat die Kultur der Kelten um etwa 250 v. Chr.: Damals reicht sie vom Schwarzen Meer bis zum Atlantik, von Oberitalien bis zu den Mittelgebirgen. Und zu ihrer Blütezeit, um etwa 100 v. Chr., stehen die Kelten an der Schwelle zur Hochkultur. Sie haben eigene Städte, prägen Münzen, entwickeln Kalender, Gewichts- und Maßsysteme und verfassen Briefe in griechischer oder lateinischer Schrift.

Die Megalithen von Stonehenge dagegen sind mehr als 1000 Jahre älter als die ersten Kelten. Auch die Keltenkreuze sind nicht keltisch, sondern Zeichen einer christlichen Kultur, die erst im 6. Jahrhundert aufkommt.

V. VERWANDTSCHAFT: Identität entsteht durch eine gemeinsame Herkunft.

Eine genetische Gemeinsamkeit lässt sich für die Kelten nicht feststellen. Die Forscher sind sich vielmehr einig, dass es wohl nie eine Art Ur-Clan von Kelten oder ein „Keltische-Gen“ gegeben hat. Stattdessen waren es wahrscheinlich viele genetisch unterschiedliche Men-

schen, die ihre Lebensweise durch Sprache und Handel anließen, sodass eine gemeinsame Kultur entstand.

Dennoch müssen für die Kelten Verwandschaftsbeziehungen, etwa durch Vermählungen in andere Stämme, wichtig gewesen sein. Mit Glück lässt sich bei einzelnen Gräbern und Siedlungsfunden auch noch feststellen, wer miteinander verwandt war oder wer dort geboren ist.

In größerem Maßstab geht das aber nicht – zu gering sind die Funde und zu komplex die Einwanderungsbewegungen aus dem Nahen Osten, Afrika, dem Mittelmeerraum und Osteuropa.

Und gerade die Menschen, die sich selbst als Kelten bezeichneten haben sollen, die keltischen Gallier zu Caesars Zeiten, verbrannten ihre Toten, sodass Forscher auf keine Knochen für heutige Analysen zurückgreifen können.

Nimmt man alle fünf Kriterien zusammen, entsteht dennoch ein mögliches Bild der Kelten – so wie bei fünf Farbschablonen, die man übereinanderlegt. Dort, wo sie sich überschneiden, wird das Bild dunkler. Dort, wo nur eine zu sehen ist, ist es am hellsten.

In Gallien, zu Caesars Zeiten, ist das Bild am dunkelsten, da dort die meisten Definitionen zusammenkommen. Dort lebten in jenen Jahren Menschen, die sich wohl selbst als Kelten bezeichneten, auch von anderen so genannt wurden, die keltische Dialekte sprachen und eine eigene Kultur pflegten.

Heller wird das Bild in den angrenzenden Gebieten und Zeiten – dort, wo Archäologen eine keltische Kultur verorten, aber niemand weiß, wie sich die Menschen selbst bezeichneten haben, etwa in Süddeutschland. Und am hellsten ist es dort, wo vor allem die Sprache von den Kelten kündet: auf den Britischen Inseln. Ausgerechnet dort also, wo sich noch heute viele Bewohner als Nachfahren der Kelten begreifen.

Das Bild der Kelten ist demnach das Bild eines Volkes mit vielen Schattierungen. Eines Volkes, das mehr als ein halbes Jahrtausend lang die Geschichte Mitteleuropas bestimmte – bevor es in der römischen Kultur aufging. □

Das VOLK aus dem



Im 8. Jahrhundert v. Chr. ändern sich Kultur, Rituale, Handwerk und Kunst etlicher Stämme. Formt sich so das erste namentlich bekannte Volk Mitteleuropas: die Kelten. Heute erhebt sich Frankfurt am Main. Und sie erbauen Siedlungen, wie die Heuneburg



DUNKELN



Süddeutschlands und benachbarter Regionen. Aus vielen Gemeinschaften

Ihre Herrscher errichten gewaltige Hügelgräber, von denen sich das wohl älteste beim an der Donau, deren Schicksal bis heute rätselhaft ist

VON CAY RADEMACHER



Eine Rekonstruktion der von einer Mauer geschützten Heuneburg, die nach 600 v. Chr. nicht weit vom heutigen Sigmaringen entfernt errichtet wird – wohl die bedeutendste Siedlung der keltischen Frühzeit. Auf der nahe gelegenen Donau transportieren Händler Eisen, Salz und andere Waren. Der Kontakt quer durch Europa bis zum Mittelmeer verändert die frühen keltischen Stämme – und macht ihre Fürsten stark genug, um Festungen zu errichten

W

o verläuft die feine Grenze zwischen Urzeit und Geschichte? Wann verlässt ein Volk den Dämmer archaischer Epochen und tritt ins Licht der Erinnerung?

Wenn es einen Namen bekommt.

Seit Jahrtausenden leben namenlose Menschen in Europa nördlich der Alpen: Jäger, Fischer, Bauern, Krieger, Künstler. Unzählige Generationen haben Spuren hinterlassen, in Höhlen, an Flussufern, in Mooren, auf dem Grund von Seen, sogar im Gletschereis. Und doch bleiben sie seltsam nebelhafte Gestalten, weil sie wir nicht benennen können. Wissenschaftler behelfen sich, indem sie Volksgruppen nach wichtigen Relikten oder Fundorten bezeichnen. Doch verraten Begriffe wie „Bandkeramiker“ bloß die Not unserer Sprachlosigkeit.

Als erstes Volk Mitteleuropas treten die Kelten aus dieser Anonymität heraus.

Als *keltoi* nämlich bezeichnen die antiken Griechen Völkerschaften in dieser Region, vereint in einer gemeinsamen Sprache. Die Griechen schreiben ihre Beobachtungen auf und halten sie damit für alle Zeiten fest. So bekommen auch die dazugehörigen Relikte, die Archäologen aus dem Boden bergen, einen geistigen Kontext, der älteren Fundstücken fehlt: Materielle Spuren und verschriftlichtes Gedächtnis erst ergeben für uns Heutige wahrhaftig eine Kultur.

Rätselhaft aber ist diese erste Kultur Mitteleuropas: Keiner kann sagen, wo genau sie entsteht; niemand weiß, welche Namen sich die ersten Kelten geben, wie sie Flüsse, Berge, Wälder taufen, wie ihre Siedlungen heißen, an welchen Götter sie glauben – ja, ob sie sich selbst überhaupt als „Kelten“ bezeichnen, ob sie sich als Einheit fühlen oder ob sie nur von den griechischen Beobachtern als *ein Volk* gesehen werden.

Sicher ist, dass die Kelten niemals ein großes Reich errichten und dass sie während der längsten Zeit ihres Bestehens

kaum je eine Zeile niederschreiben, die Jahrtausende überdauert. Als ihre Kultur schließlich erlischt, verschwindet auch ein erheblicher Teil ihres geistigen Erbes für immer.

Und so bleibt Archäologen und Historikern nichts, als sich auf die Spurensuche zu machen, um herauszufinden: Wann begann die keltische Kultur? Wo entstand sie, und warum?

Kurz: Wer waren die ersten Kelten?

I. DIE FRÜHEN ZEUGEN

Das älteste überlieferte Dokument, das von den Kelten kündet, ist lakonisch und rätselhaft. Es ist ein anonymer griechischer *periplous*, eine Art Seekarte in Textform, eine Beschreibung der Küsten und Landstriche, mit der sich Kapitäne auf Fernreisen orientieren können. Dieser wahrscheinlich um 600 v. Chr. niedergeschriebene *Periplous* ist seit Jahrhunderten nur noch in Fragmenten überliefert und beschreibt den Westen und Norden Europas. Dort werden die Kelten genau einmal genannt: Sie leben in „einem Land, das sie den Liguren geraubt haben.“

Andere antike Indizien deuten darauf hin, dass dies wohl ungefähr die Provence meint, das Hinterland der südfranzösischen Küste. Das Zeugnis legt aber nahe, dass diese Region nicht zur ursprünglichen Heimat der Kelten zählt, sonst hätte sie ja nicht „geraubt“ werden können.

Der Grieche Herodot, einer der bedeutendsten Historiker der Antike, schreibt um 450 v. Chr. scheinbar präziser: „Die Donau, die von den Kelten und der Stadt Pyrene herkommt, fließt mitten durch Europa. Die Kelten aber wohnen jenseits der Säulen des Herakles.“

Der Chronist, der diesen Teil des Kontinents nie bereist hat, verbindet damit allerdings zwei unterschiedliche Regionen: „Jenseits der Säulen des Herakles“ bedeutet den antiken Griechen nämlich „jenseits der Meerenge von Gibraltar“, eine vage Beschreibung für alle irgendwie bekannten atlantischen Landstriche West- und Nordeuropas, die mit dem Schiff erreicht werden können. Das Gebiet der oberen Donau hingegen – wo sie „her-

kommt“ – ist der Raum Ostfrankreich, Südwürttemberg, Nordwestschweiz.

Selbst den Griechen also, zu jener Zeit Europas höchstentwickelte Kultur mit Historikern, Geographen, Dichtern; mit Seefahrern, die bis zum Atlantik vorstossen, und Fernhändlern, die eine ungefähre Vorstellung von der Lage der europäischen Ströme Rhône, Seine, Rhein, Donau und Elbe besitzen, sind die Kelten in ihrer Frühzeit kaum bekannt.

Offenbar begegnen die Griechen ab etwa 600 v. Chr. schon von Südwürttemberg bis zur Atlantikküste und hinauf zur oberen Donau Menschen, die sie Keltoi nennen. Was aber bedeutet Keltoi? Nach einer modernen Theorie könnte es „die Großen, Erhabenen“ meinen.

Doch: Haben sich jene Menschen selbst so bezeichnet? Gehören sie im ethnischen Sinne einem einzigen Volk an? Oder sind damit verschiedene Völker gemeint, die aber aus griechischer Sicht wichtige Dinge gemein haben – Dinge, über die ihre Nachbarvölker wiederum nicht verfügen? Und was wäre das: eine gemeinsame Sprache, eine gemeinsame Religion? Äußerlichkeiten wie einheitliche Tracht, Bewaffnung, Schmuck?

Alles ist denkbar, nichts zu beweisen. Um 600 v. Chr. müssen die Kelten dem griechischen Seefahrern und Abenteuern schon als weit verbreitetes Volk erscheinen – wann und wo dessen Ursprünge zu suchen sind, darüber verraten jedoch selbst diese ältesten Schriften nichts.

Das können nur die stummen Zeugnisse der Kelten selbst.

II. DER ERSTE FÜRST

Ein mäandriernder Fluss. Graues Wasser, sumpfiges Ufer. Nebelschleier im Fächer der Weidenzweige. Erlen und Pappeln im morastigen Grund. Tausend Schritte hinter dem Flussufer wirft sich das Land höher auf.



In einem Fürstengrab am Main wurde dieses Schwert gefunden



Für einflussreiche Frauen und Männer errichten die Kelten bis zu zehn Meter hohe und 100 Meter breite Grabhügel, die sie oft mit Begrenzungen aus Holz und Stein als heilige Bezirke kennzeichnen – wie dieses Monument, 400 Meter neben der Heuneburg

Und dort erhebt sich ein grasüberwachsender Hügel, über vier Meter hoch, 36 Meter durchmessend, kreisrund. Eine mannsgroße, roh zurechtgehauene, rot schimmernde Steinstele steht auf seinem Scheitel, unbeweglich und stumm wie ein Wächter.

Ein heiliger Ort. Ein Grab.

Im Inneren des Hügels eine Kammer aus Eichenholz. Darin ein toter Mann, 50 bis 60 Jahre alt, etwa 1,75 Meter groß, im Leben ein starknochig und muskulös, ein prächtiges Schwert an der Seite und weitere Schätze in der Kammer.

Ein magischer Ort wie aus einer alten Sage – der heute in einem Streifen urbarer Peripherie liegt: in einem Eichenwaldchen am Stadtrand von Frankfurt.

Um 700 v. Chr., als die Leiche in die Kammer gebettet wird, dominiert ihr Grabhügel hingegen, so rekonstruierten Forscher die Funde, eine unwegsame Auenlandschaft, die der Main zwischen

Wälder und Wiesen gefräst hat. Der Mann, dessen Totenruhe Archäologen 1966 störten, wird von Forschern als „Keltenkönig“ tituliert.* So gewaltig ist sein Grab, so prächtig sind die Gaben in der Kammer, dass er eine herausragende Stellung innegehabt haben muss.

Über die Jahre sind etliche Begräbnisplätze wie dieser erforscht worden. Doch so archaisch ist das Grab am Main, dass der dortige Tote der vielleicht älteste Keltenfürst ist, der je entdeckt wurde.

Damit aber wird jener Namenlose vom Main zum Zeugen, werden seine Grabbeigaben zu Zeugnissen einer historischen Umwälzung in Mitteleuropa – einer Umwälzung, mit der die Kelten ins Licht der Geschichte treten.

Denn ab etwa 800 v. Chr. verändert sich die Welt Mitteleuropas, verändert sich auch die Kultur der Menschen dort.

So dramatisch und zugleich über eine große Region so einheitlich ist diese Veränderung, dass Archäologen in jene Zeit die Geburt der Kelten datieren.

Das Wetter verschlechtert sich ab etwa 800 v. Chr. Ein Klimasturz (dessen Ursachen rätselhaft sind) bringt auf Jahrzehnte dauerhaft kältere Temperaturen und mehr Regen. Eine Folge: Uraltes Siedlungsland an Seeufern versinkt buchstäblich in den Fluten. Plötzlich müssen sich Dorfbewohner, ganze Gruppen neues Terrain suchen.

Ungefähr in jenen Jahrzehnten vollzieht sich in Mitteleuropa zudem der Sprung von der Bronze- zur Eisenzeit.

Bronze, eine Legierung aus Kupfer und Zinn, ist seit Jahrhunderten bekannt, wird für Waffen und Werkzeuge, für Geschirr und selbst alltäglichste Dinge wie Gewandnadeln verwendet. Das Material ist allerdings relativ weich – und der Rohstoff Zinn in Europa nur

* Der Begriff „Fürst“ entstammt den Verhältnissen des deutschen Mittelalters. In Ermangelung einer treffenderen Bezeichnung wird er aber in der Literatur zu den Kelten – und auch in diesem Heft – häufig auf die Führer von Keltengemeinschaften angewendet.



Herrscher und ihre Familien leben in bis zu 25 Meter langen und mehr als 14 Meter breiten Häusern aus Holz, Lehmputz und Stroh – vergänglichen Bauten, die Forscher nach wenigen Spuren, etwa Pfostenlöchern im Boden, rekonstruiert haben

selten zu finden, etwa in Südgland.

Eisen hingegen kann an vielen Orten abgebaut werden. Es ist zudem härter als Bronze, aber das Erz muss in komplizierten, mit großen Holzkohlestößen bestückten Öfen über Stunden bei Temperaturen von mehr als 1000 Grad Celsius geschmolzen werden. Um das Jahr 1500 v. Chr. wird diese Technik erstmals in Anatolien gemeistert, langsam breitet sich dieses Wissen zum Mittelmeer hin aus und erreicht auch die Griechen.

Um 800 v. Chr. muss der erste keltische Schmied, wahrscheinlich von einem Meister aus dem Süden, in die Geheimnisse dieser Kunst eingewiesen worden sein. Seither gewinnen die Menschen nördlich der Alpen Eisen, wenig zunächst, denn die Herstellung bleibt schwierig, doch nach und nach werden vor allem Waffen und Werkzeuge aus dem dauerhaften Metall gefertigt.

Bronze jedoch bleibt wichtig, als

Werkstoff für Geschirr und Schmuck: Es lässt sich (anders als Eisen) mit antiker Technik gießen und damit leichter in komplizierte Formen bringen.

Allerdings wird einer der beiden Rohstoffe im 8. Jahrhundert v. Chr. knapp: das Kupfer. Und gleichzeitig nimmt die Nachfrage noch immer zu.

Die Griechen breiten sich im Mittelmeer aus, gründen Kolonien in Süditalien, Sizilien, schließlich in der Provence: Dort entsteht um 600 v. Chr. Massalia, das heutige Marseille.

Ihre Konkurrenten sind die aus der Levante stammenden Phönizier, die ebenfalls weit im Westen Kolonien errichten, darunter Karthago.

Am Ende des 8. Jahrhunderts v. Chr. schafft zudem in Mittelitalien ein rätselhaftes Volk den Sprung zur Hochkultur, gründet Städte, nutzt die Schrift, betreibt fernen Handel mit Rohstoffen und Schätzen: die Etrusker.

Phönizier und später Karthager beherrschen zeitweise das Meer, sperren schließlich die Straße von Gibraltar für

alle fremden Schiffe. Fortan handeln allein sie in Spanien und auf einer Atlantikroute mit dem zinnsreichen England.

Griechische und etruskische Rivalen kommen deshalb nicht mehr über See. Sie nehmen vielmehr auf der Suche nach Zinn (und auch anderen Rohstoffen, etwa Bernstein von der Ostsee) Handelskontakte bis tief nach Mitteleuropa auf: von Massalia aus bis zu Rhône und Seine. Über verschiedene Alpenpässe und die Donauregion zu Rhein und Elbe.

Die Abgesandten der mediterranen Zivilisationen bringen im Tausch Schätze in den Norden: Bronzegefäße, Wein, kostbare Keramik.

Und so verändern sich die Welt der Menschen nördlich der Alpen dramatisch: durch das feuchte Wetter, durch das neue Metall Eisen – und durch die Fremden aus dem Süden, die nie gekanntes Wunder präsentieren.

In diesen Wirren formt sich eine

Kultur, die die Forscher „Kelten“ getauft haben und in der es zu vielen revolutionären Neuerungen kommt:

Es entstehen *neue Siedlungen* – weil alte versinken.

Es bildet sich eine Art *Proto-Industrie des Eisens*: Allein das Gewicht der Schlauchhalden aus keltischen Schmelzöfen schätzen Forscher auf ein bis zwei Millionen Tonnen.

Es kommt zu einer *neuen Begräbniskultur*: Anders als ihre Vorfahren lassen die Mächtigen dieser Zeit sich nicht mehr einäschern, sondern bestatten.

Es entwickelt sich eine *neue Kunst*, angeregt auch von den Griechen und Etruskern, mit Stelen in Menschenformen, bronzenen Gesichtsdarstellungen, geometrisch ornamentierter Keramik.

Und es entsteht eine *neue Macht*: Führer von Clans und Stämmen erringen nun großen Einfluss. Möglicherweise deshalb, weil auf ihrem Territorium bedeutende Eisenerzlager entdeckt werden. Oder weil sie besonders geschickte Schmiede in ihren Reihen haben. Oder weil sie die wichtigsten Orte entlang der neu geschaffenen Handelsrouten kontrollieren, Flussläufe etwa oder Pässe oder die Furten, auf denen Ströme zu überqueren sind.

Verbunden sind die Stämme und Gruppen zudem durch eine *gemeinsame Sprache*. Aus den heute noch genutzten Idiomen der keltischen Familie (etwa Irisch, Bretonisch), aus überlieferten Ortsbezeichnungen und aus den wenigen, in etruskischen, griechischen oder lateinischen Buchstaben niedergeschriebenen antiken keltischen Zeugnissen (zumeist Grabschriften aus der Zeit kurz vor dem Erlöschen der Kultur) haben Linguisten die Entwicklungsgeschichte der Sprache rekonstruiert – und vermuten, dass sie bereits um 1300 v. Chr. entstanden ist. Beweise dafür allerdings gibt es nicht.

Manche Details immerhin deuten auf den nördlichen Alpenrand als Raum, in dem zum ersten Mal Keltisch gesprochen wird: jene Region also, aus der, wie Herodot angibt, die Donau „herkommt“ und die Kelten ihre Heimat haben.

Um 800 v. Chr. wird Keltisch vermutlich bereits von der Donau bis zum Main, von Burgund bis Böhmen gesprochen.

Später weitet sich der Sprachraum wohl bis zur Atlantikküste, der Iberischen Halbinsel, der ungarischen Ebene. Wobei unklar ist, für wie viele der Menschen in jener Riesenregion Keltisch die Muttersprache ist oder bloß eine Lingua franca, eine über geographische Grenzen hinweg verstandene HandelsSprache (ähnlich dem Latein im Mittelalter).

In den Wirren des 8. Jahrhunderts v. Chr. formt sich offenbar also aus etlichen über halb Mitteleuropa verstreuten, ethnisch nicht unbedingt miteinander verwandten Stämmen ein Volk: eine überregionale Gemeinschaft, verbunden durch gemeinsame religiöse Riten, durch eine technische und künstlerische Schaffenskraft, durch gleichgeartete Tracht, Waffen, Schmuckstücke, durch eine allen verständliche Sprache.

In diesem Volk, den „Keltos“ der Griechen, fällt die Macht offenbar wenigen, herausragenden Männern zu, die heute „Fürsten“ genannt werden (ihren antiken Titel kennt niemand). Es sind Adelige, die sich nach ihrem Tod nicht mehr einäschern lassen: Ihre Körper ruhen nun unter monumentalen Grabhügeln.

Wie der Fürst am Main, der vielleicht erste von allen.

Seine Macht verdankt er womöglich einem geographischen Zufall: Der Main ist eine wichtige West-Ost-Route für Händler aus der Ferne. Zudem erleichtert genau dort, wo der Fürst lebt, eine Furt die Durchquerung des Stromes, weshalb hier auch eine bedeutende Nord-Süd-Strecke entlangläuft – hier entsteht also eine Kreuzung wichtiger Handelswege.

Das von dem Fürsten beherrschte Land reicht vielleicht bis zur Mainmündung, ein Territorium von etwa 40 Kilometer Durchmesser. Immerhin

bis zu 10 000 Menschen leben vermutlich in dieser Region.

Als der Fürst um 700 v. Chr. stirbt, ist er etwa 55 Jahre alt, deutlich älter als die meisten seiner Untertanen. Er ist besonders groß und sehr kräftig, die stark ausgeprägten Knochen des rechten Armes deuten an, dass er das Schwert zu führen verstand.

Die Todesursache verrät das Skelett nicht, nur dies: Das linke Schlüsselbein ist ihm einst gebrochen worden, es wuchs im schiefen Winkel wieder zusammen – der Fürst wird danach seinen linken Arm nur unter Schmerzen bewegen, wird ihn wohl kaum über Schulterhöhe angehoben haben können. (Was ebenfalls ein Grund für den viel kräftigeren rechten Arm gewesen sein kann: Er muss alles mit ihm erledigt haben.)

Seine Untertanen schlagen nach seinem Dahinscheiden hartes Eichenholz mit Eisenäxten zu Bohlen, zimmern die Grabkammer, deponieren dort den Toten und die Beigaben.

Dann schleppen sie Steine herbei, umschließen das hölzerne Totenhaus damit, schütten anschließend rund 1000 Kubikmeter Sand und Erde zu einem Hügel darüber auf.

Sie umzirkeln die Erhebung mit einem zwei Meter breiten und halbmeterhohen Graben, pflanzen die Sandsteinstele auf die Kuppe.

Zwei Dutzend Männer, so schätzen Forscher, benötigen etwa drei Wochen für diese Arbeiten.

Dann nimmt der Keltenfürst Schätze mit in sein Grab, wie sie für Europa nördlich der Alpen zuvor undenkbar gewesen sind.

Zum Beispiel sein Schwert, 86 Zentimeter lang, das man rechts neben ihn





Schatz von HOCHDORF



Ein Fürstengrab verbirgt einige der ungewöhnlichsten Objekte der Antike

Das prächtigste, heute noch erhaltene Fürstengrab aus der Zeit der Kelten lag unter einem Feld bei Ludwigsburg. In Eberdingen-Hochdorf wurden 1968 die Reste eines künstlich aufgeschütteten Hügels entdeckt. Und darin, verborgen in einem Schacht: das Grab eines Herrschers, reich ausgestattet, niemals beraubt.

Der Mann, zwischen 550 und 500 v. Chr. gestorben, lag in einer 4,7 mal 4,7 Meter messenden Grabkammer aus Eichenbohlen, umgeben von einem zweiten, 7,4 mal 7,5 Meter großen Raum, dazwischen dicht gepackte Steinlagen.

Zwar brach die Konstruktion irgendwann in sich zusammen, aber dennoch fanden die Forscher, die das doppelschlägige Gehäuse schließlich öffneten, den Toten und alle seine Grabbeigaben in etwa so, wie sie zweieinhalb Jahrtausende zuvor dort abgelegt worden waren.

Der Fürst, das ergaben Analysen seiner Knochen, muss zwischen 40 und 50 Jahre alt geworden sein. Und er war außerdentlich groß, gut 1,87 Meter, auch sein Schädel war wuchtig, der Körper muskelbeackt. Ein Titan also, älter, größer, stärker als die allermeisten seiner Zeitgenossen.

Er ruhte auf einem 2,75 Meter langen Liegesofa, zusammengekniet aus sechs großen Blechen, mit Eisenstangen verstrebt – und getragen von acht Frauenfiguren, die zwischen ihren Füßen Räder halten, sodass dieses metallene Möbelstück gerollt werden konnte. Neben der Liege stand ein fast ganz mit Eisen beschlagener vierrädriger Wagen, Insignie seiner Fürstennacht.

Auch Gold blitzte im Schutt, darunter der 144 Gramm schwere Halsring des Toten sowie ein mit Goldblech überzogener Dolch und Goldbänder, die auf seine Schuhe genäht



Als der Herrscher um 525 v. Chr. starb, gab man ihm Stoffe, Bronze, Eisen mit ins Grab – und ein halbes Kilo Gold

worden waren. Insgesamt hatte man dem Toten mehr als ein halbes Kilogramm Gold mitgegeben.

Was die Gelehrten jedoch bis heute am stärksten fasziniert, ist nicht der immense materielle Wert der Objekte, ist nicht einmal die zum Teil erstaunliche Kunstfertigkeit ihrer Goldschmiede, sondern die rätselhafte Bedeutung einiger Beigaben. Der Halsring etwa umschmiegte noch den Hals des Toten – doch war er zuvor an einer Stelle grob zer

rissen worden. Sollte damit symbolisch auch die irdische Macht des Dahingeschiedenen ausgelöscht werden?

Die nur 0,2 Millimeter dünnen Goldbleche auf den Lederschuhen, scheinbar wenig spektakulär unter diesen Schätzen, sind in der Form genau angepasst worden. Doch der Edelmetallschmuck für den rechten Schuh wurde auf den linken genäht und umgekehrt. Ein Versehen, ein Fehler in der Hektik eines Beerdigungsrituals?

Wohl eher nicht, denn der Tote, das belegen Spurenanalysen am Skelett, muss auf eine noch unbekannte Art eingesämtigt worden sein und lag wohl mehrere Wochen auf dem Blechsofa, bevor die Grabkammer verschlossen wurde. Zeit genug also, um seine Schätze sorgfältig herzurichten.

Ist die seitenvorherige Anbringung demnach eher eine Art magisches Ritual? Ein Zeichen höchster Verehrung (man gibt dem Toten Gold mit) und zugleich ein Abwehrzauber – da ihm die „verkehrten Schuhe“ die Füße fesseln sollten?

Fürchtete man, der Tote könnte als Wiedergänger sein Unwesen treiben?



Goldene Fibel:
eine Gewand-
spange, mit der
die Kleidung ge-
schlossen wurde

Der Fürst ruhte auf
einer 2,75 Meter lan-
gen, mit Zeichnungen
und Mustern verzier-
ten Bronzeliege





Pferde, die das Joch am Wagen des Toten zierten

Auch um das Bronzesofa ranken sich Spekulationen. Eine Liege in dieser Form und diesem Material ist aus der antiken Welt sonst nicht bekannt. Einige Indizien – abgestoßene kleine Verzierungen und fehlende Einzelteile – deuten darauf hin, dass dieses Möbelstück eine Zeit lang in einem Haus benutzt worden sein muss, also nicht eigens für das Begräbnis gefertigt wurde.

Wer aber hat dieses Meisterwerk geschaffen? Welche Bot- schaften mögen die detailreichen, durch Hammerschläge aus dem Blech getriebenen Bilderfriese auf den Lehnen verbergen? Wahrscheinlich, dafür gibt es Indizien, wurde die Bronzearbeit in Oberitalien gefertigt. Aber wann und wie gelangte sie nach Südwestdeutschland? Und brachte man sie als Geschenk oder als Beutestück?

Der prachtvoll bestattete Tote war möglicherweise Mitglied einer Herrscherdynastie. Im Jahr 2003 untersuchten Genetiker der Universität Göttingen Abschnitte der DNS des Keltenfürsten; sie gewannen das Material aus einem Backenzahn.

Dann verglichen sie diese DNS-Abschnitte mit ähnlichen Spuren von zehn weiteren Keltenketten aus Fürstengrabhügeln in Baden-Württemberg – und fanden gleich vier Treffer. Drei Tote könnten in weiterer Linie mit dem Keltenfürsten verwandt gewesen sein. Und ein Mann, der unter einem Hügel bei Asperg ruhte, wird möglicherweise gar ein Neffe des Hochdorfers gewesen sein. Er ist etwa 50 Jahre nach seinem Onkel gestorben.

Doch auch ohne weitere Erkenntnisse gilt die prächtige Ruhestätte des „Fürsten von Hochdorf“ unter Archäologen schon längst als ein Fund, der für die Erforschung der Kelten mindestens so bedeutsam war wie das Grab des Tutanchamun für die Ägyptologie.

Cay Rademacher

legt, die Spitze weist zum Kopf. Die Klinke zeigt Spuren von Kämpfen – sei es im Krieg, sei es in Turnieren – und ist noch aus Bronze gefertigt.

Zu Füßen der Leiche finden die Ausgräber inmitten von Schweineknochen (den Resten eines Leichenmahls vielleicht) ein ursprünglich 32 Zentimeter langes Hiebmesser, dessen Rücken mit kostbarem Golddraht verziert ist. Die Klinge selbst ist aus Eisen geschmiedet.

So wird das Grab zum Zeugnis jenes epochalen Kulturwandels von der Bronze zum Eisen: mit einem der letzten großen Bronzeschwerter, die noch in Mitteleuropa niedergelegt worden sind, und einem der ersten eisernen Messer.

Eine kleine Scheibe aus Bernstein entdecken die Archäologen ebenfalls, in der Mitte durchbohrt: vermutlich der Verschluss eines in den Jahrhunderten danach spurlos vergangenen Stoffsäckchens und zugleich ein Amulett, denn dem Bernstein wird seit Urzeiten magischer Schutz zugesprochen.

Ein aufwendig mit Bronze verziertes Joch sowie zwei Pferdegeschirre stehen stellvertretend für einen vierrädrigen Wagen – ein Symbol für den hervorgehobenen Status des Begrabenen.

Auch eine *stitala* wird dem Fürsten ins Grab mitgegeben, einen bronzenen,



Acht Bronze- statuen auf Rollen tragen die Liege mit dem Toten von Hochdorf. Ein einmaliger Fund



Wie aber sieht die Welt der Leben-
den aus?

20 Liter fassenden Eimer, in dem beim Festmahl vielleicht eine Art Bier ge-
reicht wird. Dazu Speiseschalen aus dem
gleichen Metall – es sind die ältesten
etruskischen Schätze, die man jemals
nördlich der Alpen gefunden hat.

Bernstein aus der Nord- oder Ostsee, Trinkgeschirr vom Mittelmeer, etruski-
sche Bronze: Der Keltenfürst vom Main
hatte offenbar Verbindungen, die weit
über sein Herrschaftsgebiet hinaus-
reichten. Vielleicht sind einst etruski-
sche Gesandte auf seinem Hof erschie-
nen und haben sich mit bronzenen
Schätzen das Recht erkauft, den Main
über die Furt zu queren.

Gut möglich, dass sein Reich sogar
der nördlichste Vorposten der keltischen
Zivilisation ist. Jenseits des Mains sind
aus dieser Zeit jedenfalls kaum Relikte
dieser Kultur bekannt. Vielleicht ist der
Fluss für die Kelten so etwas wie eine
Barriere zu den „barbarischen“ Ländern
im Norden, die Furt am Main also Marktplatz
und Sicherungsposten zugleich.

Schon um 700 v. Chr. spannen die
Kelten also ein unsichtbares Netz um
Mitteleuropa, ein Netz der Handelswa-
ren und der Rohstoffe – und vielleicht
auch der Ideen, des Glaubens.

Der Fürst mag zu seinen Lebzeiten
nicht nur die weltliche Macht in Händen
gehalten haben, sondern auch geistliche
Autorität gewesen sein.

Auffällig jedenfalls sind die Trink-
und Speiseschüsseln, die jeweils paar-
weise in seinem Grab abgelegt werden.
Eine Schüssel für den Toten – aber für
wen ist die zweite? Vielleicht für einen
Gott, mit dem der Dahingegangene im
Totentreich speisen wird?

Nach seinem Ableben wird der Fürst
wohl zu einem heroischen Ahnen, zum
Stammvater einer Gruppe. Sein Hügel-
grab ist ein sakraler Ort, ein Heiligtum,
die steinerne Stele auf der Kuppe, bis auf
den Main hinaus sichtbar, vielleicht ein
Sinnbild des Verstorbenen.

Seine Nachfahren verehren ihn, min-
destens 150 Jahre lang. Denn in Um-
land des Hügels sind etwa 100 weitere
Gräber aus diesem Zeitraum entdeckt
worden – Indizien dafür, dass es vielen
Generationen wichtig war, sich im Schat-
ten des Fürsten bestattet zu lassen.

Gräber, Gräber, Gräber...

III. EINE FESTUNG AN DER DONAU
Wie genau der Fürst vom Main residiert,
ob er einen Hof hat, über ein Dorf ge-
bietet, vielleicht gar so etwas wie eine
Stadt – das weiß niemand. Die Relikte
einer Siedlung, in der der Fürst einst
residierte, sind nicht entdeckt worden.

Die Welt der
lebenden Kelten
offenbart sich 300
Kilometer weiter
südlich – in jener
Region, die schon
Herodot als Herz-
land dieses Volkes
nennt.

Im vier Kilo-
meter weiten Tal
der oberen Donau
nahe Sigmaringen
ragt unweit
des Ufers ein
dreieckiger Ge-
ländesporn auf,
60 Meter über
dem Fluss, 300
Meter lang, an der
Basis 150 Meter
breit: die Heune-
burg, eine natür-
liche Festung an
einer Furt.

Hier gabelt sich Wege, die sehr weit
reichen: Denn die Donau erleichtert
eine Querverbindung von den französi-
schen Strömen (der „Zinnstraße“) vom
Mittelmeer bis zum Atlantik zu den
deutschen Flüssen (der „Bernsteinstraße“)
von der Adria bis zur Ostsee).

In der Keltenzeit wurde Bernstein
wahrscheinlich von der Ostsee die Oder
stromauf bis nach Mähren transportiert,
anschließend zur Donau geschafft und
von dort zur Heuneburg – das zumindest
ist eine plausible Spekulation.

Die Siedlung könnte also eine Art
Sammelpunkt gewesen sein, von dem aus
Fernhändler über die Alpenpässe zu den
Etruskern nach Italien zogen.

In den Jahrzehnten nach 600 v. Chr.
wird dieser Geländesporn Schauplatz ei-
ner einzigartigen zivilisatorischen Ent-
wicklung: Siedler legen hier eine Burg an.
Eine 750 Meter lange, vier Meter
hohe, kalkweiß verputzte Mauer mit
hölzerinem Wehrgang, Türen und min-
destens zwei Toren umschließt schon
bald die Hügelkuppe.

Wälle hat es nördlich der Alpen zwar
schon lange gegeben, Konstruktionen
aus Balken, Erde, Steinen – an der Heu-
neburg aber geschieht Seltsames: Von
der Schwäbischen Alb aus werden über
mindestens fünf Kilometer Entfernung
zentralterschwere Kalksteinblöcke heran-
geschafft, die das Fundament der Mau-
er bilden. Aus

Donauschlamm, Häcksel und
Steinstaub for-
men Arbeiter an-
schließend fast
eine halbe Mil-
lion luftgetrock-
nete Ziegel,
strengh normiert
(etwa 40 x 40 x 10
Zentimeter), die
sie über das Fun-
dament mauern.

Nie zuvor ist
eine solche Mau-
er in Mitteleuropa errichtet
worden.

Wälle aus
Lehmziegeln auf
Kalksteinfundam-
enten haben Archäo-
logen bislang nur im

Mittelmeergebiet ausgegraben, in der
Provence, in Sizilien, in der Levante. Die
Griechen haben so ihre Städte umgür-
tet und manche ihrer seefahrenden Rivalen,
etwa die aus dem Libanon stammenden
Phönizier. Die Heuneburg gleicht also
bis in Einzelheiten südlichen Festun-
gen – in technischen Details sogar eher
phönizischen Werken.

Das Rätsel der Festung lässt sich ei-
gentlich nur so erklären: Ein Baumeister
aus dem Süden muss diese Lehmziegel-
mauer entworfen haben. Kein Einheimi-
scher, den es womöglich zufällig an
die Gestade des Mittelmeeres verschlungen,
der diese Mauern dort sah und später
zurückkehrte, kann diese Festung er-
sonnen haben – zu perfekt ist deren
Ausführung, zu gut organisiert auch die
gesamte Logistik des Baus, als dass er
eine Nachahmung sein könnte.

Wie mag ein Griechen oder gar Phönizier
an die obere Donau gelangt sein? Es



schufen – sondern dass Kelten die Heuneburg gründeten und besiedelten.

Hier, an der Kreuzung weitreichender Handelswege, wurde Wein, Eisen, Bronze, Koralle, Bernstein umgeschlagen. Die Heuneburg war Markt- und Stapelplatz für eine große Region. Und ein wichtiger Produktionsort: Die feinen, mit typischen rot-weißen Mustern verzierten Tongefäße des Ortes wurden zu Hunderten gefunden.

ist denkbar, dass der Baumeister die Heuneburg nicht als Flüchtling oder Opfer eines Menschenraubes erreichte, sondern dass er von einem Keltenfürsten angeheuert wurde, der diese Art Befestigung irgendwo am Mittelmeer gesehen hat.

Den Anweisungen des rätselhaften Baumeisters folgten Hunderte, vielleicht Tausende Arbeiter. Archäologen haben am Fuß des Berges eine 70 Hektar große Außensiedlung nachgewiesen. 5000 Menschen, so schätzen die Forscher, lebten auf und vor der Heuneburg: ein Donau-Athen, das ähnlich wie der griechische Ort aus einer Unterstadt in der Ebene und einem herausgehobenen Burghberg bestand.

Allein vom Bergsporn bargen Archäologen mehrere Tausend Relikte: Gewandspangen aus Bronze, Scherben bemalter Athener Gefäße, Weinamphoren aus Massalia, Korallen aus dem Mittelmeer, Bernstein aus dem Norden – und zum ersten Mal nördlich der Alpen die Knochen von Haushühnern.

Eine weiß ummauerte Festung, 5000 Einwohner, Gold, Bronze, Keramik: Keine Siedlung nördlich der Alpen kann sich mit der Heuneburg vergleichen. Dem antiken Reisenden muss sie wie ein Wunder erschienen sein.

Wer aber waren jene 5000 Menschen? Wer hat den namenlosen südlichen Baumeister für sich arbeiten lassen? Eine naheliegende – aber durch kein weiteres Indiz verstärkte – Spekulation wäre es, in der Heuneburg jene Keltenstadt „Pyrene“ zu sehen, die der griechische Historiker Herodot nennt. (Die einzige Keltenstadt immerhin, die er überhaupt erwähnt!) Sicher ist, das beweisen charakteristische Funde von Fibeln, von Töpferrwaren, das beweisen aber auch außerhalb des Ortes gefundene Grabhügel, dass hier nicht fremde, womöglich mediterrane Eroberer einen Vorposten

IV. FRAGEN OHNE ANTWERTEN

Eine *politische Einheit* ist das aber noch lange nicht. Überall zwischen Burgund und Böhmen, zwischen Alpen und Main stößen Archäologen noch heute auf Hügelgräber – Indizien dafür, dass Fürsten in vielen, jeweils recht kleinen Regionen Macht ausübt.

Offensichtlich bestand das Volk der Kelten aus unzähligen Stämmen, von denen wohl mindestens einer schon eine Proto-Stadt gründete, die Heuneburg. Die meisten Fürsten aber werden nur Gebiete von wenigen Hundert Quadratkilometern Fläche dominieren.

Erst ab etwa 450 v. Chr. berichten griechische und, viel später, auch römische Chronisten ausführlicher über die Kelten, nennen etwa Namen von wichtigen Männern, von Stämmen, beschreiben religiöse Rituale ebenso wie die Kriegskunst ihrer nördlichen Nachbarn.

Die Frühzeit der Kelten aber bleibt im Dunkeln. Über viele Rätsel schweigen die antiken griechischen Chronisten wie die modernen Archäologen: Warum etwa wurde der Fürst vom Main irgendwann nicht mehr als Ahn verehrt?

Wann wurde zum letzten Mal ein Totter in seiner Nähe bestattet – und warum danach dann niemand mehr?

Wurde der Fürst einfach irgendwann vergessen? Zogen seine Nachfahren fort? Oder verehrten sie fortan jemand anderen – aber wen? Was wurde aus seinem kleinen Reich am Main?

Und die Heuneburg? Sie wird um 550 v. Chr. niedergebrannt: Eine Ascheschicht liegt über ihren Ruinen, über den Häusern auf dem Bergsporn, über den Gebäuden der Unterstadt – Hinweis darauf, dass alle Bauten zur gleichen Zeit ein Raub der Flammen wurden. 16 eiserne Pfeilspitzen sind im Umfeld der Burg geborgen worden: bis zu 15 Zentimeter lange Geschosse, die einst auf einem Hartholzschaft gesteckt haben müssen – Geschosse, die so schwer sind, dass sie nur mit riesigen Spezialbögen

abgefeuert werden konnten. Manche Spitzen sind verformt vom Anprall.

Wer aber hat die Heuneburg erobert und zerstört? Es waren offenbar Kelten, so sagen die Archäologen, denn kurz nach ihrer Zerstörung wird die Festung wieder aufgebaut, allerdings nun in traditioneller keltischer Architektur.

Nahm hier ein Stamm den Sitz eines Rivalen ein und wohnte dann selbst dort? Oder kehrten die überlebenden Belagerten später zurück und bauten ihre eigene Siedlung wieder auf, nun aber ohne das Wissen jenes längst verstorbenen südlichen Baumeisters?

Die Lösung für all diese Spekulationen mag noch im Erdboden ruhen. Ganz sicher aber werden sich viele neue Fragen stellen: So präsentierten Forscher erst im Dezember 2010 ein unberaubtes Grab in der Nähe der Heuneburg – eine Ruhestätte, die in einem 80 Tonnen schweren Block als Ganzes aus dem Erdbreich geholt wurde und nun in einem Labor untersucht und konserviert wird. Schon bergen die Spezialisten reiche Beigaben aus Gold, Bernstein, Bronze, Das Grab einer „Fürstin der Heuneburg“?

Und 2005 stießen Archäologen in der Nähe dieser Neuentdeckung in einem Feld auf ein Hügelgrab, das über Jahrhunderte vom Pflug der Bauern fast eingeebnet und damit unsichtbar war. Darin war ein zwei oder drei Jahre altes Mädchen bestattet worden; selbst der größte Teil ihres Skelettes war vergangen, nur anhand der noch erhaltenen Zahnröntgen konnten Geschlecht und Alter bestimmt werden.

Ausgerechnet dieses Mädchen aber wurde mit zwei goldüberzogenen Fibeln und zwei – etruskisch inspirierten – goldenen Anhängern, mit Bronzeringen und -ketten sowie Gewändern und Leder bestattet: Und damit ähnlich reich wie mancher Fürst.

Niemals zuvor ist ein vergleichbares Grab gefunden worden. Das Mädchen muss bei den Kelten eine herausragende Bedeutung gehabt haben.

Man wüsste nur gern, welche ... □

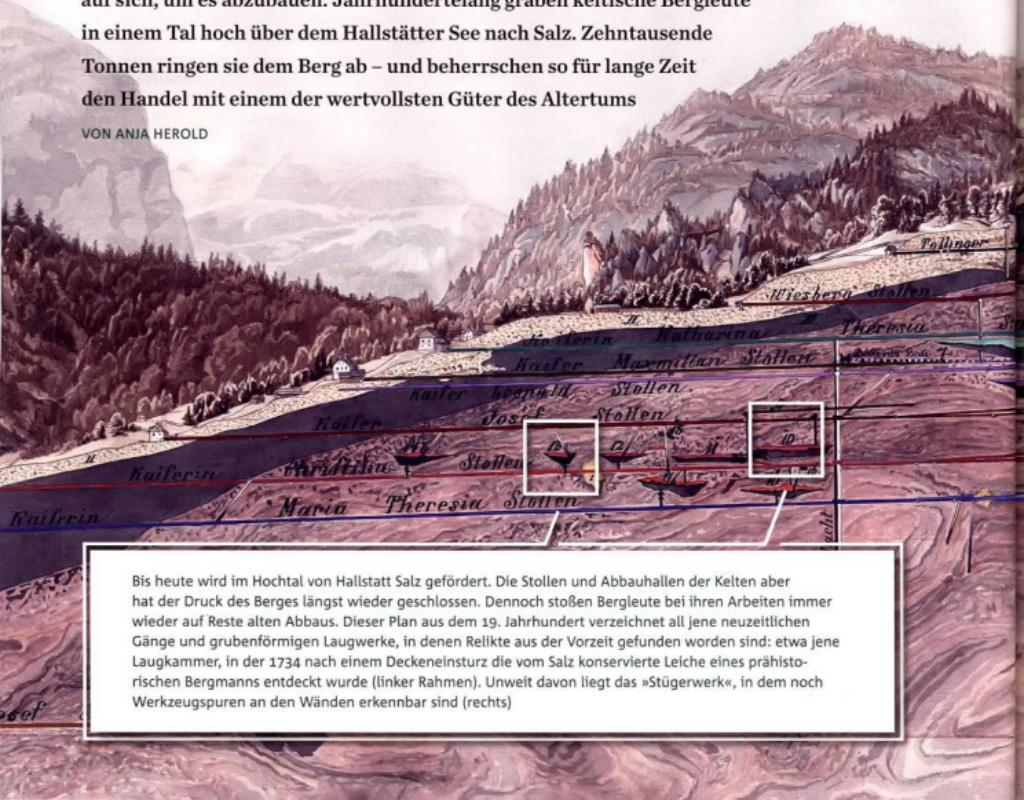
Literaturempfehlung: Sabine Rieckhoff, Jörg Biel, „Die Kelten in Deutschland“, Thien: gutes Überblickswerk, im umfangreichen Anhang sind die wichtigsten Fundstätten aufgeführt – auch Frankfurt, die Heuneburg und Hochdorf.

Cay Rademacher, 45, ist der Geschäftsführende Redakteur von *GEOPOCHE*. Für diese Recherche besuchte er das Archäologische Museum Frankfurt sowie die noch erhaltenen Reste der Hügelgräber – fast unkenntlich in einem Wäldchen neben einer Autobahn.

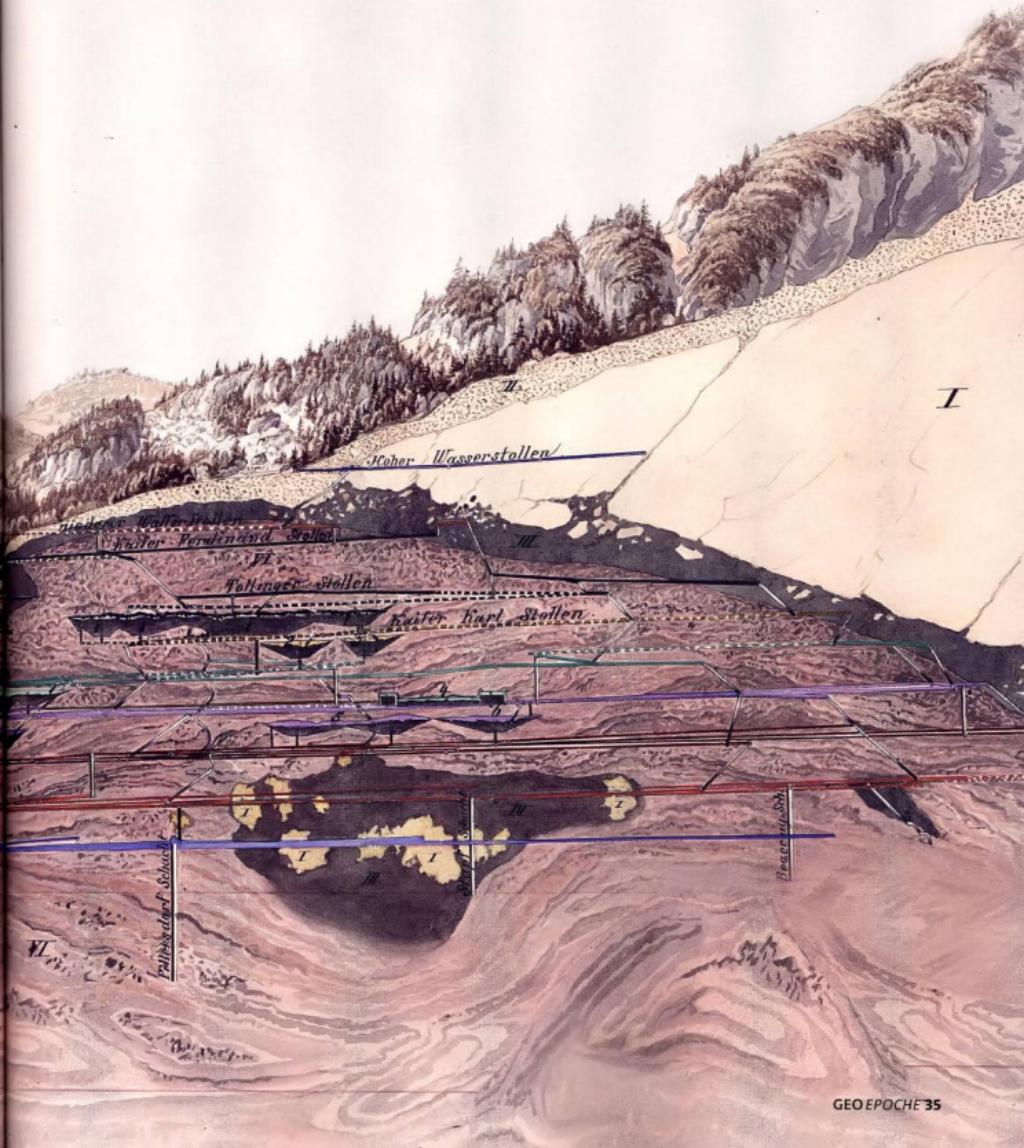
Salz

Wer Salz besitzt, der ist Herr über Wohlstand und Mangel, der entscheidet über Leben und Tod, denn das Mineral ist lebenswichtig für Mensch und Vieh. Und so nehmen die Kelten Mühen und Gefahren auf sich, um es abzubauen. Jahrhundertelang graben keltische Bergleute in einem Tal hoch über dem Hallstätter See nach Salz. Zehntausende Tonnen ringen sie dem Berg ab – und beherrschen so für lange Zeit den Handel mit einem der wertvollsten Güter des Altertums

VON ANJA HEROLD



Bis heute wird im Hochtal von Hallstatt Salz gefördert. Die Stollen und Abbauhallen der Kelten aber hat der Druck des Berges längst wieder geschlossen. Dennoch stoßen Bergleute bei ihren Arbeiten immer wieder auf Reste alter Abbaus. Dieser Plan aus dem 19. Jahrhundert verzeichnet all jene neuzeitlichen Gänge und grubenförmigen Laugwerke, in denen Relikte aus der Vorzeit gefunden worden sind: etwa jene Laugkammer, in der 1734 nach einem Deckeneinsturz die vom Salz konservierte Leiche eines prähistorischen Bergmanns entdeckt wurde (linker Rahmen). Unweit davon liegt das »Stügerwerk«, in dem noch Werkzeugspuren an den Wänden erkennbar sind (rechts)





Keltischer Bronzepickel
mit Holzgriff aus dem Hallstätter
Salzbergtal

Her Reichtum fordert einen hohen Preis. Er zwingt jene Menschen, die in dem abgelegenen Alpental hoch über dem Hallstätter See siedeln, zu einem Leben in unwirtlicher Bergwelt und steter Gefahr. Er drängt Männer, Frauen und Kinder unter die Erde, in Stollen und Hallen. Er zwingt sie zu schwerster körperlicher Arbeit, ausgeliefert dem Rauch der Holzfeuer unter Tage und dem Gestank von Schweiß und Kot.

Doch die Bergleute nehmen all dies auf sich. Denn das Salz der Ostalpen, dessen Staub offene Wunden schmerhaft brennen lässt, ist eine Kostbarkeit. Ein Schatz.

Salz ist lebensnotwendig für Mensch und Vieh. Vor allem zum Konservieren von tierischem Eiweiß ist es unverzichtbar, Speisen werden damit gewürzt,

auch Gerber brauchen Salz. Deshalb ist der Rohstoff in den Jahrhunderten vor der Zeitenwende wichtiger als Gold. Und kaum irgendwo liegen Steinsalzvorkommen so nah unter der Erdoberfläche wie im Hochtal von Hallstatt.

FINSTERNIS. Nur der Schein brennender Kienspäne erleuchtet ihren Pfad unter die Erde. Würden die Bergleute an diesem Tag irgendwann um das Jahr 350 v. Chr. ihren Blick zurückwenden,

könnten sie durch den Stolleneingang vielleicht noch den Himmel erblicken. Einen Flecken Licht.

Im Boden eingelassene Tritthölzer geben den ledernen Schuhen der Männer, Frauen und Kinder Halt. Bohlen schirmen den Stollen ab gegen den Druck der Felsmassen. Klamme Luft umfängt die Hauer auf ihrem Weg hinab zur Abbauhalle in mehr als 100 Meter Tiefe.

Grau, lachsfarben oder dunkelrot blitzten im Feuerschein die Lagen des

Salzes auf. Hallstätter Arbeiter haben hier im Verlauf von Generationen einen gut 170 Meter langen Raum in den Berg geschlagen. In etwa mannhohen, breiten Stufen reicht er an manchen Stellen bereits 15 Meter in die Höhe.

Zehntausende Tonnen des begehrten Rohstoffs haben die keltischen Bergleute allein aus die-



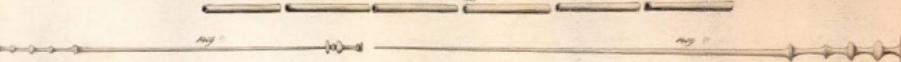
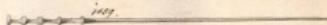
Dunkel zeichnen sich am Zugang zu einem neuzeitlichen Laugwerk Spuren des keltischen Bergbaus ab (Ausgrabungsaquarell, 1882)

Das Salz macht die Bergleute wohlhabend. Besonders schätzen sie kunstvoll gearbeitete Zeremonialbeile (rechts oben) und Schweiter mit Knäufen aus Elfenbein (Fundzeichnungen, 19. Jh.)

Stalle Grotte



Grandeure ville



Stalle Grotte - Reste 166



166

167



168



169



170

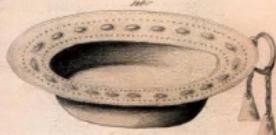


161

171



162



163

Antiquités trouvés dans les sépultures ouvertes en présence de l'Académie



Das Salz des Bergwerks
konserviert alle organischen
Funde, auch diese fein
gewobenen Textilien aus
der Keltenzeit, die 1849
freigelegt werden

ser Kammer ans Tageslicht befördert. (Und es ist nur eine Halle von insgesamt drei im eisenzeitlichen Bergwerk von Hallstatt, die Archäologen später durch Ausgrabungen sowie Funde von Leuchtspänen aus Fichten- oder Tannenholz, Geräten, Kleidungsstücken, Nahrungsresten und anderen menschlichen Hinterlassenschaften rekonstruieren.)

Dutzende Bergleute brechen hier das Salz. Sie arbeiten vermutlich bis zu zehn Stunden täglich. Woche für Woche. Mo-

nat für Monat. Geplagt von schmerzenden Gliedern, Läusen in Kleidern und Haaren, von Durchfall sowie Bauchkrämpfen, verursacht von Würmern in ihren Eingeweiden.

Um die Steinsalzplatten aus den Wänden zu schlagen, arbeiten die Bergmänner häufig zu zweit. Einer hält seinen Pickel mit der Bronzespitze gegen

die Wand, der andere schlägt mit einem Holzhammer auf die Rückseite. —

Ansetzen und schlagen, ansetzen und schlagen. Immer wieder müssen sie innehalten, die Bronzespitze des Pickels auf einem Schleifstein nachzschärfen. Müssen das Gerät wechseln, wenn die Spitze abgebrochen ist.

Mädchen und Jungen leuchten den Männern, reichen ihnen Wasser oder Werkzeug. Frauen und Kinder schultern die bis zu 100 Kilogramm schweren Salz-



platten und schleppen sie aus dem Bergwerk. Umgekehrt holen sie Wasser und Brennholz. Die Hallstätter bereiten in der Tiefe wohl auch das Essen zu. Ihre Herdfeuer sorgen zudem für Licht und Zirkulation: Warme Luft steigt aus dem Stollen ins Freie auf, zugleich ziehen die Feuer kalte Frischluft in die Tiefe.

In großen Tongefäßen gart ein Ein- topf aus Schweine- oder Schafsfüßen, Saubohnen, Hirse und Gerste. Schöpfbecher und Holzschalen stehen bereit.



Lederschuhe schützen die Füße der Bergleute. Die Abnutzung der Sohlen zeigt, dass die Menschen häufig Leitern oder Stiegen benutzt haben

In fein verzierten Spanschachteln verwahren die Bergleute ihren Käse. Hunger leidet niemand.

Die abgetragenen und mehrfach geflickten Gewänder der Bergleute sind aus kompliziert gewebten Wollstoffen gefertigt, deren Muster und Farben im Flammenschein leuchten. Die Frauen tragen Röcke, Kittel und Mäntel, die Männer lange Hemden, Hosen und Wadenwickel. Schuhe, aus einem Stück Leder gefertigt und auf dem Spann zu-



Aus Dutzenden Einzelteilen sind diese bronzenen Gewandspangen mit ihrem Gehänge gearbeitet. Die Funde aus dem Gräberfeld von Hallstatt haben der frühen keltischen Epoche ihren Namen gegeben: der Hallstattzeit von 800–450 v. Chr.

sammengeschnürt, schützen die Füße. Sorgfältig gearbeitete Fellmützen bedecken das Haupt.

Ob die Bergleute im Salzwerk sind, als eines Tages einer der Felstürme mehrere Hundert Meter hoch über dem Tal ohne Vorwarnung einstürzt? Ob sie das Donnern der Gesteinsmassen hören? Ob sie aufgeregt die Stollen verlassen?

Sicher ist nur eines: Das Ereignis versetzt die Leute in Schrecken. Denn noch wissen die Menschen nicht, welche Folgen der Felsturz für sie haben wird.

Schon um 5000 v. Chr. wird in Hallstatt erstmals Salz gewonnen. Eine gefundene Hacke aus Hirschgeweih und mehrere Steinbeile deuten darauf hin, dass steinzeitliche Jäger und Sammler immer wieder das Salzbergtal durchstreifen. Unbekannt ist, wie und wann sie auf die unterirdische Lagerstätte stoßen. Möglicherweise fällt ihnen der Salzgeschmack einer Quelle auf; oder ein Bergsturz hat eine Salzader offengelegt.

Um 1500 v. Chr. bauen die Alpenbewohner bereits das Salz in vertikalen Schächten ab, die sie tief in den Fels treiben.

Etwa 200 Jahre später betreiben die Angehörigen der Urnenfelderkultur – so benannt nach ihrer Angewohnheit, die Asche und Knochenreste ihrer Verstorbenen zumeist in Behältern zu bestatten – in dem Hochtal eine Pökelerei für Schweinefleisch.

Schenkel-, Bauch- und Rückenstücke werden dazu für etwa zehn Tage in zerkleinertes, salzhaltiges Gestein gelegt, um dem Fleisch so das Wasser zu entziehen. Bis zu 200 Tiere fassen die acht

jeweils rund 16 Quadratmeter großen, überdachten Becken, auf deren Überreste die Archäologen später stoßen. Nach dem Pökeln hängen die Bergbewohner die Rohschinken wahrscheinlich zum Ausreifen in den Luftzug der Stollen.

Nach und nach ändern die Menschen der Urnenfelderkultur ihre Bräuche. So bestatten sie ihre Toten nun zunehmend in Grabkammern. Denn um 800 v. Chr. formt sich im Zentrum Europas langsam eine andere Zivilisation: die der Kelten,



Durch Rindenbast zusammengehalten: Kienspanfackel aus Hallstatt, um 1250 v. Chr.

die den neuen Werkstoff Eisen nicht nur verarbeiten, sondern auch herstellen können (siehe Seite 24).

Zu dieser Zeit hat sich die Abbauweise der Bergleute von Hallstatt längst gewandelt. Sie bauen das Salz nun nicht mehr wie ihre Vorgänger in vertikalen Schächten ab, sondern in horizontalen Stollen und Hallen. Zudem fördern sie das Steinsalz jetzt in massiven Platten zutage, nicht mehr in kleinen Stücken.

Ein paar Jahre muss es gedauert haben, die gewaltige Lagerstätte hoch über dem Hallstätter See zu erschließen: Allein für den Bau des rund 60 Meter langen, mannshohen Stollens, der in die große Abbauhalle führt, braucht ein Hauer mehr als zwölf Monate.

Aber Aufwand und Geduld lohnen. Um 800 v. Chr. haben die Hallstätter das Monopol auf Steinsalz in den Ostalpen. In einem Umkreis von 300 Kilometern sind sie die einzigen Salzanbieter überhaupt.

Sie versorgen ein gewaltiges Einzugsgebiet, das von den östlichen Alpen bis an Neckar und Moldau reicht. Manchmal nutzen die Salzhändler Boote mit geringem Tiefgang zum Transport ihrer Ware. Wahrscheinlich aber lassen sie zumeist Packtiere die Lasten tragen.

Gut möglich, dass die Hallstätter Bergleute ihr Salz an Marktplätzen umschlagen, an denen Kaufleute auch andere Fernhandelswaren anbieten, darunter wertvolle Raritäten, etwa Bernstein von der Ostseeküste, der über eine Route zwischen Baltikum und Adria verhandelt wird. Oder Elfenbein aus Afrika und Asien, das sie in Oberitalien wohl bei etruskischen Händlern eintauschen.

Beide Materialien sind im Griff eines Schwertes verarbeitet, das Archäologen in einem Grab des Friedhofes von Hallstatt freilegen werden; die Funde dieses Gräberfeldes geben jener Epoche zwischen 800 und 450 v. Chr. ihren Namen: Hallstatt.

Die Beigaben in den Gräbern künden über Jahrhunderte von Wohlstand. Die Kelten von Hallstatt geben ihren Verstorbenen neben Schwertern auch wuchtige Bernsteinringe mit auf den Weg ins Jenseits, Halsketten und Elfenbeinschnitzereien.

Dazu legen sie Schmuck und Waffen aus den Regionen östlich des Rheins und südlich des Mains sowie kostbare bron-

Zeichen größten Wohlstands
sind die zahlreichen Bronzegefäße
der Bergleute. Darunter sind
auch Schöpfkrüge für den eigens
aus dem Süden importierten
Wein (rechte Bildhälfte)

zene Trinkgeschirre für importierten Wein, Schalen und Schöpfgefäß, teils aus Norditalien, teils aus dem Donauraum. Manchmal liegen auch gläserne Rippenschalen von der Adriaküste in den Gräbern oder eiserne Äxte, wie sie die Bewohner Nordanfangs herstellen.

Und die Nachfrage nach Salz nimmt stetig zu in den aufstrebenden Gemeinschaften rund um die keltischen Handelsposten und Fürstensitze nördlich der Alpen. Viehzüchter benötigen es für ihre Tiere, Schlachter und Melker zum Konservieren von Fleisch und Käse, Gerber für die Ledermanufaktur.

Die Gerber wiederum liefern den Rohstoff für Pferdegeschirre sowie für Mützen und Schuhe, für Taschen, Riemchen und Seile.

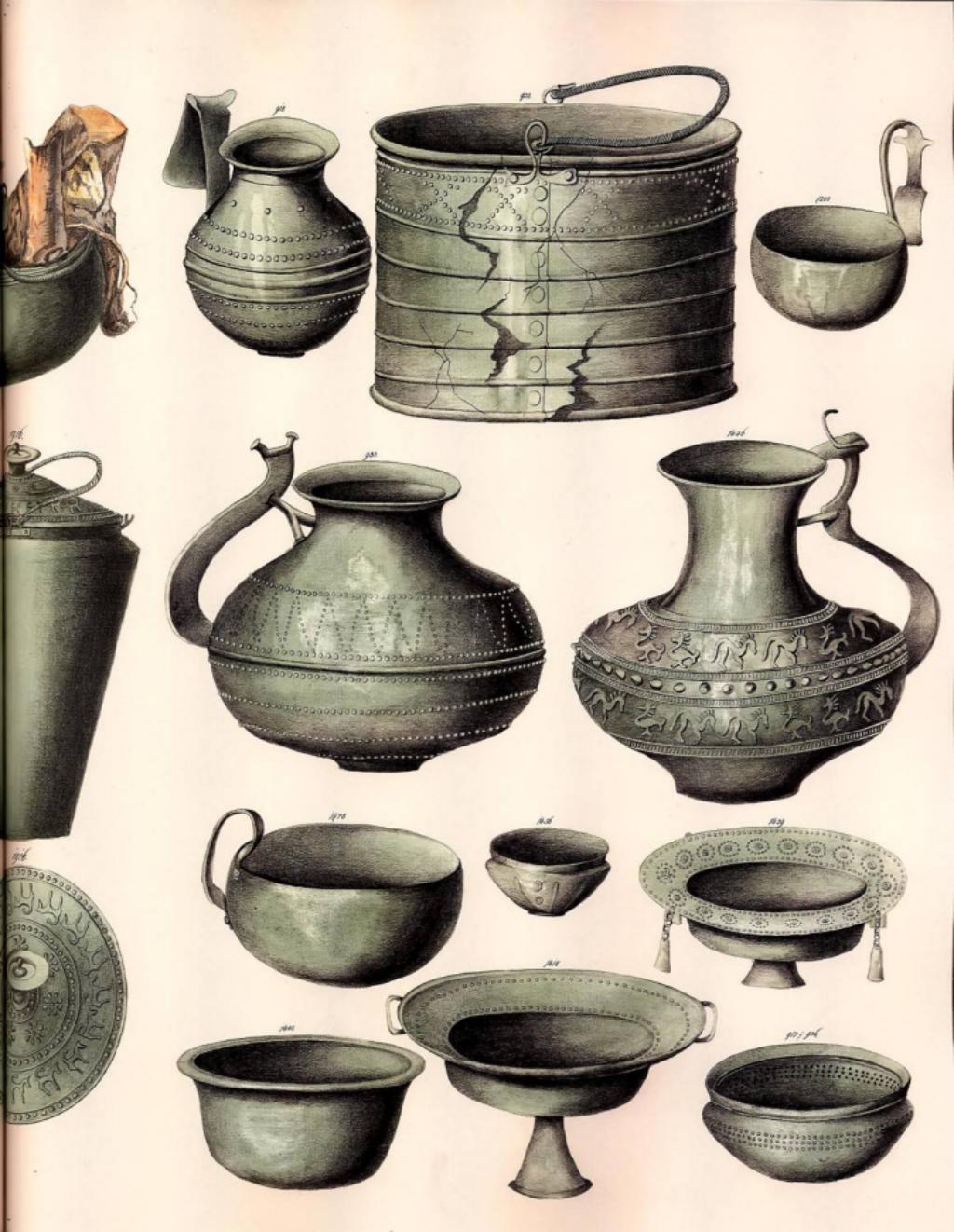
Hallstatt allein kann diesen Bedarf nicht decken. Auch Kelten in einem Tal in Lothringen und in Halle an der Saale produzieren Salz – dort quillt natürliche Sole an die Oberfläche. In Salinen verdampfen Arbeiter in von unten beheizten Tontöpfen salzhaltige Lauge.

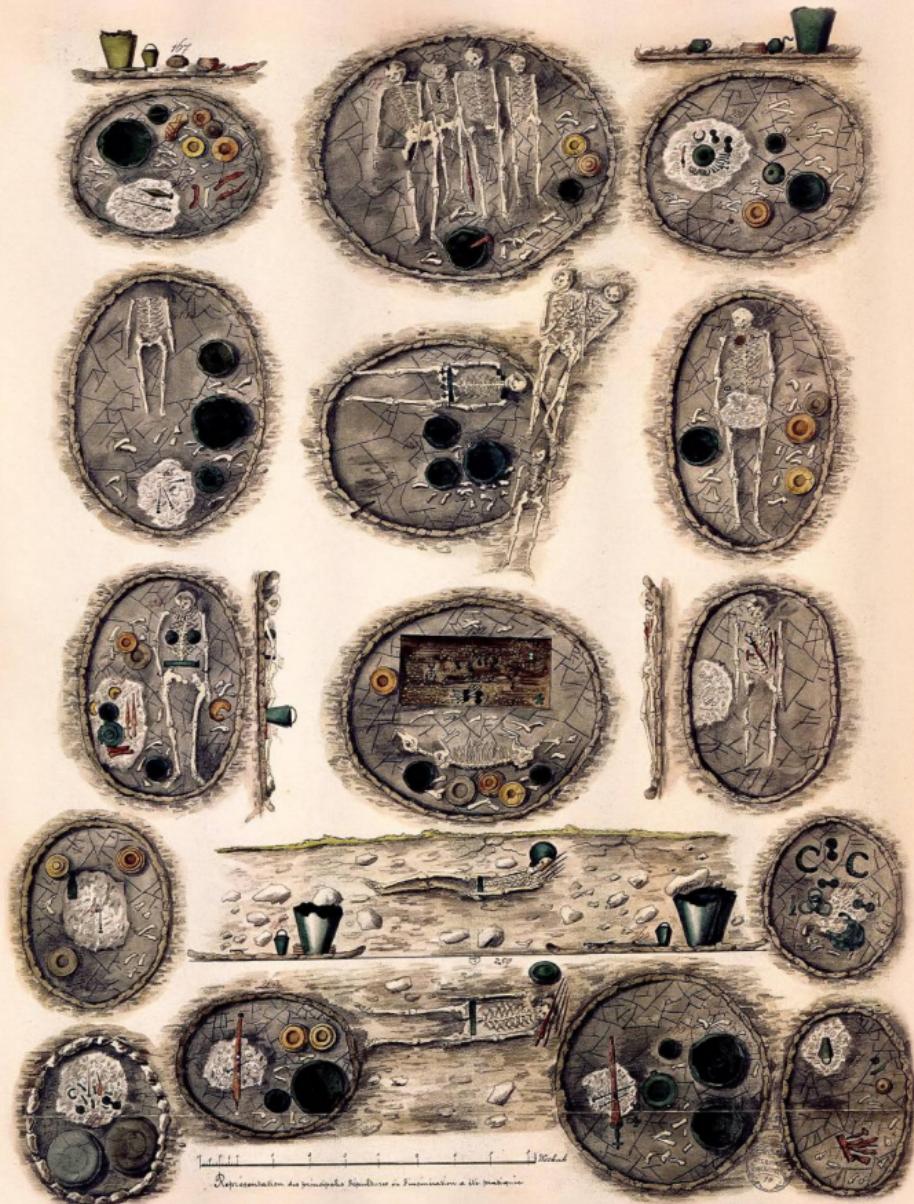
Dabei füllen sie so lange Sole in die Siedegefäße nach, bis das Salz kristallisiert. Nach dem Trocknen entstehen feste Salzkuchen. Die Abfallhalden von Keramiköpfen und Ofenteilen reichen mehrere Meter in die Höhe. Auch die Bewohner der Meeresküsten gewinnen auf diese Weise das kostbare Gut. Die Jahresproduktion der keltischen Salinen erreicht Tausende Tonnen.

Das Hallstätter Steinsalzmonopol aber ist durch diese Siedereien nicht gefährdet. Die Bergleute können jederzeit mehr Salz fördern, wenn die Nachfrage steigt. Und im Gegensatz zu den Salinen brauchen sie viel weniger Bau- und Brennholz.

Aber dann erwächst den Hallstättern doch noch ein mächtiger Konkurrent, und das in direkter Nachbarschaft: Um







Représentation des sépultures humaines au Néolithique à la fin de l'âge du bronze.

Die Hallstätter Bergleute setzen ihre Toten oft unverbrannt in Gruben bei. Die Skelettknochen verraten, dass vor allem Männer als Hauer und Frauen als Trägerinnen gearbeitet haben (Ausgrabungsaquarell, 19. Jh.).

das Jahr 550 v. Chr. geht am Dürrnberg, 44 Kilometer Luftlinie entfernt, ein zweites Steinsalzbergwerk in Betrieb.

Und die Dürrnberger Kelten haben gewaltige Vorteile. Ihr Bergwerk liegt in unmittelbarer Nähe der schiffbaren Salzach – und nicht wie Hallstatt verborgen im schwer erreichbaren Dachsteingebirge. Sie haben direkten Zugang zu den Siedlungen und Märkten des Salzburger Beckens und weit darüber hinaus.

Zwar errichten sie ein ähnliches System von Stollen und horizontalen Abbauhallen wie die Hallstätter. Aber anstelle von spröden Bronzepickeln verwenden sie Werkzeuge aus dem belastbareren Eisen, während die Hauer in Hallstatt weiterhin bei ihren traditionellen Geräten aus Bronze bleiben.

Schätzungsweise 200 Bergleute arbeiten bald am Dürrnberg, Männer, Frauen, Kinder auch hier und deutlich mehr als im Hochtal über dem Hallstätter See. (Die Hälfte aller im Dürrnberg gefundenen Schuhe haben Kindergrößen.)

Sie leben auf einzelnen Höfen rund um das Bergwerk. Um 450 v. Chr. gründen sie eine Siedlung, in der bald mehr als 1000 Menschen wohnen. Vielleicht 300 bis zu 15 Meter lange, schmale und mit Holzschindeln gedeckte Blockhäuser stehen dicht gedrängt in einem Tal. Der Boden ist feucht, Entwässerungsgräben durchziehen den Grund.

Tischler, Schmiede, Gerber und andere Handwerker fertigen Gerätschaf-

ten für die Bergarbeiter, aber auch Luxusgüter zum Tauschen und Handeln. Darunter Perlen aus blauem Glas oder Ringe und Armbänder aus Sapprolit, einem Gestein aus fossilem Faulschlamm, das sie vorwiegend aus Böhmen importieren. Zudem verarbeiten sie Bernstein aus dem Baltikum, rote Korallen aus dem Mittelmeer und Kaurischnecken.

Das begehrteste Exportgut der Dürrnberger jedoch ist neben dem Salz vermutlich gepökeltes Rindfleisch.



Dieser bronzezeitliche Tragsack fasst bis zu 30 Kilo Salz. Er lässt sich leicht mit einer Handbewegung zur Seite entleeren

Rund 200 Jahre lang beherrschen die Kelten von Hallstatt und Dürrnberg Seite an Seite den Steinsalzmarkt.

Bis es zur Katastrophe kommt.

IRGENDWANN UM das Jahr 350 v. Chr. bricht das Inferno über die Hallstätter herein. Hoch über ihren Köpfen birst der Berg. Denn sein Untergrund ist nicht stabil. Der Felsen ruht auf Schichten aus einem Ton-Erde-Gemisch, nicht auf festem Gestein.

Als der Felssturm über dem Salzbergtal einstürzt, setzt sein Gewicht einen gewaltigen Schuttstrom aus Erde, Geröll und Wurzelwerk in Bewegung. Mit einer Geschwindigkeit von zehn Metern pro Tag walzt er sich auf der gesamten Breite des Tales langsam den Hang hinunter.

Den Hallstättern bleibt keine Wahl. Ein Teil der Bergleute sucht alles zusammen: Hacken, Eimer, Töpfe aus den Abbauhallen, die kostbaren Metallgefäß aus den Häusern, die wenigen Tiere. Zurück bleibt nur, was sie nicht retten können.

Einige Menschen aber arbeiten anscheinend weiter in der großen Halle. Zu kostbar wohl ist das Salz, als dass die Hallstätter nicht alles versuchen, dem Berg noch etwas von seinem Schatz abzuringen, bevor der Schuttstrom alle Stollen und Hallen unter sich begräbt.

Mindestens ein Hauer wird Opfer der Katastrophe. (Seine verschüttete Leiche werden Salinenarbeiter 1734 finden.) Wohin die Hallstätter fliehen, weiß niemand.

Etwa zur gleichen Zeit bricht Wasser in die Stollen am Dürrnberg ein. Auch hier kommt die Salzförderung zum Erliegen.

Aber während die Dürrnberger den Abbau bald wieder aufnehmen, könnte es in Hallstatt mehr als ein Jahrhundert gedauert haben, ehe

Bergleute dort erneut Salz fördern.

Doch nie wieder werden die Hallstätter Kelten so erfolgreich sein wie in dem halben Jahrtausend zuvor, als das Salz der Ostalpen sie zu Herren machte.

Zu Gebietern über Mangel und Überfluss. □

Literaturempfehlung: Anton Kern, Hans Rechsteiner u. a. (Hrsg.), „Salz-Reich, 7000 Jahre Hallstatt“, Verlag des Naturhistorischen Museums Wien; beste Darstellung der Geschichte des Salzbergbaus in Hallstatt und leicht lesbarer Einblick in die Arbeit der Archäologen.

Dr. Anja Herold, 43, ist Textredakteurin im GEOEPOCHE-Team. An einem Tag über den Kelten mitzuvorkommen ist ein lange gehegter Traum der Archäologin – seit das rätselhafte Volk sie 1991 in der grandiosen Ausstellung „I Celti“ im Palazzo Grassi in Venedig erstmals in seinen Bann gezogen hat.



Die H E R R I N

Sie ist schwach, gebrechlich und von Schmerzen gequält: Und doch bestimmt diese Frau um 500 v. Chr. ver dankt sie wohl dem Ansehen ihrer Familie, aber auch einem Bund mit den Göttern. Nach ihrem



Im Alter von etwa 35 Jahren stirbt die Fürstin vom Mont Lassois (in der Nähe des heutigen Ortes Vix) und wird in einer Halle aufgebahrt, in der sie zu Lebzeiten Gesandte empfing und Festmäher feierte. Ein Leinentuch verbirgt ihr Gesicht, eine Decke verhüllt den Körper. Nur der schwere Goldreif auf der Brust der Toten zeugt von ihrer Macht. Klageweiber haben ihre Gesichter bedeckt und sich mit anderen Trauernden zu Ehren der toten Herrin versammelt. In der rechten Ecke steht der größte Schatz der Verstorbenen: ein Gefäß aus Bronze, das ihr griechische Handelspartner geschenkt haben

des BERGES

die Geschicke eines der reichsten Handelsplätze der Kelten. Die Macht über den Mont Lassois an der Seine Tod wird sie in einem prächtigen Grab bestattet – und wenig später selbst wie eine Gottheit verehrt

TEXT: ULRIKE RÜCKERT; ILLUSTRATIONEN: JOCHEN STUHRMANN



Auf einen Wagen gebettet, beginnt die tote Fürstin ihre letzte Fahrt. Das leicht gebaute Vehikel ist nicht für den Alltag bestimmt, sondern wird nur bei Prozessionen und Beerdigungen verwendet – als prächtiges Statussymbol, das die Fürsten bis in den Tod begleitet. Zinnoberrot leuchten die Speichen; der Wagenkasten, auf dem der Leichnam ruht, ist mit Ägyptisch Blau gestrichen. Beides sind teure Farben, die ferne Völker an die Bewohner des Mont Lassois geliefert haben – das Zentrum eines weitverzweigten Handelsnetzes



Als der Trauerzug beginnt, steht die Sonne noch über den Getreidefeldern; langsam nähern sich die Menschen dem Fluss, der sich durch die Ebene windet. Flötenspieler schreiten voran. In deren Melodien mischen sich lautes Jammern und Klagen: Von nah und fern sind alle zusammengekommen, um die tote Herrin auf ihrer letzten Fahrt zu begleiten.

Zwei Pferde ziehen den Wagen, auf dem sie ruht, der Körper eingehüllt in ein rotes Wolltuch, der Kopf von einem kräutergefüllten Bastpolster gestützt, um den Hals ein goldener Reif.

Ein Schleier verbirgt ihr Gesicht und die aufgesteckten Zöpfe. Unter dem Wolltuch schmücken große Perlen aus Bernstein und glitzerndem Diorit ihre Brust - Amulette zur Linderung der Schmerzen, die sie einst bei jedem Schritt quälten.

Hinter dem Wagen schwankt auf einem Karren der kostbarste Besitz der Verstorbenen: ein schimmernder Bronzeturm aus dem fernen Land der Griechen, so groß wie sie selbst. Auf dem Relief, das seinen Rand ziert, marschieren Krieger und Pferde im Kreis, von den Henkeln grinsen dämonische Fratzen; Schlangen und Löwen recken ihre Hälften. Den Deckel krönt eine Frauengestalt, so hoch, wie eine Handspanne misst. Niemand hier hat je etwas Großartigeres gesehen.

Dort, wo der Fluss eine Schleife bildet, haben Männer eine Grube ausgehoben und ein Gehäuse aus Holzbalken hineingebaut. Es ist eine nahezu würffelförmige, nach Harz duftende Kammer, deren Wände mit rot und blau gemusterten Stoffbahnen verhängt sind.

In einem weiten Kreis umringen die Trauernden das Grab. Einige Männer steigen auf Leitern hinunter, andere lassen den ausgespannten Wagen vorsichtig an Tauen hinab. Anschließend wird das kolossale Gefäß abgesetzt.

Dann bringen Frauen Gegenstände herbei, die ihre Herrin auch in der Totenwelt nicht entbehren soll: eine silberne Schale, schweres Bronzegeschirr aus Mittelitalien sowie edle Keramikschalen aus dem griechischen Attika. Schließlich bestreuen sie den Boden mit lilafarbenen Blumen und verhüllen alle Gegenstände mit Tüchern.

Auf der Wiese dampft schon Schweinefleisch in mächtigen Kesseln; dazu gibt es roten Wein für alle. Die Herrin lädt zu ihrem letzten Gastmahl.

Später gehen alle Bewohner des Dorfes noch einmal am Grab vorbei, das gerade mit hölzernen Balken verschlossen worden ist.

schalen ähnliche Feste feierten, wie es in Athen Sitte war.

Die Frau ist wohl irgendwann zwischen 500 und 480 v. Chr. bestattet worden. Das verraten die Gewandspangen in ihrem Grab, die zusammen mit den griechischen Beigaben eine recht genaue Datierung erlauben.

Zweieinhalb Jahrtausende später, im Januar 1953, entdeckten Archäologen nahe dem Dorf Vix in Nordostfrankreich ihr Grab.

Sie suchen eigentlich nach Spuren aus der Römerzeit, als sie auf eine Steinsschicht stoßen. Die erweist sich als der Überrest eines mächtigen keltischen Totenhügels, mit einem ursprünglichen Durchmesser von etwa 42 Metern.

Die Archäologen vermuten, dass der Hügel abgetragen und seine Steine ver-

Ihr Hals war schief, die Hüfte verformt, und jeder Schritt schmerzte

Die Herrin ist endgültig in die andere Welt gegangen. Aber die Trauernden werden noch lange brauchen, um Steine über ihrem Grab zu einem gewaltigen Hügel aufzuhäufen - als ewige Erinnerung an die Tote.

So war es vielleicht, doch kann es sich auch anders zugetragen haben. Denn die Kelten dieser Zeit haben wenig mehr als Knochen, Metallfragmente und Scherben hinterlassen.

Doch auch damit versuchen Forscher, sich ein Bild zu machen: Sie vermögen mithilfe von Haarnadeln und Schmuckringen Frisuren zu rekonstruieren, sie schließen von bestimmten Kleidungsresten auf gleichartige Stoffe bei anderen Kelten, und sie gehen davon aus, dass die Kelten mit griechischen Trink-

baut wurden, nachdem die Römer die Gegend um 50 v. Chr. eroberten. Und obwohl sie davon ausgehen, dass auch die Grabkammer zerstört ist, suchen sie weiter - und finden einen Schatz.

Sie entdecken eine Silberschale, bemalte Keramikscherben und eine Löwenfigur, bewundernswert lebensecht. Die erweist sich als Verzierung eines Bronzeturmes von enormen Ausmaßen.

Drei Tage brauchen die Archäologen, um das lädierte und schmutzverkrustete Bronzegefäß aus der Erde zu befreien. Der wuchtige Fuß und der Hals mit dem prächtigen Relieffeld sind teilweise in den Bauch hineingedrückt.

Es ist ein Behälter, wie man ihn in der griechischen Welt zum Mischen von Wein und Wasser benutzte. Doch nie zuvor haben Forscher ein so gewaltiges Exemplar gefunden: Es ist gut 208 Kilogramm schwer, nach der Restaurierung 1,64 Meter hoch, mit dem Umfang einer Esszistschale. Den Inhalt von fast 1500 Flaschen Wein könnte es fassen.

Doch wem gehörte der Riesentopf einst? Wer liegt hier begraben?

Die hölzerne Kammer ist zwar längst verfault, ihr Inhalt von niedergestürzten Steinen verschüttet und zerschlagen, aber in den Trümmern finden die Archäologen dennoch eine Spur: Es ist eine Bronzeschale mit den Resten einer Zierleiste von der gleichen Art, wie sie Forscher Jahre zuvor in einer nahen keltischen Siedlung ausgegraben haben.

Von dem Wagen, auf dem wie in anderen keltischen Gräbern der Leichnam bestattet war, sind Metallteile wie Radnaben und Beschläge übrig, aber auch winzige Spuren von Zinnoberrot und Ägyptisch Blau: teure, von weither importierte Farben, mit denen wohl das Holz bemalt war.

Einzigartig ist auch der Halsreif: fast ein Pfund schwer und aus 40 Teilen gefertigt; seine Form ist so außergewöhnlich, dass Forscher bis heute über seine Herkunft rätseln.

Eines ist gewiss: Die Archäologen haben bei Vix das reichste Keltengrab Frankreichs entdeckt. Welche hochrangige Person wurde hier bestattet?

Von dem Skelett selbst hat nur wenig die Jahrtausende überdauert. Die Wissenschaftler bergen fast den gesamten Schädel, das rechte Schlüsselbein, Teile des Beckens, zwei Wirbel sowie Fragmente beider Beine und des linken Arms. Die Untersuchung der Knochen bestätigt den Archäologen, was sie gleich vermutet hatten: Hier liegt eine Frau.

Nicht allein die Art der Schmuckstücke hatte das nahegelegt. Die Archäo-

logen wissen von zwei anderen Hügelgräbern in der Nähe. In beiden wurden Frauen mit opulenten Gaben beigesetzt. So unterstützt das Grab von Vix eine These: Herrschten Frauen in keltischer Zeit an der oberen Seine?

DIE TOTE WIRD als „Fürstin von Vix“ berühmt. Doch wer sie wirklich war, ist nicht leicht zu ergründen. Auffällig sind die körperlichen Beschwerden, mit de-

lia, dem späteren Marseille, einen Landweg zum Atlantik und zu den britischen Zinnminen – der Schiffsverkehr durch die Straße von Gibraltar ist den Griechen seit einer verlorenen Seeschlacht verwehrt. Die beste Route führt die Flüsse Rhône und Saône hinauf, dann über eine Landpassage und die Seine abwärts.

Im Grab der Toten finden die Forscher das größte Bronzegefäß der Antike

nen sie zu kämpfen hatte. Als Anthropologen die Überreste der Toten untersuchen, bemerken sie, dass der Schädel unregelmäßig geformt ist – ein Zeichen, dass auch die Nackenmuskeln unterschiedlich stark ausgebildet waren. Vielleicht hielt die Frau ihren Kopf stets ein wenig zur Seite geneigt.

Denkbar ist, dass sie seit Kindestagen unter einem schiefen Hals litt, bereits bei der Geburt verletzt wurde. Vielleicht stammt auch die Fehlbildung beider Hüftgelenke daher – eine Fehlbildung, die ihr erhebliche Schmerzen beim Gehen bereitet hat.

Deutliche Zeichen von Arthrose sind zu erkennen; entzündete Sehnen und überlastete Gelenke werden sie ebenfalls gequält haben.

War die Dynastie der Fürstinnen so mächtig, dass auch eine gebrechliche Frau sie weiterführen durfte?

Als sicher gilt, dass die Siedlung ihren Reichtum nicht dem Krieg, sondern dem Handel verdankt. Hier, am Oberlauf der Seine, ragt aus der Ebene der Mont Lassois schroff empor, ein Kalksteinfelsen. Schon seit der Steinzeit siedeln Menschen auf seinem Hochplateau.

Um 530 v. Chr. suchen Kaufleute aus der griechischen Küstenkolonie Massa-

Wo der Strom schiffbar wird, liegt der Mont Lassois. Die Griechen müssen sich der Dienste und des Schutzes seiner Bewohner versichern. So trifft wohl eines Tages eine Gesandtschaft auf dem Berg ein. Und deren Geschenk entspricht der Bedeutung ihrer Mission: ein gigantischer Bronzetopf, eigens in einer Werkstatt im griechischen Teil Italiens bestellt.

Mit seinen kolossalnen Ausmaßen ist das Gefäß, das man zum Weinmischen und Schöpfen mit einer Leiter erklimen muss, nicht besonders zweckmäßig (tatsächlich wird es nie mehr als zur Hälfte gefüllt sein). Aber die Kelten sind beeindruckt – und schließen den Pakt.

Künftig bieten sie den Händlern Lagerschuppen und Stapelplätze am Ufer der Seine, vielleicht auch Saumtiere, bewaffnete Begleittrupps und termingerecht bereitstehende Flusssschiffe.

Auf dem Mont Lassois entsteht eine gut organisierte Siedlung mit Werkstätten und Gemeinschaftsspeichern, von denen Archäologen Spuren gefunden haben. Wälle und Gräben schützen den Berg und das Gelände am Flussufer.







Auf dem Hochplateau des Mont Lassois,
rund 100 Meter über dem Tal der Seine, setzt
sich der Trauerzug in Bewegung. Flötenspieler
schreiten voran, und die Bewohner nehmen
Abschied. Zu Lebzeiten residierte die Tote hier
oben in der gewaltigen Halle – doch ihr Grab
liegt in der Ebene, am Ufer des Flusses



Die Knechte haben den Wagen zerlegt, die Räder abmontiert und das gewaltige Bronzegefäß der Herrin in die Grube hinabgelassen – doch noch wird die Grabkammer nicht verschlossen. Vorher feiert die Gemeinschaft ein letztes Gastmahl zu Ehren der Toten



Der lokale Adel lebt schon bald wahrhaft fürstlich und lässt sich einen Palast bauen, der in der keltischen Welt einmalig ist: Er hat eine Grundfläche wie

Läge in ihrem Grab ein Mann, bestünde kaum ein Zweifel. Ein prunkvoller Wagen, goldener Halsschmuck und kostbare Bronzegefäße sind die Ausstattung eines Fürsten. Das Geschirr braucht er, um üppige Gastmäher auszurichten. Denn er muss zeigen, dass er reich und

Wein aus Massalia auf, der aus griechischen Schalen geschlürft wird.

Allein schon die Existenz eines Hügelgrabs deutet auf eine mächtige Person hin. Ein solches Monument wird nur für wenige errichtet. Zudem dient der Hügel dann meist mehreren Generationen als Familiengruft, in die immer neue Kammern eingelassen werden.

Doch in der Region rund um den Mont Lassois liegen in den Hügelgräbern dieser Epoche immer nur Frauen.

Etwa um 530 v. Chr. – zu jener Zeit, als die ersten Händler aus Massalia zum Mont Lassois kommen – wird dort erstmals eine Frau mit aller Pracht bestattet. Vielleicht war es die Mutter oder Großmutter der Fürstin, vielleicht hat sie die Griechen empfangen. Und geschäftstüchtige Frauen haben die Bergsiedlung zum Handelszentrum gemacht.

Doch war die Herrin von Vix überhaupt eine Fürstin? Beruhte ihre über-

War die Fürstin zugleich auch Priesterin eines neuen Kultes?

40 Hütten und ist so hoch wie vier von ihnen.

Das ist die Welt der Fürstin von Vix. Aber die Hauptfrage bleibt offen: Wer war die Tote? Ist sie die Herrin des Mont Lassois, betreibt sie selbst die Geschäfte, aus denen dieser Reichtum entspringt?

großzügig ist. Und ob durch die Händler nun griechische Tischsitten Einzug gehalten haben oder ob die Kelten weiterhin auf Stroh sitzen und mit beiden Händen ganze Schweinekeulen packen: Ein großer Herr serviert dazu kein Bier mehr. Er tischt in etruskischen Gefäßen

Der steinerne Krieger

Am Rande eines keltischen Hügelgrabes am hessischen Glauberg entdeckten Forscher eine lebensgroße Statue – eine der ältesten Mitteleuropas

Den wohl berühmtesten Fund aus keltischer Zeit machten Archäologen 1996, als sie am Fuße des Glaubergs, eines Bergplateaus in der Nähe von Frankfurt am Main, eine auf dem Rücken liegende, mächtige Skulptur freilegten.

Die Figur aus Buntsandstein, 1,86 Meter hoch, war um 400 v. Chr. geschaffen worden. Damit ist sie eine der ältesten lebensgroßen Menschendarstellungen Mitteleuropas: die spektakulärste Trophäe unter Tausenden Stücken, die Forscher seither am Glauberg aus dem Boden geborgen haben. Und vermutlich auch die rätselhafteste.

Die Forscher fanden das Kunstwerk neben einem einst 48 Meter durchmessenden und sechs Meter hohen Grabhügel, in dessen Zentrum eine leere Grube lag: seitlich im Hügel aber waren zwei Menschen bestattet worden.

Die Skulptur stellt einen Krieger mit Schnurr- und Kinnbart dar, bewaffnet mit Schild, Schwert (in einer Scheide an der rechten Körperseite) sowie Leder- oder Leinenpanzer. Die rechte Hand mit abgespreiztem Daumen hält er vor der Brust: eine Geste, wie sie auch Statuen in italienischen Gräbern zeigen, und mithin ein Indiz dafür, dass sich der keltische Künstler aus jener Region die Anregung für sein Werk holte.

Eine eng anliegende Haube umschließt den Kopf, darüber wölbt sich beidseitig eine Krone aus Mistelblättern – Zeichen, die keine Parallele haben außerhalb der keltischen Welt und wahrscheinlich Insignien sind, die auf den hohen Rang des Dargestellten deuten.

Nur wer genauer hinsieht, erkennt auch den Schmuck des steinernen Kriegers: einen Halsring, Ringe am rechten Unter-



ragende Stellung wirklich auf politischer Macht? Oder verfügte die Tote vielmehr, wie einige Grabbeigaben vermuten lassen, über spirituellen Einfluss? War sie vielleicht im Bunde mit übersinnlichen Herrschern, mit Göttern und Geistern? Also eine Priesterin?

Vielen spricht für diese These. Da ist die Silberschale in ihrem Grab: eine Rarität bei den Kelten, doch ein wichtiges

Utensil für griechische Trankopfer.

Ebenfalls gefundene etruskische Bronzeschalen könnten einem Reinigungsritual gedient und ihr präch-

tiger, leicht gebauter Wagen sie bei Prozessionen getragen haben. Auch die Figur auf dem Deckel des Bronzetopfs haben manche Forscher religiös gedeutet: als Darstellung einer Priesterin.

Fest steht, dass die Statuette aus einem etwas anderen Material als der Rest des gewaltigen Gefäßes geformt wurde. Möglicherweise sollte sie die Empfängerin selbst darstellen.

Demnach hätten die Händler ihre Reverenz nicht einem weltlichen, sondern einem religiösen Oberhaupt erwiesen.

Vieelleicht war der große Bronzetopf in Wirklichkeit ein Kultgefäß – ähnlich jenen Kesseln, über denen germanische Priesterinnen nach dem Bericht des Griechen Strabon Kriegsgefangenen die Kehle durchschnitten.

Oder er stand im Mittelpunkt von Ritualen, bei denen die Fürstin Krieger mit Wein und Siegesweissagungen zum Kampf anfeuerte.

Andere Wissenschaftler deuten den rätselhaften Halsreif als Symbol eines neuen Kultes: Die geflügelten Pferdchen

an den Reifenden (siehe Seite 82) scheinen mit ihren Hufen eine Quelle zum Sprudeln zu bringen und könnten für Fruchtbarkeit stehen.

Oder sollten, wie andere spekulieren, die Pferdchen und der Schlafmohn, an dessen Kapseln die dicken Knäufe erinnern, sie in die Anderwelt tragen? Begegne sie im Opiumrausch den Göttern und empfing deren Botschaften?

WIR WISSEN NICHT, woran die Kelten zur Zeit der Herrin von Vix glaubten und wie sie ihren Göttern huldigten.

Nur eine einzige Figur aus dieser Epoche wird heute als Götterbild interpretiert: die Bronzedarstellung einer nackten Frau, die Archäologen in einem Fürstengrab in Österreich fanden (siehe Seite 122).

Doch auch von dieser Göttin, die zwischen Frauen-, Männer- und Hirschgestalten emporragt und einen großen



arm und Ringfinger. Doch gerade diese vermeintlich unscheinbaren Details befeuern wilde Spekulationen um die Frage: Wer war dieser steinerne Krieger?

Die Ringe nämlich ähneln „verblüffend“, so ein Forscher, jenen Goldringen, die einer der beiden Leichen des Hügels beigegeben worden sind.

Ist die Figur also das Abbild jenes Toten? Das ewige Porträt eines Verstorbenen, dessen Gebeine im Hügel verschwanden?

Oder – aber das ist pure Spekulation – symbolisiert der steinerne Krieger einen Fürsten, der eigentlich in der leeren Grube liegen sollte? Einen Herrscher vielleicht, der in der Fremde starb und nun symbolisch hier bestattet wurde?

Neben der Figur entdeckten Archäologen die Fragmente dreier weiterer, wohl nahezu identisch gefertigter Steinwerke. Waren diese vier gleichen Statuen also doch keine Darstellungen konkreter Personen, sondern stilisierte Idealbilder von Ahnen oder Göttern? Zumal rund um den Hügel Gräben und Prozessionswege angelegt worden waren, die wahrscheinlich einst eine Art „heiligen Bezirk“ bildeten, in dem jene Werke aufgestellt waren?

Kein Forscher kann diese Fragen bislang beantworten. Sicher ist nur, dass die eindrucksvolle Figur noch von den Kelten selbst gestürzt wurde; man schlug sie buchstäblich von den Füßen (dieser unterste Teil der Statue ist bis heute verschollen) und legte sie, fast möchte man an eine symbolische Beerdigung denken, tief im Erdbreich.

Auch dies muss ein unerklärliches, doch offenbar verbreitetes Ritual gewesen sein: Denn im württembergischen Hirschlanden, knapp 200 Kilometer südlich des Glaubergs, wurde 1963 eine ebenso sorgfältig begrabene Steinfigur aus der Zeit um 520 v. Chr. entdeckt. Ihr waren ebenfalls die Füße abgeschlagen worden – und zwar an fast der gleichen Stelle wie beim „Fürsten vom Glauberg“.

Cay Rademacher



A dramatic night scene. In the upper left, a small fire burns within a dark structure, with a figure sitting nearby. A massive, dark, textured wheel dominates the right side of the frame, casting long shadows. The ground is covered with fallen petals or leaves. A low wall with a red cloth is visible in the background.

Die Wagenräder, die Deichsel und selbst
der gewaltige Bronzefopf sind in weiße Tücher
eingeschlagen, lilaarbene Blüten bedecken
den Boden der Kammer. Dann verschließen die
Trauernden die Grabkammer für immer.
Später errichten sie darüber einen gewaltigen
Hügel. Das Monument, in dessen Nähe
noch weitere Beerdigungsstätten liegen,
misst 42 Meter im Durchmesser

sie an Bäumen auf; und die Menschenopfer des Taranis sterben den Feuertod.

Kessel trägt, kennen wir weder den Namen noch ihre Funktion.

Und da die Kelten praktisch keine schriftlichen Zeugnisse und schon gar keine heiligen Texte hinterlassen haben, bleiben die Götter, die sie um 500 v. Chr. verehrten, Unbekannte.

Erst die Römer, die fast ein halbes Jahrtausend später nach Gallien vordringen, beschreiben die Religion der Kelten – ihre Berichte gehören zu un-

Denn ehe sie einen Menschen von Krankheit befreien oder ihm Schutz gewähren, verlangen die Götter einen anderen Menschen als Opfer – besonders willkommen sind ihnen Diebe und Räuber, aber auch Unschuldige sollen die Gallier für die Götter getötet haben, so jedenfalls berichtet Caesar.

Aus der römischen Zeit stammen zudem die ersten eigenen Schriftzeugnisse der Kelten zu ihrer Religion: Weihinschriften auf Altären und Opfergaben.

schen Alb, ein natürliches Portal in einer Felsenklippe, war zur Zeit der Herrin von Vix ein bedeutender Opferplatz: Etwa ein Jahrhundert lang haben die Gläubigen Gaben in den Abgrund geworfen, der sich hinter dem „Heidentor“ öffnet: Gewandnadeln, Amulette und Schmuckanhänger, wie sie fast ausschließlich von Frauen getragen wurden.

Vermutlich kamen sie unter anderem auch aus der 50 Kilometer entfernten Heuneburg, einem keltischen Fürstensitz (siehe Seite 24), und begaben sich an besonderen Tagen auf die lange Wanderung zur Schwäbischen Alb – möglicherweise im Frühling, um eine Fruchtbarkeitsgöttin anzurufen. Oder um hier, wo geheimnisvolle Mächte die Erde erzittern und Felsen abstürzen ließen, die Geister der Unterwelt zu besänftigen.

Auch an diesem heiligen Ort könnten Priesterinnen die Mittler zwischen Frauen und Gottheiten gewesen sein.

Mit kostbaren Opfern erkaufte sie sich die Gunst der Götter

seren wichtigsten Grundlagen. Doch sie liefern nur ein verzerrtes Bild: Denn für die Römer ist es eine Selbstverständlichkeit, dass die Götter, die sie kennen, auch anderswo über die Menschen herrschen. „Die Gallier verehren von den Göttern am meisten den Merkur“, notiert etwa Caesar, ohne Näheres zu den keltischen Entsprechungen des römischen Handelsgottes mitzuteilen.

Erst vom Dichter Lucan (39–65 n. Chr.) erfahren wir die Namen dreier keltischer Götter: Esus, Taranis und Teutates. Doch schon zeitgenössische Kommentatoren seiner Verse sind uneins, ob Esus oder Taranis der Gott des Krieges ist und welcher der drei mit Jupiter, dem obersten Gott, gleichzusetzen sei.

Unklar ist auch, ob Lucan damit die drei Hauptgötter nennt – oder aus dem keltischen Pantheon jene auswählt, die die grausamsten Opfer verlangen: Zu Ehren des Teutates, heißt es bei den Römern, werden Menschen in gefüllten Bottichen ertränkt; für Esus knüpf't man

Sie zeigen, wie vielfältig die Welt der Kulte gewesen sein muss – und dass es neben Teutates, Esus und Taranis einige Hundert weitere, oft regionale Götter gab, darunter Rosmerta, Spenderin von Wohlstand und Überfluss, und Belisama, Geisterin über Feuer und Licht.

Den Mächten des Jenseits besonders nahe fühlten sich die Kelten an außergewöhnlichen, als heilig empfundenen Natur-Orten. Um ihre Götter zu feiern und ihnen zu opfern, versammelten sie sich an Quellen, Mooren und Seen, in Höhlen, auf Bergen und unter Bäumen.

Von Frankreich bis nach Böhmen haben Archäologen Spuren rätselhafter Kulte entdeckt. Einige der heiligen Orte waren offenbar Frauen vorbehalten, deren Weihegaben dort die Jahrtausende überdauert haben. So fanden sich am Grunde einer Quelle in Südtirol gut 3000 Fingerringe, die so eng sind, dass Männern sie kaum getragen haben können.

Wurden an diesen Wallfahrtsorten die Zeremonien von Frauen geleitet? Gab es Priesterinnen, die feierlich die Opfergaben den Göttern darbrachten? Auch das „Heidentor“ auf der Schwäbi-

NIEMAND VERMAG zu sagen, wie solche Zeremonien abließen und ob die Herrin von Vix als Priesterin einst ähnliche Opfer leitete. Aber dass sie wichtige religiöse Pflichten erfüllte, bezweifelt kaum noch ein Forscher.

Die römischen Autoren berichteten zwar 500 Jahre später, dass für kultische Handlungen ausschließlich männliche Priester, die Druiden, zuständig waren (siehe Seite 107), doch es gibt auch aus ihrer Zeit deutliche Hinweise auf Frauen, die mit überirdischen Mächten in Verbindung standen.

So bekämpften sich um 100 n. Chr. in einem Ort auf der Hochebene von Larzac verfeindete Magierinnen – die Namen der verfluchten Frauen sind sorgsam auf einem Bleitafelchen notiert, das ihre Gegnerinnen gefalzt und mit einer Nadel durchbohrt haben.

Und ein römischer Geograph berichtet von neun Priesterinnen, die im 1. Jahrhundert n. Chr. auf einer breto-

nischen Insel lebten: Sie konnten unheilbar Kranke kurieren, sich in jedes beliebige Tier verwandeln und mit ihrem Zauber Meer und Winde aufröhren. Glaubt man dieser Quelle, dann waren die Priesterinnen ewige Jungfrauen, die jedem Seefahrer, der sie darum bat, seine Zukunft voraussagten.

Vielleicht war auch die Herrin von Vix eine Magierin oder Seherin. Wahrscheinlicher aber ist, dass eine Frau wie sie wichtige religiöse Zeremonien leitete – etwa in einem Quellheiligtum, das knapp zwei Wegstunden vom Mont Lassois entfernt liegt.

Dort, in einer Grotte unter einem Kalksteinims, brodelt Wasser empor, fließt in einen Teich und schäumt über eine Felskante in die Seine. Vom Grund des Quellbeckens haben Forscher mehr

sie auch die Bronzeschalen verwendet haben könnte, die ihr mit ins Grab gegeben wurden – denn die dienten in der griechischen Welt zu rituellen Waschungen vor dem Mahl.

Hat die Herrin von Vix solche Zeremonien als Herrscherin oder als Gottesdienerin vollzogen? Wahrscheinlich in beiden Funktionen. Die Wissenschaftler sind davon überzeugt, dass zu ihrer Zeit politische und religiöse Macht ineinander verflochten waren.

So war die Tote wohl ebenso Fürstin wie Priesterin: Als Gebieterin über den Mont Lassois hatte sie den Frieden zu sichern und Straßen und Schifffahrtswege zu schützen; als Priesterin musste sie die Gunst der Götter mit kostbaren Opfern erkaufen.

NACH IHREM TOD übernahm wahrscheinlich eine Tochter, Schwester oder Nichte die Macht am Mont Lassois – so

Vielleicht wurden einige nach ihrem Tod sogar als gottgleiche Wesen verehrt. In Hirschlanden bei Ludwigsburg und am hessischen Glauberg (siehe Kasten Seite 56) haben Forscher Steinstelen entdeckt, die wahrscheinlich kultisch verehrte Tote darstellen. Archäologen vermuten, dass die Grabhügel gleichzeitig auch heilige Bezirke waren; offensichtlich war die Macht mancher Keltenfürsten so groß, dass sie nach ihrem Leben einen Platz zwischen den Göttern einnahmen und dort zu Fürsprechern ihrer Untertanen wurden.

Auch am Mont Lassois wurde einige Jahre oder Jahrzehnte nach der feierlichen Beerdigung der Fürstin von Vix ein Heiligtum angelegt – kaum 200 Meter vom Totenhügel der Verstorbenen entfernt. Auf der quadratischen Stätte, die ein kleiner Graben umgab, zeugen heute zerbrochene Becher und Knochenreste von den Opferfesten, die die Nachfolger der Fürstin einst feierten. Unter freiem Himmel übergaben sie Tierschädel dem Feuer.

Den Zugang auf den Platz bewachten zwei sitzende, etwa lebensgroße Statuen, grob in Kalkstein gehauen. Sie gehören zu den ältesten Bildnissen aus keltischer Zeit: ein Krieger mit Schild und Schwert – und eine Frau.

Um den Hals trägt die Frau einen Reif, der dem goldenen Schmuckstück aus dem Grab ähnelt.

Wurde also an diesem Ort der verstorbenen Herrin als vergöttlichter Ahn gedacht?

Dann wäre die Fürstin von Vix, diese pflichtbewusste Dienerin übersinnlicher Mächte, nach ihrem Tod selbst in das Pantheon der namenlosen Götter aufgestiegen. □

als 200 eiserne Gewandnadeln geborgen, wie keltische Frauen sie zwischen 600 und 400 v. Chr. trugen, also in der Epoche der Herrin von Vix.

Möglicherweise gilt sie auf einer Barke in die dämmrige Tiefe der Grotte, um dort, wo das Wasser aus der Unterwelt aufsteigt, die Geschenke der Pilgerinnen den Göttern zu übergeben.

Und vielleicht vollzog sie im Quellsee rituelle Waschungen: Rituale, zu denen

wie die Herrin von Vix einst einer Fürstin gefolgt war. Die prächtigen Frauengräber in der Region, zwischen denen kein gleichwertiger Totenhügel für einen Mann zu finden ist, künden von solchen weiblichen Dynastien.

Die Erforscher der Siedlung an der Seine lesen aus den Spuren die Geschichte eines glänzenden Fürstinnenhofes, mit Verbindungen zur Atlantikküste im Norden, über das Mittelmeer im Süden und zu den Keltenfürsten im Osten.

Die Herrinnen von Vix stehen nicht allein in der Geschichte der Kelten. Auch in anderen Regionen und Jahrhunderten hatten keltische Frauen großen Einfluss und erhielten in Adelsfamilien manchmal ebenso prunkvolle Gräber wie die Männer.

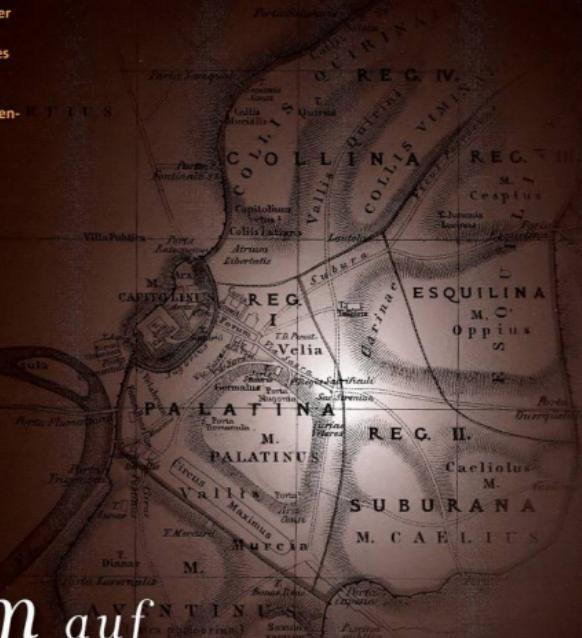
Die Journalistin **Ulrike Rückert**, 49, begeisterte sich schon als Kind für Archäologie, weil ihr Onkel in seinem Garten einen Topf aus der Bronzezeit entdeckt hatte. Jochen Stührmann, 34, hat für **GEOPOLICHE** zuletzt das Jerusalemer der Zeitenwende rekonstruiert.

Literaturempfehlung: Felix Müller, „Götter, Gaben, Rituale: Religion der Frühgeschichte Europas“, Philipp von Zabern: Uppig illustriertes Werk über die Spuren keltischer Kultur und die wichtige Rolle, die Frauen wie die Herrin von Vix dabei spielten.

UM 400 V. CHR. DIE KELTEN IN ITALIEN



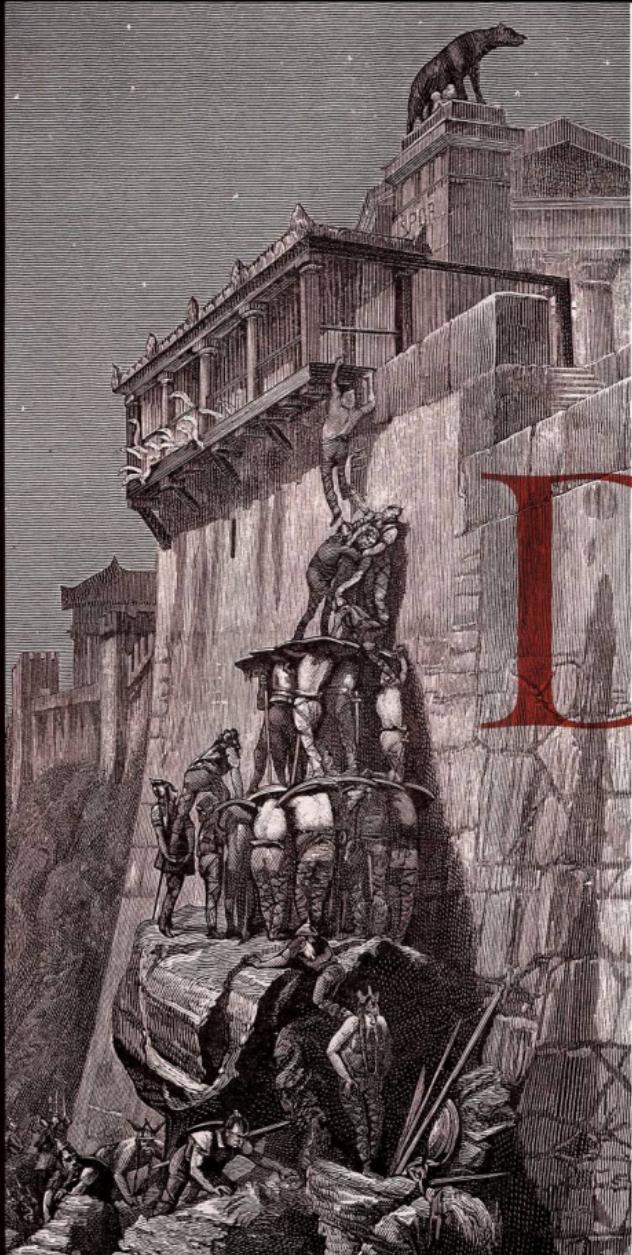
Dreieinhalb Jahrhunderte nach der Erstürmung Roms durch die Kelten im Jahr 387 v. Chr. beschreibt der römische Historiker Titus Livius die Geschehnisse. Er zeichnet ein furchteinflößendes Bild von den Kriegen aus dem Norden, die mordend durch die Straßen der Stadt ziehen (Historien-gemälde von Paul Jamin, 1893)



Sturm auf ROME

Zehntausende Kelten machen sich um 400 v. Chr. auf den Weg über

die Alpen – angelockt wohl vom Luxus des Südens und der Aussicht auf militärische Erfolge. Die Völker Italiens haben den Invasoren anfangs kaum etwas entgegenzusetzen. Schließlich greifen die Krieger aus dem Norden sogar die Stadt am Tiber an. VON RALF BERHORST



Weil die Verteidiger Roms der keltischen Streitmacht militärisch unterlegen sind, geben sie fast das gesamte Stadtgebiet noch vor dem ersten Angriff verloren und ziehen sich auf das Kapitol zurück, den durch steile Abhänge geschützten Hügel mit dem größten Tempel Roms und der Zitadelle. Als die Angreifer versuchen, die Festung nachts zu erklimmen, werden sie – so berichtet es Livius – durch das Geschnatter von Gänzen verraten (Stich, 19. Jahrhundert)

D

ie fremden Krieger tragen Schwerter und Stoßlanzen, Schilder und Körperpanzer, ihre Anführer spitze Helme. Einige haben die Gesichter geweißt, vermutlich mit Kalkmilch, damit die Augäpfel im Kampf bedrohlich hervortreten.

Doch als die keltischen Kämpfer im Juli 387 v. Chr. die Stadtgrenzen Roms erreichen, stellen sich ihnen keine Soldaten entgegen: Die Tore sind offen, die Mauern unbesetzt.

Von Norden her dringen die Fremden am hellen Tage in die kaum befestigte Stadt ein; vorsichtig nähern sie sich dem Zentrum. Sie fürchten, in einen Hinterhalt gelockt zu werden. Aber die Plätze und Gassen sind menschenleer, die Häuser scheinen verlassen. Keiner der wohl 20 000 Bewohner zeigt sich.

Nach etwa zwei Kilometern öffnet sich vor den Eindringlingen eine weite Fläche, die mit Kieselsteinen gepflastert ist: das Forum Romanum, der Mittelpunkt Roms. Auch hier sind die Tempel, in denen die Römer den göttlichen Herrschern über Krieg und Fruchtbarkeit huldigen, verwaist.

Nach der verlorenen Schlacht steht Rom vor dem Untergang

Tausende Römer sind in den Tagen zuvor vor den Barbaren geflohen. Jetzt harren vor allem Frauen und Kinder, Greise und Schwache in den Wohnvierteln aus – unter ihnen auch einstige hohe Würdenträger der Römischen Republik: Sie haben noch einmal ihre Amtsroben angelegt und sich in ihre Privathäuser zurückgezogen. Auf elfenbeinernen Ehrenstühlen erwarten sie die Kelten – und den Tod.

Vom Forum Romanum aus blicken die Invasoren auf einen schroffen Fels Hügel, der den Platz um einige Dutzend Meter überragt: das Kapitol. Dort oben, auf einer befestigten Kuppe, haben sich die letzten Verteidiger der Stadt mit Waffen und Proviant verschanzt.

Ein Teil der Kelten sichert das Forum gegen einen Überraschungsangriff vom Kapitol, die anderen beginnen, Rom zu plündern.

Sie stürmen durch die Stadt, brechen die Türen der Häuser auf. Als sie die Würdenträger erblicken, die wie lebende Götterbilder in den Vorhallen sitzen, zögern die Kelten zunächst – doch dann erschlägt ein Krieger einen der Greise. Danach töten sie überall in der Stadt Alte, Frauen und Kinder, setzen viele der ausgeraubten Gebäude in Brand.

Das Morden und Plündern dauert mehrere Tage und Nächte an. Die Verteidiger auf dem Kapitol sind zu schwach, um die Besatzer zurückzuschlagen. Hilflos müssen sie zusehen, wie überall in der Stadt Flammen auflodern.

Schließlich sammeln sich die Kelten erneut auf dem Forum: Nun wollen sie die Burg auf dem Kapitol einnehmen. Ihr Schlachtruf gellt durch die Stadt. Dann klettern sie den Hügel hinauf.

Rund 350 Jahre später, um 25 v. Chr., beschreibt der römische Historiker Titus Livius die Erstürmung seiner Stadt durch die Angreifer. Längst ist Rom da von einer schlecht befestigten Siedlung zur Kapitale einer Weltmacht aufgestiegen, zu einer Metropole mit Marmor tempeln, prächtigen Theatern und vergoldeten Inschriften.

Doch die Demütigung durch die Männer aus dem Norden ist nicht vergessen. Das siegreiche Rom, das danach nicht wieder erobert worden ist, das Rom des Kaisers Augustus, wird noch immer von der Erinnerung an diese Niederlage gequält.

Es ist eine Schmach, die auch moderne Forscher nicht anzweifeln, obwohl keine Brandspur an einem Gebäude, kein Schwertfund davon kündet.

Gewiss, Livius schreibt für den Leser seiner Zeit, sein Bericht ist voreingenommen und in vielerlei Hinsicht unverlässig. Für ihn sind die Kelten nichts als Barbaren, die die Zivilisation bedrohen, und so beschreibt er sie auch. Aber weil die Angreifer ihre Taten niemals aufgeschrieben haben, ist seine Erzählung die ausführlichste Quelle über den Vormarsch der Fremden nach Rom.

Deshalb bleibt vieles weiter geheimnisvoll an dem Überfall der Kelten. Ergänzt man die Werke des Livius und anderer antiker Autoren um die Erkenntnisse der Archäologen, lässt sich das Rätsel aber teilweise ergründen.

BEREITS LANGE VOR dem Sturm auf Rom überwinden Kelten erstmals die Alpen – friedlich. Spätestens seit dem 8. Jahrhundert v. Chr. handeln jene Stämme, die im Osten des heutigen Frankreich, in Südwestdeutschland sowie der Schweiz siedeln, mit den Städten und Völkern der italienischen Halbinsel. Von dort bringen Reisende kostbare Waren mit: Gewandspangen, Bronzegeschirr aus Mittelitalien, Tongefäße aus der Lombardei, rot leuchtende Korallen von den Küsten.

Vielleicht verführen die Erzählungen der Händler manche Kelten dazu, den Weg über das Gebirge zu wagen, um in Italien als Wanderhandwerker zu arbeiten, dort zu heiraten und sich für immer niederzulassen. Denn der Süden

erscheint den Menschen im kalten, unwirtlichen Norden vermutlich als eine verheißungsvolle Welt.

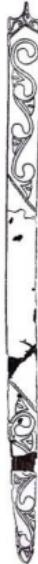
Besonders begehrst ist der Wein, den die Kelten selbst nicht anbauen. Doch die Amphoren, in denen der Rebensaft transportiert wird, können sich nur Fürsten leisten. Offenbar schätzt es die keltische Elite, die Trinkschalen des Südens zu imitieren und den Wein bei aufwendigen Gelagen aus kunstvoll gearbeiteten Bronzearbeiten in tönerne Trinkschalen zu gießen. Immer edlere Kostbarkeiten lassen sich die Fürsten mit ins Grab geben, darunter aus Bronzeblech getriebene Kannen, deren Ausguss wie ein Schnabel geformt ist.

Ist es dieser Luxus, der die Kelten zum Aufbruch treibt? Erregt das Gepränge der Fürsten den Neid ihrer Gefolgschaft? Begehrt eine jüngere Generation gegen die alte Elite der Fürsten auf, weil auch sie im Luxus der Mittelmeerkultur schwelgen will und sich fern der Heimat ein besseres Leben erhofft?

Sicher ist, dass um 400 v. Chr. nicht mehr nur Einzelne den Weg nach Italien wagen, sondern etliche Gruppen von Kriegern über die Alpen ziehen, um zu plündern oder als Söldner in fremden Heeren zu kämpfen. Selbst größere Verbände mit Frauen und Kindern verlassen ihre Dörfer und Höfe und brechen gen Süden auf.

Noch immer ist dieser Exodus rätselhaft, denn keinerlei archäologische Spuren deuten auf eine größere Auswanderungswelle hin. Im Gegenteil: Im Osten Frankreichs etwa bleiben die Siedlungen der Kelten bewohnt, bestatten die Menschen ihre Toten weiterhin in den alten Gräberfeldern. Doch Schwertfunde in Italien belegen eindeutig die Ankunft der Neusiedler.

Auch die römischen und griechischen Historiker, die einige Jahrhunderte später über den Ex-



Allein ihr Aussehen lässt die Römer erschauern

odus schreiben, haben kaum gesichertes Wissen über das Auftauchen der Kelten südlich der Alpen. So wenig, dass sie sich den Grund für die Wanderung nur anhand von Legenden erklären können.

Mehrere antike Schreiber etwa berichten, dass sich die Menschen von einem Verräter in den Süden locken lassen: Ein Mann aus dem etruskischen Clusium (dem heutigen Chiusi in der Südtoskana) soll die Kelten zu seiner Heimatstadt geleitet haben – aus Rache.

Denn der Ziehsohn des Mannes habe dessen Frau verführt, und da der Jungling einer mächtigen Familie entstammte, habe der Betrogene sich dadurch Genugtuung verschafft, dass er die Fremden nach Clusium führte, damit sie die Stadt attackieren. Unter dem Vorwand, Handel zu treiben, habe der Etrusker mit Wein und Olivenöl gefüllte Schlüsse sowie Körbe voller Feigen auf einen Wagen geladen und sich zu den Kelten begeben. Die seien den Köstlichkeiten sofort verfallen und dem Mann nach Italien gefolgt.

Livius erzählt dagegen eine andere Geschichte: Vor der Zeit der großen Wanderungen sei das Stammesgebiet der Kelten so dicht besiedelt gewesen, dass es kaum noch zu regieren war. Ihr König habe beschlossen, zwei Neffen in Gegenenden zu entsenden, die ihnen die Götter durch Zeichen vorgeben würden: Sie sollten dann zusammen mit so vielen Menschen aufbrechen, dass sich ihnen niemand widersetzen könne. Das Los habe dem einen die Mittelgebirge östlich des Rheins und nördlich der Donau als Ziel zugewiesen, dem anderen aber Italien.

Dieser zweite Neffe habe diejenigen Männer, die bei den keltischen Völkern „überzählig“ gewesen seien, zur Wanderung aufgerufen, dann mit einer gewaltigen Zahl an Fußtruppen und Reitern die Alpen überquert und sich schließlich in der Gegend des heu-

tigen Mailand angesiedelt. Bald darauf seien diesen ersten Einwanderern weitere Stämme nach Italien gefolgt. Nach und nach hätten sie sich die ganze Po-Ebene unterworfen sowie einen breiten Landstreifen an der Adriaküste.

Obwohl dieser zweite Bericht ebenfalls wie eine Legende klingt, ist er vermutlich historisch besser fundiert als die Geschichte über den betrogenen Etrusker. Manche Forscher vermuten, dass die Kelten tatsächlich loszogen, weil ihre Gebiete teilweise zu dicht besiedelt waren. Wohl vor allem der jungen Generation wurde es in der Heimat zu eng. Die Söhne von Kriegern und Bauern wollten sich endlich selbst mit eigenen Taten beweisen.

Zudem warf das Land immer weniger Ernteerlöse ab: Denn um 400 v. Chr. verschlechterte sich nördlich der Alpen das Klima. Pollenreste im Boden und die Analyse bestimmter Kohlenstoffmoleküle in organischem Material erlaubten es Forschern, Veränderungen von Atmosphäre und Klima nachzuspüren. Ihre Untersuchungen zeigen, dass die Sonne um diese Zeit schwächer schien und es häufiger regnete – die nasskalten Sommer führten zu schlechten Ernten. Nach einigen Jahren wurde vermutlich sogar das Saatgut knapp.

Wohl auch deshalb entschlossen sich viele Kelten, ihre Heimat zu verlassen.

ES SIND VERMUTLICH einzelne Heeresverbände, die sich auf den Weg machen (auch wenn es in einer antiken Quelle heißt, die Kelten seien mit 300 000 Menschen aufgebrochen). Manche Krieger nehmen Frauen mit, die unterwegs für sie kochen; auch Kinder wandern im Tross mit. In Gruppen von jeweils einigen Hundert ziehen sie los, vereinigen sich später möglicherweise mit anderen Auswanderergruppen.



Als die Kelten mordend durch Rom ziehen, treffen sie auf würdevolle alte Männer, die sich in ihr Schicksal ergeben. Die Greise, wie auch viele Frauen und Kinder, haben sich nicht retten können

Die Neuankömmlinge lassen die italischen Völker erschauern. Sie seien „furchterweckend anzuschauen“, schreibt der griechische Historiker Diodor später über die Kelten, „und sie besitzen eine tiefe und ganz rauhe Stimme“.

Ihr Haar sei von Natur aus blond, doch sie färben es mit Kalkwasser noch heller. „Sie kämmen es dauernd von der Stirn zur Schädelkuppe und zu den Nackenmuskeln hin zurück, sodass ihr Anblick dem von Satyrn und Panen gleich“ – mythologischen Fabelwesen, halb Mensch, halb Tier.

Das Getöse ihrer Trompeten sei barbarisch, ihre Rede hochtrabend, aufschneiderisch und voller Drohungen. Und ihre Todesverachtung sei so groß, dass manche Krieger fast nackt in die Schlacht zögern, um den Gegner zu schockieren.

Die Bewohner Oberitaliens sind den Fremden unterlegen: Mehrfach besiegen die Kelten Heere der einheimischen Etrusker. Die Kämpfer eines Stammes, der Senonen, überschreiten sogar den Apennin und bedrohen im Juli 387 v. Chr. die Stadt Clusium.

In ihrer Not bitten die Einwohner das rund 130 Kilometer südlich gelegene Rom um Hilfe. Der Senat der Stadt aber verweigert militärische Unterstützung; er entsendet lediglich drei Unterhändler, die die Kelten besiegen sollen. Erst wenn dies misslingen sollte, will Rom seine Truppen schicken.

Die Kelten fordern von den Bewohnern Clusiums, dass sie ihnen einen Teil des umliegenden Landes abtreten. Doch die Verhandlungen scheitern; beide Seiten greifen zu den Waffen, und es kommt zum Kampf. Als die römischen Abge-





Am Ende zermürbt der Hunger Belagerte und Belagerer

Die Kelten bedrängen die Einwohner der Stadt, plündern sie aus, vertreiben oder ermorden sie – doch es gelingt den fremden Kriegern nicht, das Kapitol zu erstürmen

sandten auf Seiten der Etrusker in die Schlacht ziehen und einer von ihnen einen keltischen Heerführer töten, lassen die fremden Krieger von Clusium ab und schicken Männer nach Rom, um die Auslieferung der drei Unterhändler zu verlangen.

Der Senat hält die Forderung durchaus für legitim, doch die Angehörigen der drei haben so viel Einfluss, dass sie nach ihrer Rückkehr an den Tiber nicht nur der Strafe entgehen, sondern sogar zu Militärttribunen mit konsularischer Amtsgewalt gewählt werden und damit zu den höchsten Beamten der Republik.

Erzürnt beschließen die Kelten, so fort gegen Rom zu marschieren. Die Stadt ist für den Angriff keineswegs gerüstet; zudem verharmlosen die drei neuen Militärttribunen die Kriegsgefahr, die sie selbst heraufbeschworen haben. Ohne Eile machen sie sich daran, eine Streitmacht zu versammeln.

Doch als Nachrichten vom Vormarsch der Fremden Rom erreichen, bricht in der Stadt Panik aus. Erst jetzt treiben die Tribunen die Rekrutierungen voran und schicken den Angreifern ein Heer entgegen. Etwa 15 Kilometer vor der Stadt trifft es an der Allia, einem Nebenfluss des Tiber, auf die anstürmenden Kelten. Viele der römischen Soldaten haben noch nie zuvor gekämpft.

ES IST DER 18. JULI 387 v. CHR. In der Sommernacht stehen sich die Heere gegenüber: Tausende, vielleicht Zehntausende Soldaten auf beiden Seiten – genaue Zahlen sind nicht überliefert.

Die römischen Militärttribunen haben ihre Linien besonders weit auseinandergezogen, damit die Kelten, die in

der Überzahl sind, sie nicht an den Rändern umgehen können. Dennoch ist ihre Schlachtreihe kürzer als die der Fremden. Im Zentrum ist sie nur dünn besetzt, zumal die Tribunen einen Teil ihrer Männer am rechten Flügel als Reserve auf einem Hügel postiert haben.

Der Stammesfürst der Kelten (dem Livius den vermutlich nicht authentischen Namen Brennus gibt) befiehlt seinen Kämpfern, zuerst diese Verbände anzugreifen, weil er fürchtet, dass sie ihre Krieger in deren Rücken attackieren könnten.

Die Truppen auf dem Hügel halten nur kurz stand, die anderen Römer ergreifen sogar schon die Flucht, als sie die Kelten heranstürmen sehen und ihren gellenden Kampfruf hören. Die meisten Soldaten der Schlachtreihe lassen ihre Waffen fallen und rennen nach Westen, obwohl ihnen dort der Tiber den Weg versperrt.

Vom hinten drängen immer mehr Fliehende nach, nicht wenige treten sich gegenseitig zu Tode. Diejenigen, die es bis zum Flussufer schaffen, wagen sich ins Wasser, auch wenn sie nicht schwimmen können. Etliche Soldaten ertrinken in der starken Strömung oder werden von ihren Brustpanzern in die Tiefe gerissen.

Wie viele Römer an diesem Tag sterben, ist unbekannt. Ein großer Teil erreicht das andere Tiberufer, rettet sich in die nahe gelegene Stadt Veji, die zum Staatsgebiet der Republik gehört und besser befestigt ist als Rom.

Nur die Männer des rechten Flügels rennen in südliche Richtung nach Rom zurück. Die Soldaten sind derart traumatisiert, dass sie sofort in die Burg auf dem Kapitol fliehen und nicht einmal die Stadttore hinter sich verschließen.

Rom ist dem Angriff der Barbaren nun schutzlos ausgeliefert. Der Senat ordnet an, dass sich die zum Kampf fähigen jungen Männer

sowie die wichtigsten Senatoren mit ihren Familien auf das Kapitol zurückziehen.

Dort oben soll das letzte Aufgebot die Ehre Roms verteidigen und sein Allerheiligstes: den imposanten Tempel, der sich auf dem Hügel erhebt und der den drei Stadtgöttern Jupiter, Juno und Minerva geweiht ist.

Das hölzerne Bauwerk, das auf einem Fundament aus gewaltigen Tuffsteinblöcken ruht und das farbige Terrakottafriese schmücken, ist einer der größten Tempel in Mittitalien – und das Symbol des römischen Staates. Wenn er fällt, dann fällt auch Rom.

Die übrige Stadt und ihre Bewohner werden dem Untergang preisgegeben, denn der Kapitolshügel ist zu klein, um alle Römer aufzunehmen: Wer kann, der flieht, solange noch Wege offen sind.

Der Priester des Gottes Quirinus und die Jungfrauen vom Tempel der Vesta vergraben wichtige Kultgegenstände, andere nehmen sie mit sich, als sie aus der Stadt entkommen.

Am Abend nach ihrem Sieg an der Allia erreichen die Kelten Rom. Tags darauf ziehen sie kampflos in die Stadt ein und verwüsten sie.

Und dann wagen die Eindringlinge die Attacke auf die Zitadelle.

IM ERSTEN MÖRGENLICHT erklimmen die Angreifer, geduckt unter ihre Schilder, das Kapitol, dessen Felshänge fast auf allen Seiten schroff ansteigen. Nur eine steile Straße führt auf den Hügel hinauf, vom Forum Romanum.

Die Verteidiger haben die Zugänge mit Wachposten gesichert – und einen Plan gefasst: Sie wollen die Feinde zunächst ungestört emportsteigen lassen, um sie dann den Abhang wieder hinunterzutreiben. Deshalb beginnen die Römer erst auf halber Höhe zu attackieren – mit Erfolg. Es ge-





Gegen 1000 Pfund Gold wollen die Kelten schließlich abziehen, erzählt Livius. Als die Römer dem Keltenführer Brennus beim Abwiegen der Summe vorwerfen, dass seine Gewichte falsch seien, legt der noch sein Schwert dazu – und erhöht so den zu zahlenden Preis

Das ist die Rettung. Denn ein Mann wird von dem Geschnatter geweckt: Er alarmiert die Truppen und stößt sogleich einen Kelten, der den Gipfel schon erreicht hat, mit seinem Schildbuckel in die Tiefe – auch das überliefert Livius.

Die Römer schleudern Steine und andere Wurfgeschosse auf die Angreifer, die sich vergebens an den Felsen festklammern, und so gelingt es den Verteidigern, auch den zweiten Ansturm auf das Kapitol abzuwehren.

EINEN WEITEREN ANGRIFF auf die Zitadelle wagen die Kelten nicht. Sie kampieren in einer trockenen Senke zwischen den Hügeln der niedergebrannten und ausgeplünderten Stadt, wo sich im Sommerwind Staub und Asche vermischen. In der Sonnenglut leiden die hellhäutigen Krieger unter Hitze und Krankheiten; und ebenso wie die Verteidiger auf dem Kapitol hungrigen auch sie bald: In der verwüsteten Stadt wie in der Gegend um Rom finden sie kaum noch Proviant.

Schließlich sind beide Kriegsparteien derart ausgezehrt, dass sie über einen Waffenstillstand verhandeln; Brennus und ein römischer Militärtribun einigen sich auf den Abzug der Kelten. Dafür sollen die Römer 1000 Pfund Gold zahlen – nach heutigen Preisen mehr als zehn Millionen Euro.

Livius spricht später von einem „keineswegs hohen Preis“. Ein demütigernder Handel bleibt es dennoch, aber aus Erschöpfung willigen die Römer ein. Und weil die Staatskasse nicht ausreichend gefüllt ist, spenden Frauen ihren

lingt ihnen, die gegnerischen Kämpfer zurückzudrängen.

Die Kelten müssen den Angriff abbrechen und bereiten stattdessen die Belagerung des Kapitols vor. Nun soll der Hunger die Verteidiger bezwingen.

Doch etwas später entdecken die Angreifer ein Felsstück, das geeignet erscheint, zur Kuppe des Hügels hinaufzuklettern. Sie beschließen eine zweite Attacke – diesmal nach Sonnenuntergang.

In mondloser Nacht steigen sie den Hang nach oben. An steileren Felsabschnitten reißen sie einander Schwer-

ter und Lanzen zu, die Männer stützen sich gegenseitig oder ziehen sich in die Höhe.

Ihr lautloser Aufstieg bleibt von den Wachen der Römer unbemerkt, nicht einmal die Hunde schlagen an.

Fast haben die Feinde den Gipfel erreicht, da schnattern – so schreibt Livius – Gänse und schlagen mit den Flügeln. Obwohl sie der Hunger quält, haben die Verteidiger des Kapitols nicht gewagt, die heiligen Tiere zu schlachten. Denn aus deren Verhalten beim Fresen lesen die römischen Priester den Willen der Götter.

DER TOD IST IHR GESCHÄFT

278 v. Chr. heuert ein kleinasiatischer König 20 000 Kelten als Söldner an – und wird sie nicht wieder los

Schmuck; das den Göttern geweihte Gold hingegen bleibt unangetastet.

Beim Abwiegen der Summe protestiert der römische Verhandlungsführer: Die Kelten benutzen angeblich falsche Gewichte, sodass die Stadtbewohner gezwungen seien, mehr Gold auf die Waage zu legen als vereinbart. Verärgert über diesen Vorwurf, zieht Brennus sein Schwert und wirft es in die Schale mit den Gewichten – und treibt so das Lösegeld noch weiter nach oben.

Zudem verhöhnt er die Unterlegenen mit den Worten „Wehe den Besiegten!“. Auch diese letzte Kränkung müssen sie erdulden, als lateinisches „Vae victis!“ prägt sich ihnen der Ausspruch tief ins Gedächtnis.

Kurz darauf aber, noch ehe die volle Summe ausgezahlt ist, trifft ein römischer Feldherr in der Stadt ein. Er steht an der Spitze neu formierter Truppen, die sich während der Belagerung im Umland gesammelt haben und nun zur Belagerung der Stadt angerückt sind.

Die nach der Juli-Schlacht an der Allia in die Stadt Veji geflohenen Soldaten mussten dort erst einen Angriff feindlicher Etrusker abwehren, die die Schwäche der Besiegten nutzen wollten, um ihrerseits in römisches Gebiet einzufuzieren. Die Römer aber triumphierten über die Etrusker und fassten daraufhin neuen Mut; zudem vereinigten sie sich mit weiteren Truppen.

Gemeinsam gelingt es den Römern nun, die Kelten zu vertreiben. In einer Schlacht vor den Mauern der Stadt können sie das fremde Heer sogar vernichten besiegen.

All das überliefert zumindest Livius; eine andere, ältere Quelle hingegen nennt weder einen Fürsten namens Brennus noch den Goldhandel oder die Niederlage der Kelten: Nach diesem Bericht ziehen die fremden Krieger irgendwann unbehelligt wieder ab.

Die Römer jedenfalls bauen ihre zerstörte Stadt wieder auf und ersetzen die alten Befestigungen einige Jahre später durch eine elf Kilometer lange Mauer.

Etwa zur gleichen Zeit, als die ersten Kelten in Italien einfallen, um etwa 400 v. Chr., verlassen andere Gruppen ihre Heimat in Böhmen und Süddeutschland und ziehen nach Süden – vermutlich, um neue Siedlungsplätze zu suchen. Im Jahr 335 v. Chr. stoßen sie in den südlichen Walachei auf die Makedonen unter Alexander dem Großen. Da sie es nicht wagen, den mächtigen König herauszufordern, bleiben sie im Donauraum und festigen dort ihre Herrschaft.

Erst als das Reich Alexanders nach dessen Tod von Nachfolgekriegen zerstört wird, dringen einige Stämme weiter nach Süden vor. Im Jahr 279 v. Chr. bestürmen sie sogar den Tempel von Delphi, eines der größten griechischen Heiligtümer. Nur mit Mühe können die Attackierten den Angriff abwehren.

So sehr die griechischen Herrscher die Kelten als Feinde fürchten, so willkommen sind sie ihnen als fähige Söldner. Die zerstrittenen Erben Alexanders und ihre Verbündeten heuern Tausende Krieger an. Einer der Herrscher, Nikomedes I., König eines Reiches am Schwarzen Meer, schließt 278 v. Chr. einen Vertrag mit den Führern der Tolistobogier, Tektosager und

Trokmer, um sie auf Dauer an sich zu binden. Mit Schiffen überqueren 20000 Kämpfer, Frauen und Kinder den Bosporus.

Nach mehreren Schlachten siedeln sich die Kelten schließlich im Jahr 270 v. Chr. in der Region des heutigen Ankara an. Doch schon bald sind die Neuankömmlinge, die die Griechen

fortan „Galater“ nennen (was das Gleiche bedeutet wie Kelten oder Gallier) nicht mehr zu kontrollieren: Sie plündern die Siedlungen ihrer Nachbarn und leben vom Raub. Umliegende Städte und Herrscher müssen sich den Frieden mit hohen Tributzahlungen erkauen. Später bilden die drei Stämme eine Föderation, die von einem Zwölferat und einer Versammlung von 300 Männern regiert wird.

Erst mehr als drei Jahrzehnte später gelingt es Attalos I., dem König der Stadt Pergamon, die Kelten in Kleinasien zu beseitigen. Unter den Skulpturen, die er in Auftrag gibt, um seinen Triumph zu feiern, ist auch die Darstellung eines „Sterbenden Galliers“ – eines der bekanntesten Kunstwerke der Antike.

Vor allem griechische Historiker haben die Galater beschrieben. Sie selbst haben keine schriftlichen Zeugnisse hinterlassen, und archäologische Funde sind rar – vielleicht, weil sie sich rasch den Gebräuchen der Griechen

angepasst, die Trachten ihrer Nachbarn angelegt und auf Grabbeigaben nach keltischer Tradition verzichtet haben.

Nach der Eroberung Kleinasiens durch die Römer wird das keltische Gebiet im Jahr 25 v. Chr. zur Provinz Galatien. Später lassen sich die Galater zum Christentum bekehren. An einem aber halten sie lange fest: an ihrer Sprache. Noch im 4. Jahrhundert n. Chr., so berichtet der Kirchenvater Hieronymus, unterhalten sich die Galater in einem Dialekt, der dem ihrer entfernten Verwandten bei Trier ähnelt.

Karsten Lemm



Die Kelten werden in der Gegend des heutigen Ankara angesiedelt. Doch bald schon können die lokalen Herrscher ihre Söldner nicht mehr kontrollieren

Später lassen sich die Galater zum Christentum bekehren. An einem aber halten sie lange fest: an ihrer Sprache. Noch im 4. Jahrhundert n. Chr., so berichtet der Kirchenvater Hieronymus, unterhalten sich die Galater in einem Dialekt, der dem ihrer entfernten Verwandten bei Trier ähnelt.

Die Kelten bleiben in Italien

Das etwa vier Meter dicke und zehn Meter hohe Bollwerk soll sie vor erneuten Angriffen schützen. Der Verteidigungsring windet sich kurvenreich um die Tempel, Wohnhäuser und die sieben Hügel Roms.

Die Kelten aber bleiben in Italien: Ihre Stämme beherrschen weiterhin fast die gesamte Po-Ebene sowie einen breiten Küstenstreifen an der Adria bis in die Gegend des späteren Ancona. Sie gründen selten eigene Städte, sondern bringen die Einheimischen zumeist dazu, sie in ihren Siedlungen wohnen zu lassen.

Niemand weiß heute, wie viele Städte und Dörfer die Kelten auf diese Weise unter ihre Kontrolle zwingen, wie viele Neuankömmlinge sich ansiedeln. Sicher ist nur, dass vor allem Männer kommen, denn in den später gefundenen Gräbern liegen wenige keltische Frauen.

Die Neuankömmlinge sind bereit zu lernen: Mancher Kämpfer wählt für seinen Helm neben keltischen nun auch etruskische Verzierungen. Nach dem Sport säubern sie ihre eingesalbenen Körper mit gebogenen Schabern von Öl und Sand – so wie es ihnen die Etrusker vor machen. Die Frauen bereiten die Speisen wie die Einheimischen in Reibschanzen zu und servieren sie nach italischer Sitte in kleinen Gefäßen.

Offenbar leben die Kelten über Generationen friedlich mit den anderen Völkern zusammen, bestatten ihre Toten auf den gleichen Gräberfeldern – und heiraten sogar einheimische Frauen.

Clans beherrschen wahrscheinlich einzelne Landstriche, Stämme ganze Regionen. Doch wie die so entstehenden Gebilde politisch organisiert sind, welche Hierarchien die Kelten in ihnen schaffen, ist noch immer unbekannt. Einen Staat – also ein Gemeinwesen, das

Literaturempfehlungen: Martin Schönfelder (Hg.), „Kelt(en) Kelten? Keltische Spuren in Italien“.

RGZM: reich bebildertes Begleitbuch zu einer Ausstellung, das zahlreiche Aspekte der keltischen Wanderungen behandelt. Livius, „Ab urbe condita/Römische Geschichte“, 5. Buch, Reclam (lat./dt.); der ausführlichste Bericht zum Geschehen, wenn auch aus Sicht der Römer.

alle von den Neuankömmlingen dominierten Gebiete unter sich eint – gründen sie wohl nicht.

Aber sie sind noch immer Krieger. Es ist eine unübersichtliche Zeit, in der die vielen Völker Italiens um Einfluss und Gebiete auf der Halbinsel ringen und sich vor allem des massiven Vormachtstrebens Roms erwehren müssen.

Immer wieder werden die Kelten in die italischen Kriege verwickelt, ob als Angegriffene oder als Aggressoren, als Verbündete oder Söldner – und fast immer auf der Seite von Roms Gegnern. Die Waffenhilfe der Kelten ist begehr, denn noch immer ist ihre Kampfweise gefürchtet, und sie gelten als loyal.

Doch zumeist müssen sie nun Niederlagen gegen die aufstrebende Großmacht Rom hinnehmen: 283 v. Chr. gründen die Römer eine erste *colonia* im keltischen Einflussbereich an der Adriaküste. Gut 60 Jahre später besetzen sie die Region vollständig und verteilen Grundstücke an Siedler aus der eigenen Bürgerschaft. Die keltischen Senonen, deren Vorfahren einst das Kapitol belagerten, sind da schon längst vertrieben.

Rom ist nun entschlossen, die gesamte Po-Ebene unter seine Herrschaft zu zwingen. Schnell besiegt es weitere keltische Stämme im Norden Italiens; nur der Krieg gegen Karthago, den großen Rivalen Roms im westlichen Mittelmeerraum, unterbricht diese Kampagne für einige Jahre.

DENN ALS DER karthagische Feldherr Hannibal 218 v. Chr. mit 60 000 Soldaten und Dutzenden Kriegslefanten gegen Rom aufbricht, von Südfrankreich aus die Alpen überschreitet und nach Norditalien vordringt, schließen sich ihm dort zahlreiche Kelten an. Unter Hannibals Kommando erringen sie einige triumphale Siege gegen die Römer – verlieren am Ende aber doch.

Nach dem Sieg über Karthago beginnen die Römer um 200 v. Chr. mit der endgültigen Unterwerfung des keltischen Siedlungsgebietes südlich der Al-

pen. In mehreren Feldzügen ringen sie die verbliebenen Stämme nieder.

Wenige Jahre später steht das einst keltische Territorium in Norditalien unter römischem Einfluss. 89 v. Chr. erhalten die freien Männer, die südlich des Po leben, das römische Bürgerrecht; sie genießen damit nahezu die gleichen Rechte wie ein Römer. Fortan müssen sie weniger Steuern bezahlen, aber in den Legionen als Soldaten dienen.

Um die gleiche Zeit wird die gesamte Po-Ebene – jene Region, in der sich die Kelten etwa ein Jahrhundert lang behauptet hatten – zum Teil der neuen römischen Provinz Gallia Cisalpina: des „Keltelandes dieses der Alpen“.

Im Jahr 49 v. Chr. schließlich erhalten auch die Männer in den Gebieten nördlich des Po das römische Bürgerrecht; einige Jahre später wird die gesamte Provinz dem römischen Staatsgebiet zugeschlagen.

Ob sich die Nachkommen der einstigen Einwanderer da noch immer als Kelten fühlen oder inzwischen als Römer, darüber geben die wenigen archäologischen Zeugnisse keinen eindeutigen Aufschluss. Doch noch lange stellen die Menschen in Oberitalien Gewandspannen und Keramik her, die den keltischen Formen ihrer Vorfahren ähneln.

Die Kultur der Kelten geht in der römischen auf, aber sie geht nicht unter; erst im Laufe der Jahrhunderte passen sich die Besiegten den Römern immer weiter an – ganz ähnlich wird es später auch in den Gebieten jenseits der Alpen geschehen, die die Römer um 50 v. Chr. unterwerfen (siehe Seite 128).

Als der Feldherr Gaius Iulius Caesar zu jener Zeit mit seinen Legionen nach Gallien aufbricht, ziehen auch Kelten aus Norditalien über die Alpen – um als Soldaten Roms die Heimat ihrer Vorfahren zu erobern. □

Dr. Ralf Berhorst, 43, ist Autor in Berlin. Am meisten hat ihn erstaunt, dass die Eroberung Roms durch die Kelten, eines der wohl einschneidendsten Ereignisse in der Geschichte der antiken Stadt, dort keine archäologischen Spuren hinterlassen hat.

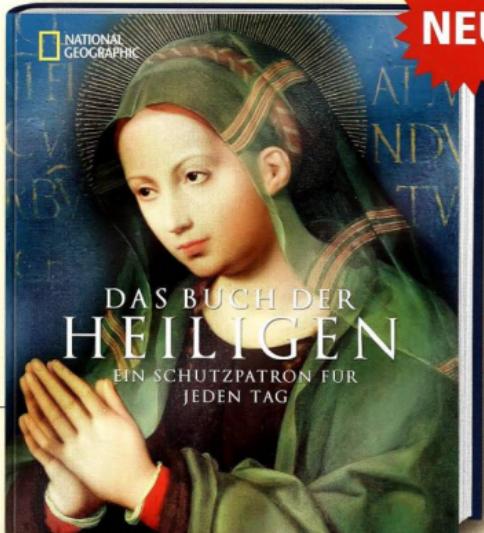
HEILIGE UND HELDEN FÜR JEDEN TAG

Mehr als 600 Schutzpatrone vom 1. Januar bis zum 31. Dezember

Ihre Errungenschaften, Symbole, Pilgerstätten und ihr Einfluss auf unser Leben

Ideales Geschenkbuch für Konfirmation, Firmung oder zum Geburtstag

DAS BUCH DER HEILIGEN – Ein Schutzpatron für jeden Tag
Sachbuch, 336 Seiten, 500 Bilder, € 39,95 (D)



www.nationalgeographic.de



DAS FENSTER ZUR WELT



NATIONAL
GEOGRAPHIC

Für die EW

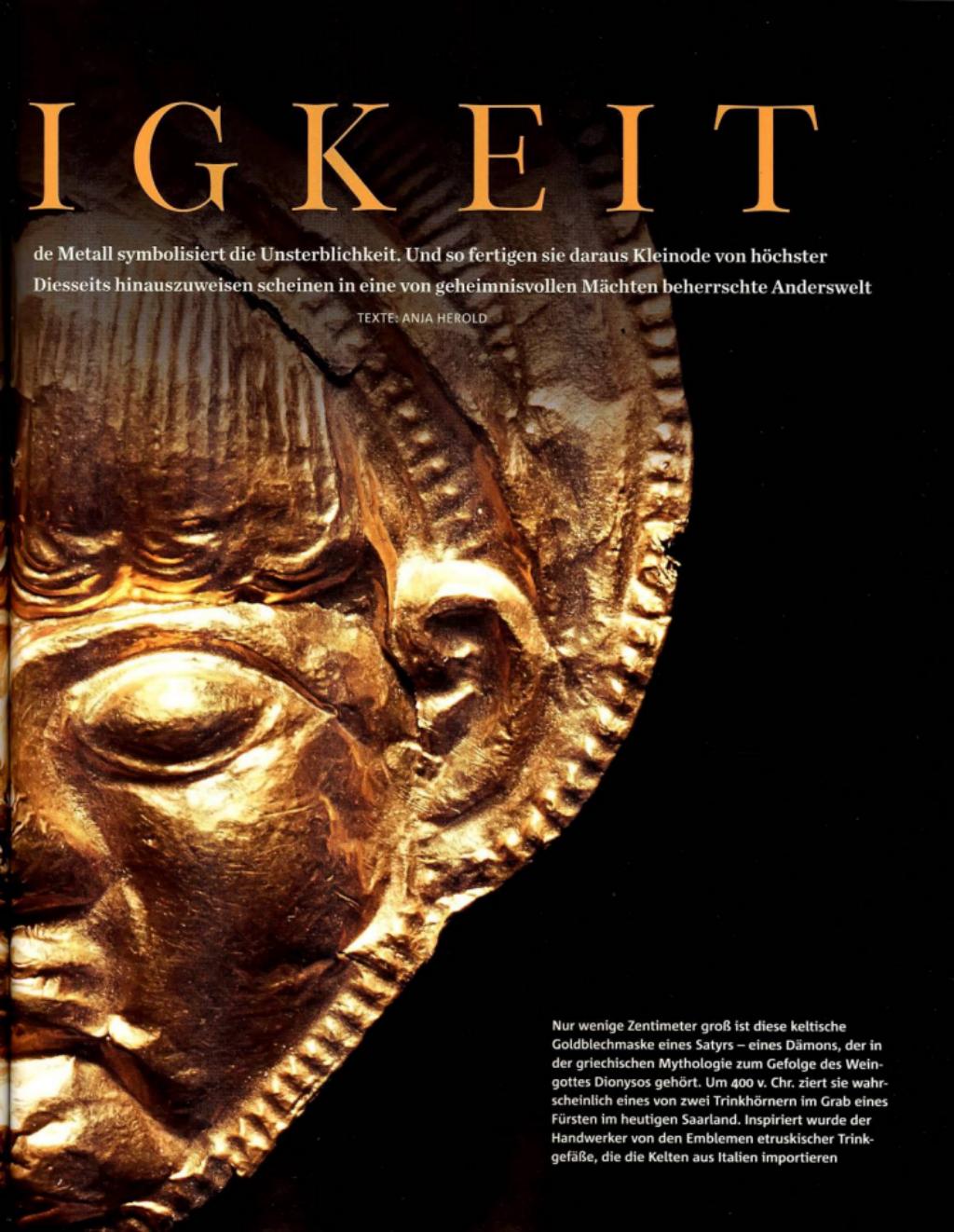
Gold ist für die Kelten mehr als nur Schmuck und Prunk – das stets glänzende, kaum korrodieren Symbolkraft: Halsreife, Zierbleche und Gewandspangen, deren Ornamente und Figuren stets über das



IGKEIT

de Metall symbolisiert die Unsterblichkeit. Und so fertigen sie daraus Kleinode von höchster
Diesseits hinauzuweisen scheinen in eine von geheimnisvollen Mächten beherrschte Anderswelt

TEXTE: ANIA HEROLD



Nur wenige Zentimeter groß ist diese keltische Goldblechmaske eines Satyrs – eines Dämons, der in der griechischen Mythologie zum Gefolge des Weingottes Dionyos gehört. Um 400 v. Chr. ziert sie wahrscheinlich eines von zwei Trinkhörnern im Grab eines Fürsten im heutigen Saarland. Inspiriert wurde der Handwerker von den Emblemen etruskischer Trinkgefäß, die die Kelten aus Italien importieren

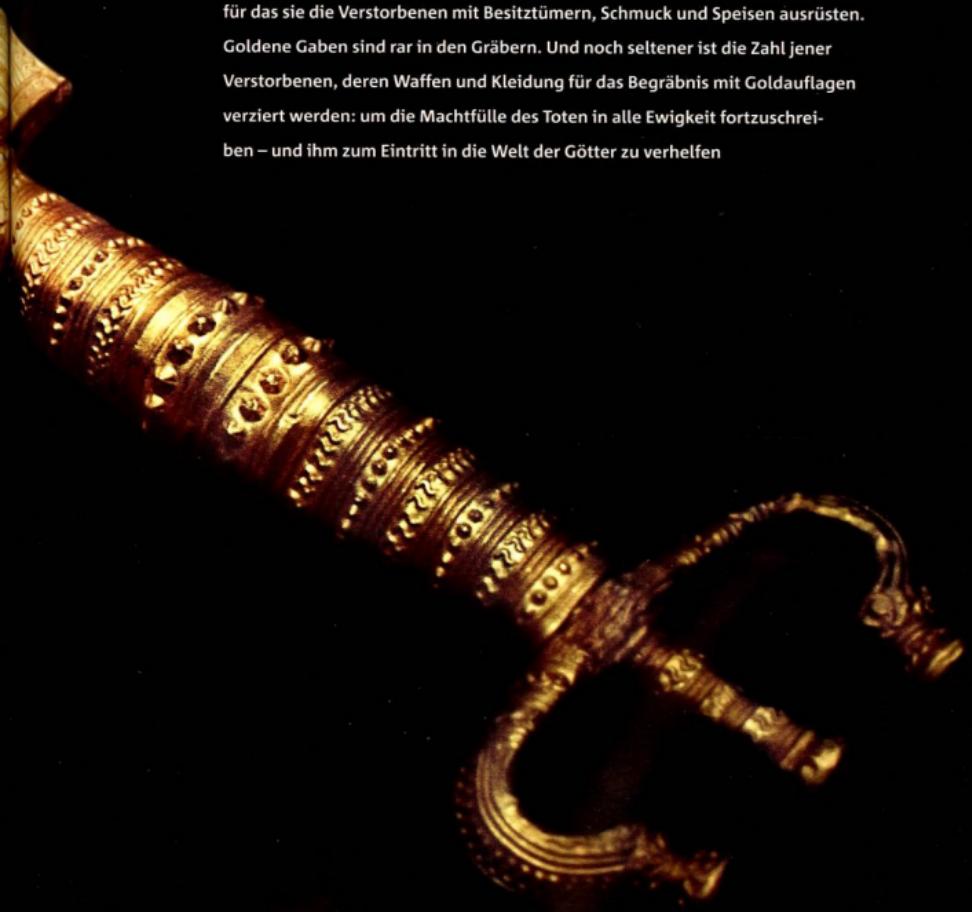


Zu Lebzeiten trug der Fürst von Hochdorf diesen Eisen-dolch in einer bronzenen Scheide. Erst nach seinem Tod um 550 v. Chr. überzog ein Goldschmied die Waffe für die Bestattung des Adeligen mit 16 fein gepunzten Blechen; auch Schuhe und Gürtel des Verstorbenen versah er mit Gold. Die Werkzeuge dazu – Meißel und Pfrieme sowie einen kleinen Goldbarren – legten Archäologen später im Grabhügel des Fürsten frei. Gut möglich, dass der Handwerker sie nach dieser sakralen Arbeit nicht weiter verwenden durfte

KULT

Auch im Jenseits ein Fürst

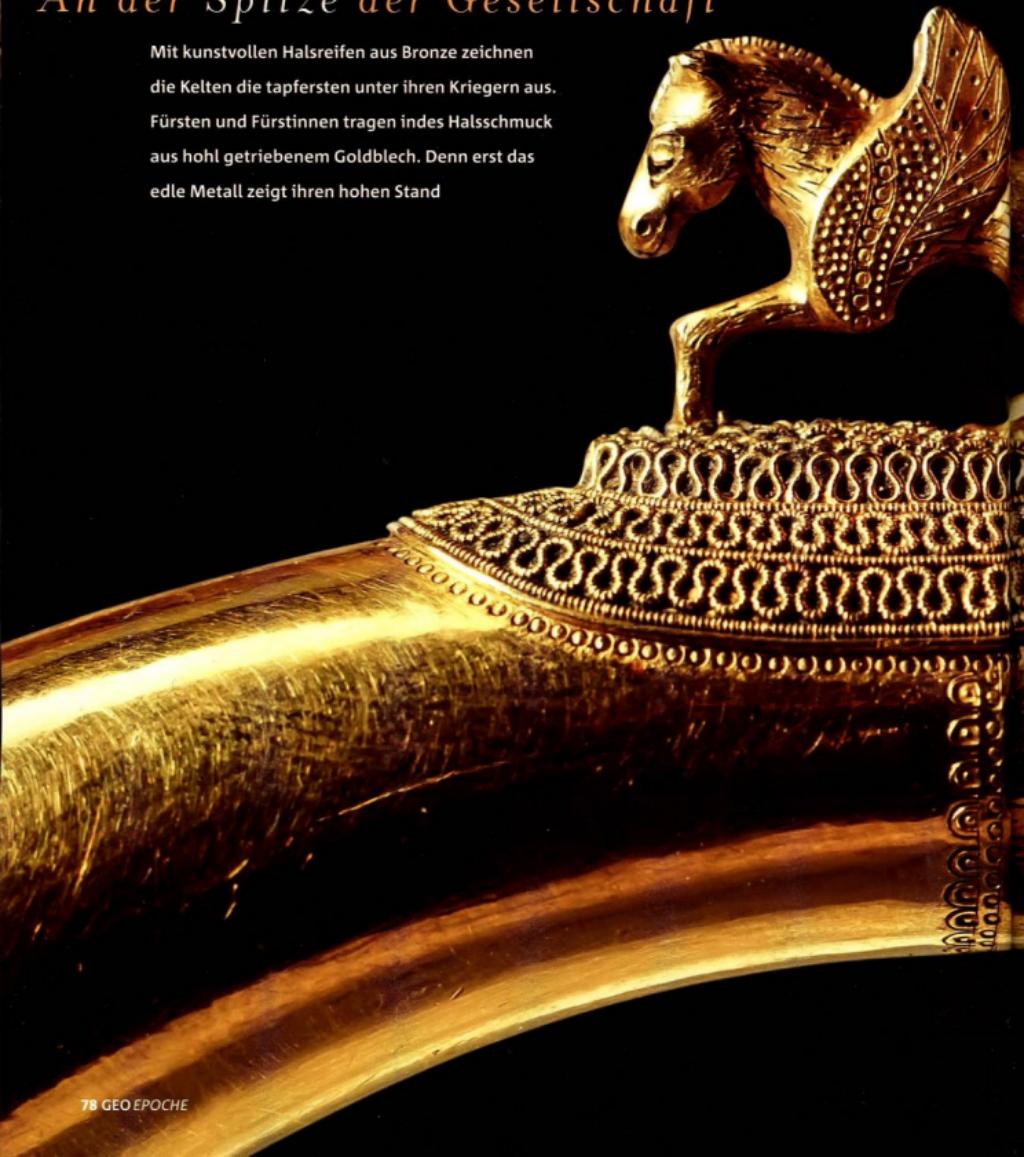
Die Kelten verehren ihre Ahnen, glauben an ein Leben nach dem Tod, für das sie die Verstorbenen mit Besitztümern, Schmuck und Speisen ausrüsten. Goldene Gaben sind rar in den Gräbern. Und noch seltener ist die Zahl jener Verstorbenen, deren Waffen und Kleidung für das Begräbnis mit Goldauflagen verziert werden: um die Machtfülle des Toten in alle Ewigkeit fortzuschreiben – und ihm zum Eintritt in die Welt der Götter zu verhelfen



M A C H T

An der Spitze der Gesellschaft

Mit kunstvollen Halsreifen aus Bronze zeichnen
die Kelten die tapfersten unter ihren Kriegern aus.
Fürsten und Fürstinnen tragen indes Halsschmuck
aus hohl getriebenem Goldblech. Denn erst das
edle Metall zeigt ihren hohen Stand





An beiden Enden erhebt sich Pegasus auf dem Halsreifen der Fürstin von Vix, die um 480 v. Chr. im oberen Seine-Tal bestattet wird. Das Motiv des geflügelten Pferdes haben die Kelten von den Griechen übernommen. Denn sie beherrschten die Landroute für den lukrativen Zinnhandel zwischen den Hellenen am Mittelmeer und den Britischen Inseln





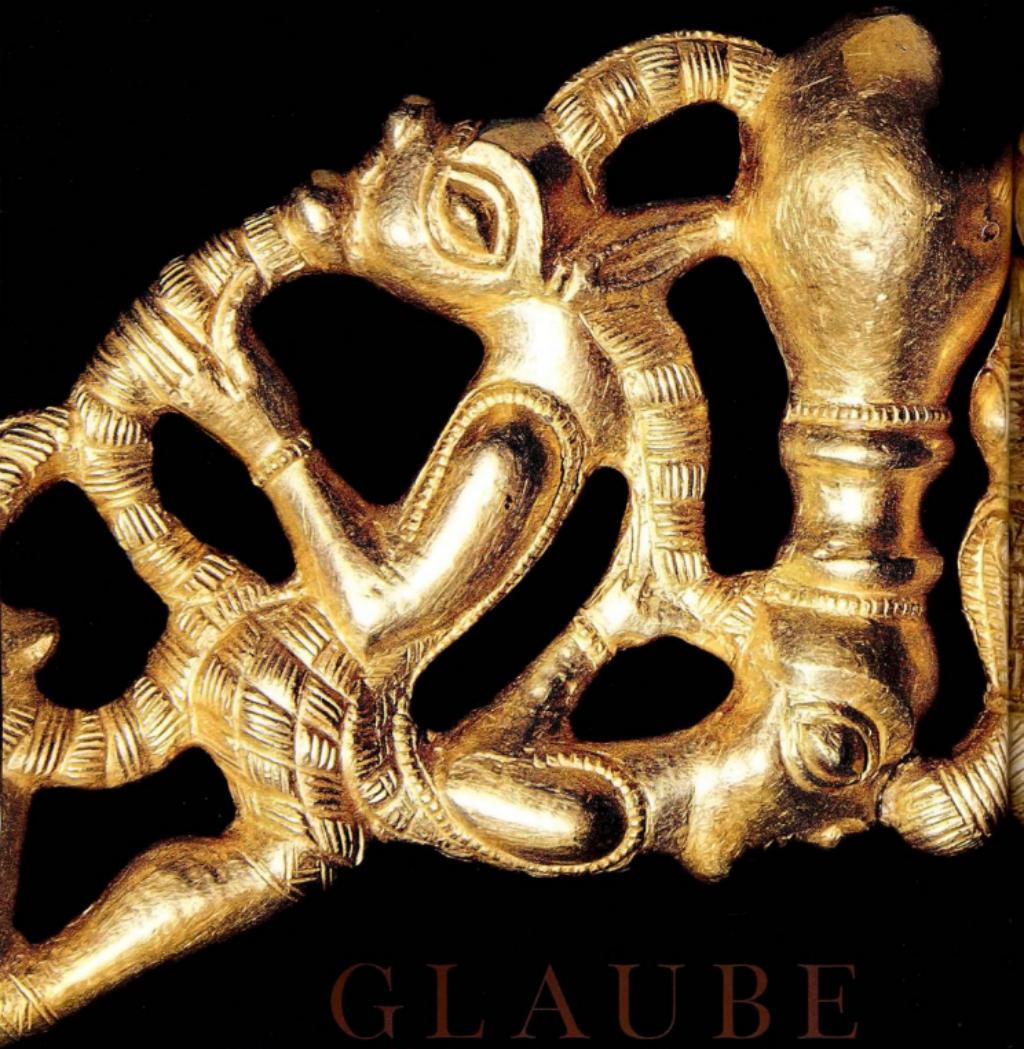
W E R T

Der Lohn für den Kampf

Um 300 v. Chr. ahmen keltische Prägestätten erstmals fremde Münzen nach: die Philipps II. von Makedonien und seines Sohnes Alexander des Großen. Die Vorlagen dazu haben sie als Söldner zuvor in Italien und Griechenland als Lohn erhalten. Und so verliert das edle Metall schließlich seinen heiligen Zweck



Um 100 v. Chr. zieren ein Männerkopf im Profil und ein Pferd diese beiden Goldmünzen des Stammes der Parisier im heutigen Frankreich. Sie sind von makedonischen Vorbildern inspiriert, die das Antlitz des Gottes Apollo auf der einen Seite und ein Streitwagengespann mit griechischer Inschrift auf der anderen tragen



GLAUBE

Wegezoll für die Allmächtigen

An heiligen Plätzen, gefahrsvollen oder unzugänglichen Orten wie

Gebirgspfaden, Flüssen oder Seen opfern die Kelten ihren Göttern Gaben
aus Gold und erhoffen sich so den Beistand der Unsterblichen



Mischwesen mit menschlichen Gliedmaßen, Tierohren und Hörnern ranken sich um diesen Halsring, der unter einem Fels in der Schweiz gefunden wurde. Mit je drei weiteren Hals- und Armbändern haben ihn Kelten um 380 v. Chr. als Opfergabe an die Götter für eine sichere Passage gen Süden niedergelegt: Der Opferplatz liegt genau dort, wo sich ein Alpental verengt und eine Pforte bildet zum Gotthardpass, den keltische Kriegerscharen im 4. Jahrhundert v. Chr. während ihrer Expansionszüge nach Italien nutzen



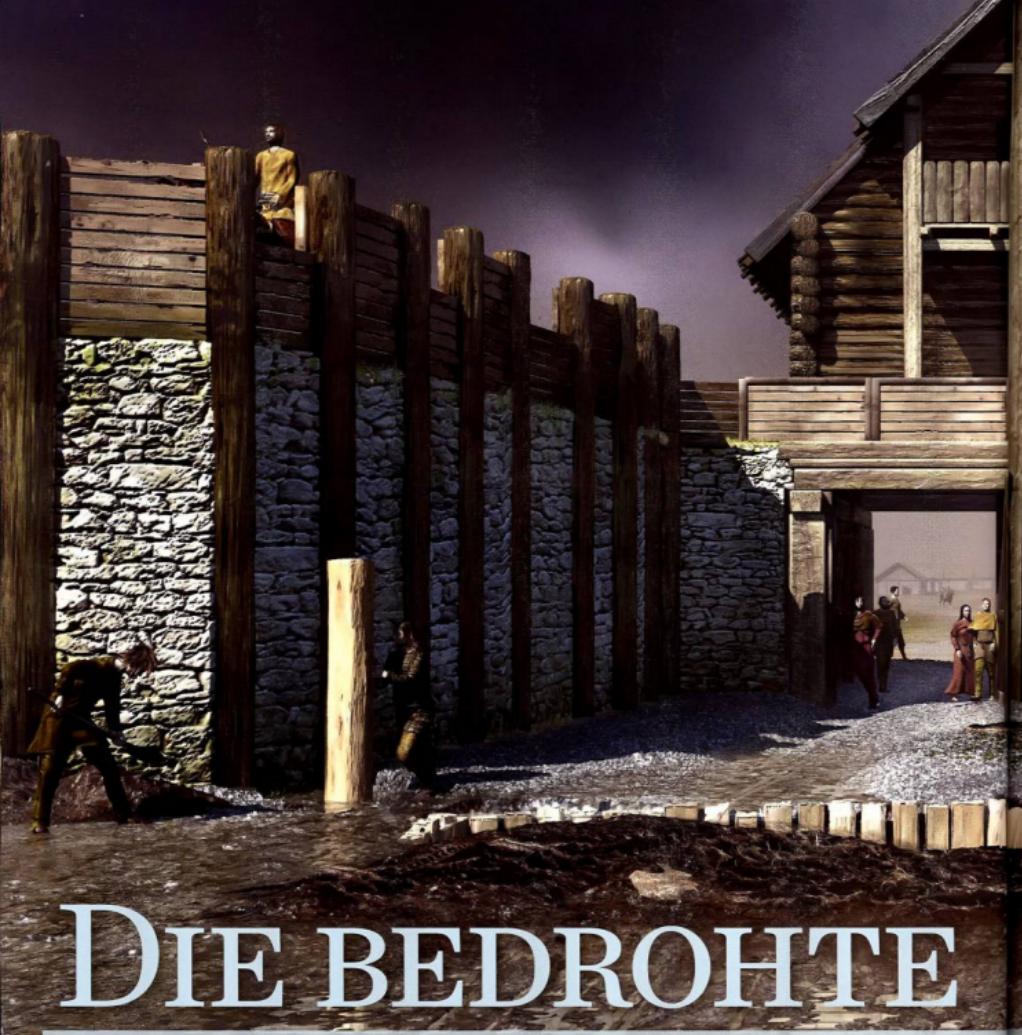
EHRE

Das Ideal des Kriegers

Prächtig gerüstet feiern siegreiche Kämpfer ihren Triumph. Doch in die Schlacht ziehen sie mit den Prunkwaffen nicht. Die sind allein zur Repräsentation gedacht, als Beweis eigener Größe – zuweilen auch weit über den Tod hinaus



Einlagen aus roter Koralle schmücken diesen mit vergoldeten Bronzebändern belegten Eisenhelm aus Frankreich. Über die Wangenklappen schlängeln sich zwei kunstvoll gearbeitete gehörnte Schlangen. Kelten haben den Helm um 350 v. Chr. angefertigt und später in einer Höhle deponiert. Möglicherweise diente sie ihnen als Kultort für die Verehrung eines heroischen Ahnen □



DIE BEDROHTE

Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. erschaffen die Kelten, inspiriert von Etruskern, Römern und Griechen, eine Machtzentrale in Manching. Dessen Bewohner errichten um 125 v. Chr. eine gewaltige Befestigungsan-

Im Osten von Manching empfängt ein mächtiges Tor jeden Ankömmling. Im Falle eines Angriffs können hier Wachen von den Seiten einer kurzen Gasse anstürmende Krieger in die Zange nehmen. Zudem soll der abgeschlagene Kopf eines Feindes, an einen Pfosten genagelt, Respekt einflößen. Doch um 105 v. Chr. ist Manching offenbar derart in Gefahr – vermutlich durch Germanenstämme, die raubend durch Süddeutschland ziehen –, dass die Bewohner eine Fallgrube ausheben, die die Zufahrt fast vollständig versperrt



METROPOLE

chen, die ersten Städte Mitteleuropas. Eine der größten dieser Siedlungen ist das im heutigen Bayern
lage. Als Zeichen ihrer Macht – aber auch aus Angst

TEXT: JENS-RAINER BERG; ILLUSTRATIONEN: TIM WEHRMANN

Eine Mauer um eine Siedlung kann zweierlei sein: ein Zeichen der Stärke – oder eines der Angst. Sie kann von der Leistungsfähigkeit der Bewohner künden, von Größe, Macht und Reichtum. Aber sie kann auch bedeuten: Wir fürchten uns, wir suchen Schutz.

Niemand vermag heute mehr genau zu sagen, weshalb die Einwohner der Siedlung Manching in Bayern um 125 v. Chr. einen Befestigungsring um ihre Häuser und Werkstätten, Tempel und Höfe errichten. Weshalb sie Wälder röden, Steinbrüche ausbeuten, Hunderte Öfen zur Eisenherstellung anfeuern. Weshalb sie Auen trockenlegen und Bäche umleiten. Warum Tausende Menschen über Monate, vielleicht Jahre arbeiten, um eine gewaltige Einfriedung zu schaffen. Ist es kluge Berechnung? Ist es Größenwahn? Oder Panik?

So viel immerhin scheint klar: Mit der Mauer entwickelt sich die Manchinger Siedlung 200 Jahre nach ihrer Gründung, endgültig zu einer keltischen Metropole. Der Ort an der Donau, etwa 70 Kilometer nördlich des heutigen München, gehört damit zu einer Civilisationsform, die die Kelten ab dem 2. Jahrhundert v. Chr. erschaffen: den ersten Städten Europas nördlich der Alpen.

Archäologen werden später von der Oppida-Zivilisation sprechen (nach *oppidum*, lat. für Stadt). Zwar hat es in Mitteleuropa auch zuvor schon einige ver einzelte Großsiedlungen gegeben, etwa jene Ortschaft, die im 6. Jahrhundert v. Chr. den Fürstensitz Heuneburg nahe Sigmaringen umgab (siehe Seite 24).

Doch erst jetzt entwickelt sich ein wirkliches Städtewesen. Eine urbane Kultur, in der sich Tausende Menschen zu komplexen Gemeinschaften zusammenfinden. In der diese Menschen in großem Stil Geldwirtschaft und Arbeitsteilung betreiben, Schrift und neue Techniken nutzen, einen weit gespannten Handel organisieren, das Handwerk

verfeinern, die Produktivität steigern. Mindestens 150 Oppida entstehen jetzt zwischen der Atlantikküste und Ungarn. Es ist der Höhepunkt der keltischen Geschichte: jener Moment, in dem die Lebensweise dieser Völkerschaft an der Schwelle zur Hochkultur steht. Eine Zeit auch, in der Bauwerke von bis dahin ungekanntem Ausmaß verwirklicht werden.

So wie jene große Befestigungsanlage, die in Manching um das Jahr 125 v. Chr. emporwächst – für die damalige Zeit ein Projekt titanischer Dimension. Und ein ambivalentes Symbol. Denn die neuen keltischen Städte, deren Herren über weite Regionen gebieten, sind nicht nur kraftstrotzend und mächtig. Sie können auch sehr verwundbar sein.

DIE MÄNNER LASSEN sich mit ihren Flößen stromabwärts treiben. Vorsichtig, damit sie nicht kentern und die schweren Kalksteinbrocken in die Fluten der Donau rutschen, halten sie ihre

Gefährte auf Kurs. Arbeiter haben zuvor in Steinbrüchen nahe dem Fluss Spalten in den Fels geschlagen, dann hölzerne Keile hineingebracht und mit Wasser übergossen. Das aufquellende Holz hat das Gestein abgesprengt.

Nach einer Tagesreise manövrierten die Flößer ihre Gefährte in eine teilweise versandete ehemalige Flusskurve, die ein paar Hundert Meter später endet.

Dort liegt der Hafen von Manching: vermutlich nur ein sanft ansteigendes sandiges Ufer, an dem die Flöße nun anlanden. Mehrere Helfer nähern sich und wuchten die Steine auf hölzerne Fuhrwerke um, die schon bereitstehen. Jeweils zwei Ochsen ziehen einen der Wagen durch die Siedlung zu den großen Baustellen am Rande der Stadt. Hier entsteht die neue Mauer.

Auch aus der Umgebung nähern sich in diesen Tagen unentwegt Ochsenwagen mit Baumaterial. Die Landschaft, die sie durchqueren, ist geprägt von leicht gewellten Grasflächen, von Büschen und vereinzelten Bäumen, von Bächen. An einigen Stellen glänzen Moore. In nicht allzu großer Entfernung, noch gut sichtbar, ragen die ersten Stämme eines Eichenwaldes auf.

Die Fuhrwerke transportieren vor allem Steine, Erde und Holz. Am Bau der Mauer arbeiten mehrere Trupps gleichzeitig. Sie müssen zunächst den Boden ebenen und anschließend lange Balken, Schicht für Schicht längs und quer gelegt, zu einem Holzgerüst zusammenfügen – dem Kern des Bauwerks.

Um die nötige Stabilität zu erreichen, treiben Zimmerleute gut 30 Zentimeter lange Eisennägel in die Kreuzungspunkte der unteren Balkenlage. In die Zwischenräume des auf diese Weise lang-

Gut 500 000 TONNEN

sam emporwachsenden Holzskeletts füllen die Männer mit Erde vermischt Bruchsteine.

Die Außenseite verblenden sie mit hell leuchtendem Kalkstein. Steinmetze schlagen die einzelnen Quader so in Form, dass sie sich auch ohne Mörtel zu einer Wand fügen, die zugleich dem Druck der Füllung standhält. Auf der anderen Seite, zur Siedlung hin, schütten die Bautrupps entlang der gesamten Mauer eine mächtige Rampe aus Kies und Sand auf. An einigen Stellen verwenden sie zuvor erhitzen Sand, weil der fester im Schuttbett liegt.

Die Rampe schließt oben exakt mit der Mauer ab – so ist das Bollwerk später leicht von hinten zu erreichen. Eine Brustwehr aus Palisaden soll die Krieger

schützen, die schon bald auf der Mauer patrouillieren werden.

Die Befestigung ist fünf bis sechs Meter hoch und mitsamt der Rampe etwa 13 Meter tief. Doch ihre wahre Monumentalität erhält sie durch die Länge: Der mehr als sieben Kilometer messende Ring, den sie bildet, umgrenzt eine Fläche von 380 Hektar – weit mehr als die Stadt selbst.

Mit diesem Übermaß scheint Manching das Umland nach und nach förmlich aufzufressen. Denn allein für das Holzgerüst im Inneren der Mauer müssen die Arbeiter etwa 60 000 Bäume fällen; dazu kommen Tausende Stämme für die Brustwehr und weitere Tausende als Rohmaterial für die Holzkohle, welche die Handwerker benötigen, um in Öfen Eisen zu verhüten und daraus mehrere Tonnen Nägel zu schmieden. Bald schon liegen weite, ehemals bewaldete Gebiete in der Umgebung kahl.

sich das mächtige Torhaus. Der Bau ist ein wenig zurückgesetzt; eine Gasse öffnet sich davor, von deren Seitenmauern Angreifer mit Bögen oder Steinschleudern beschossen werden können.

An einem hölzernen Pfosten vor den zwei Tordurchfahrten hängt der Schädel eines besiegtens Feindes. Der Totenkopf markiert jene heilige Grenze, die im Glauben der Kelten ein jeder bei seinem Weg vom Land in die Stadt übertritt. Wachen kontrollieren wahrscheinlich die Grenzgänger, durchsuchen Verdächtige nach Schmuggelware, kassieren eine Gebühr für den Zutritt zur Stadt.

Doch auch hinter dem Tor breitet sich vor dem Besucher zunächst ein fast ländliches Panorama aus: Einige kleine Häuser und Gehöfte säumen die Straße, Rinder und Schafe grasen auf Weiden, dahinter liegen Feuchtwiesen. Etwas abseits wachsen auf von Gräben eingefassten Äckern Gerste und Bohnen.

Manching, die Großmetropole, hat um diese Zeit bereits 5000 Einwohner,

itere Wohnhäuser stehen sowie Werkstätten und Speicher. Adelige Familien mit ihrem Gefolge leben hier. Andere Höfe sind bescheidener, bestehen nur aus Wohnhaus und Vorratspeicher.

Auf einigen Arealen stehen mehr als 40 Meter lange, schmale Bauwerke, die vermutlich als Ställe oder Speicher dienen. Hier und da ragt eine zweite Etage über die Firste der übrigen Stadt.

Alle Häuser sind aus Holz errichtet, die Wände – Bohlen oder mit Lehm überzogenes Flechtwerk – sind getüncht: manche hellgelb, andere rosa-farben oder dunkelocker, wie Archäologen herausgefunden haben.

Seit mehr als 50 Jahren untersuchen Wissenschaftler die Siedlung – unter anderem mithilfe von Luftbildaufnahmen, Magnetometern sowie Boden-Radargeräten, die Spuren von Bauwerken, Gräben und sogar Überreste alter Misthaufen registrieren.

Aus den gewonnenen Daten haben die Forscher etliche Gebäudepläne und einen Großteil des Wegenetzes rekonstruiert; einige Bereiche der Siedlung – etwa den Hafen – erschlossen sie durch Geländevermessungen und geologische Untersuchungen. Besonders genau haben Archäologen das große Tor im Osten Manchings erforscht: Es gehört zu den am besten dokumentierten Festungsbauwerken jener Zeit.

Der vom Osttor in gerader Linie Richtung Westen führende, etwa zehn Meter breite Weg ist die Hauptstraße der Stadt. Hier ziehen Fuhrleute mit Ochsen entlang, lenken Adelige ihre bronzeverzierter zweirädrige Wagen an Fußgängern

Material sind in der Mauer verbaut

Archäologen werden später schätzen, dass 2000 Menschen etwa 250 Tage gebraucht haben, um die Mauer zu bauen – eine erstaunlich kurze Zeitspanne. Immerhin bräuchte es 300 moderne Eisenbahngleise mit jeweils 50 Waggons, um das gesamte Baumaterial, mehr als 500 000 Tonnen, zu transportieren.

Irgendwann aber ist das gigantische Rund endlich geschlossen. Und es öffnet sich fortan nur noch an den dafür vorgesehenen Stellen.

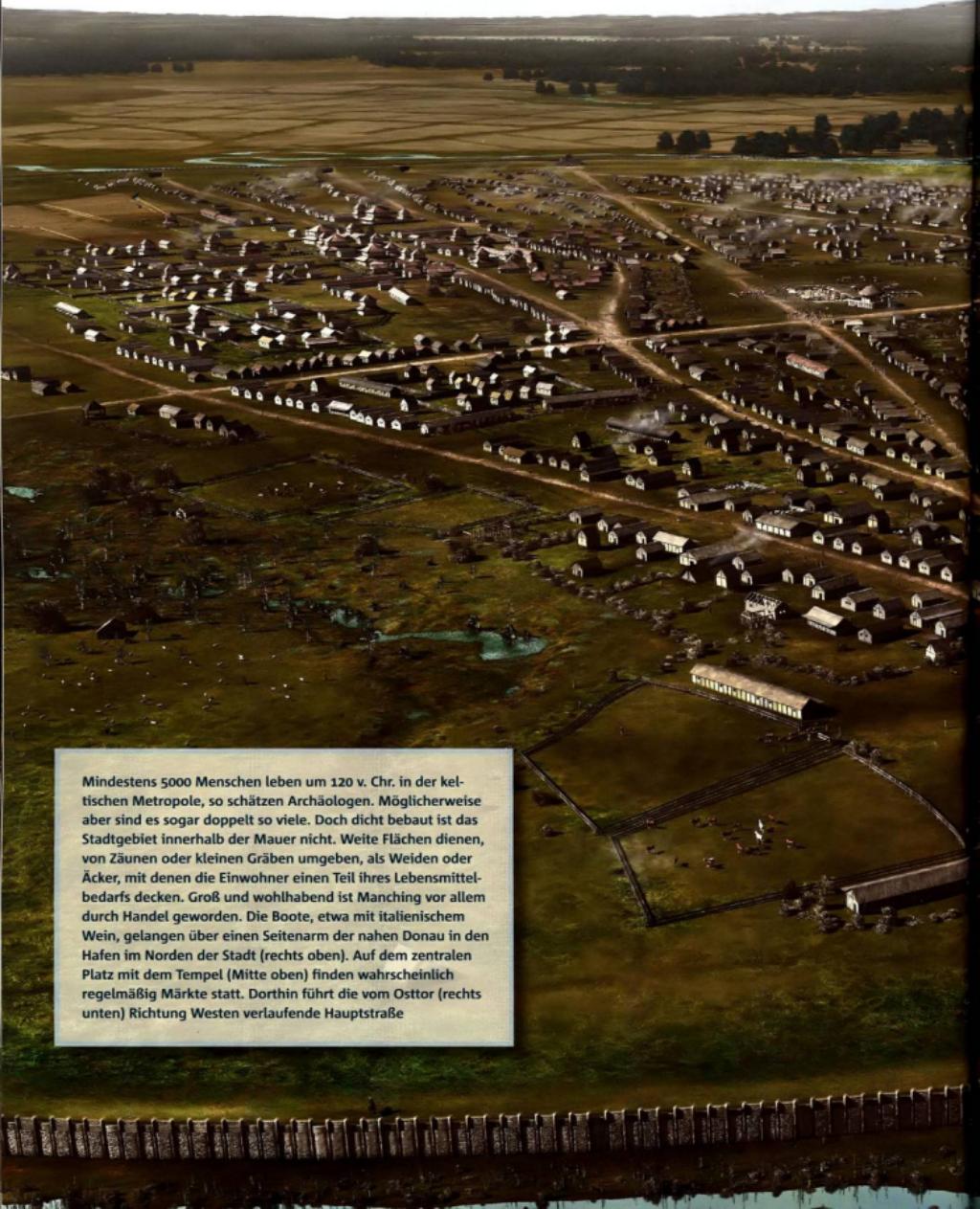
WER UM 120 V. CHR. das Osttor in der neuen Mauer von Manching passiert, soll von Respekt erfüllt sein – das jedenfalls ist die Absicht der Erbauer. Dreistöckig und fast zehn Meter hoch erhebt

vielleicht sogar 10 000 – und doch ist es auf den ersten Blick nicht mehr als ein über großes Dorf: eine Ansammlung von Gehöften und Hütten, die sich an Wegen aus Lehm und Kies reihen.

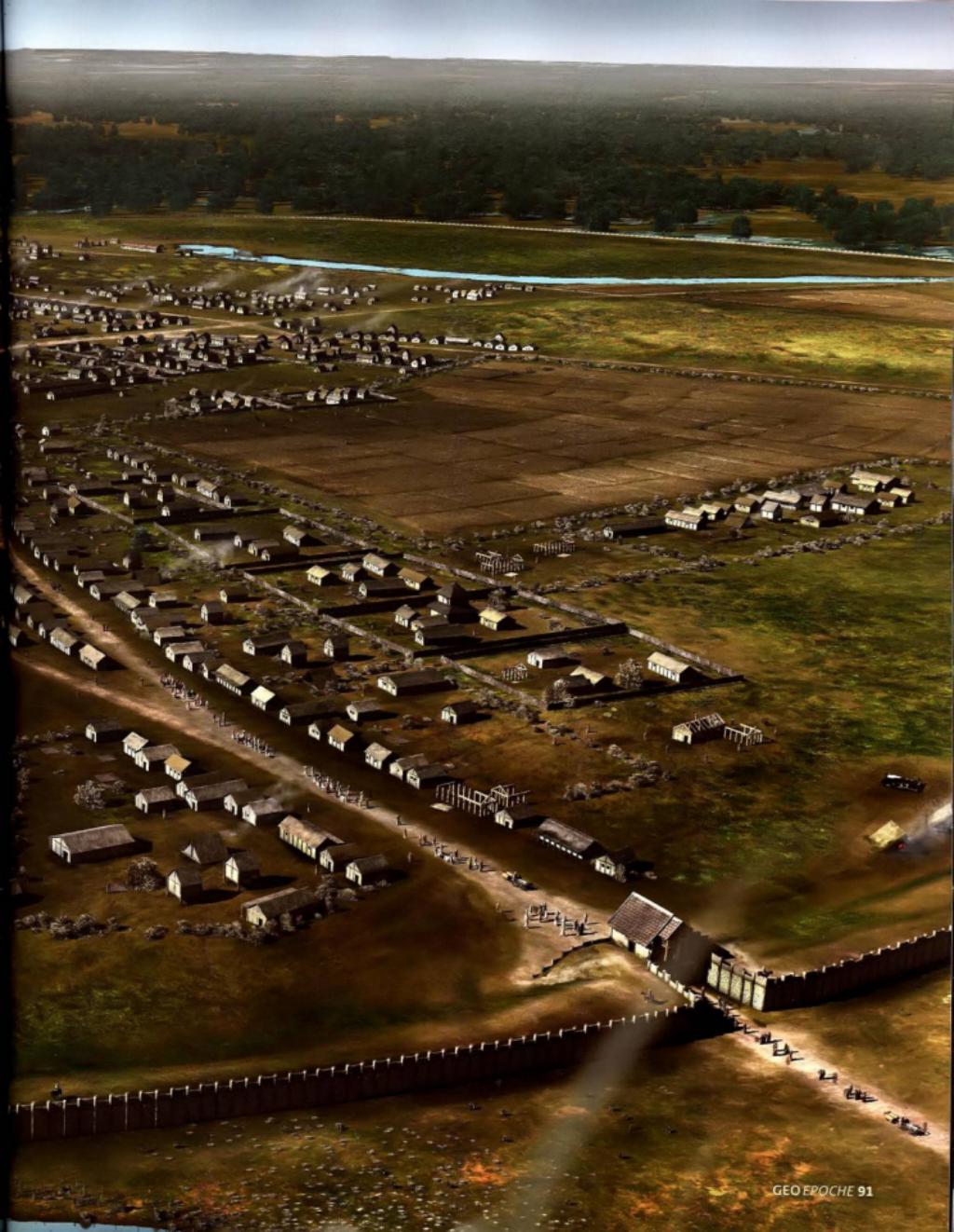
Am nördlichen Stadtrand erstrecken sich Grundstücke von 10 000 Quadratmetern Größe, auf denen jeweils mehr



Rund sieben Kilometer misst der Befestigungswall von Manching. Die Einwohner leiten für das perfekte Rund sogar Bäche um



Mindestens 5000 Menschen leben um 120 v. Chr. in der kelischen Metropole, so schätzen Archäologen. Möglicherweise aber sind es sogar doppelt so viele. Doch dicht bebaut ist das Stadtgebiet innerhalb der Mauer nicht. Weite Flächen dienen, von Zäunen oder kleinen Gräben umgeben, als Weiden oder Äcker, mit denen die Einwohner einen Teil ihres Lebensmittelbedarfs decken. Groß und wohlhabend ist Manching vor allem durch Handel geworden. Die Boote, etwa mit italienischem Wein, gelangen über einen Seitenarm der nahen Donau in den Hafen im Norden der Stadt (rechts oben). Auf dem zentralen Platz mit dem Tempel (Mitte oben) finden wahrscheinlich regelmäßig Märkte statt. Dorthin führt die vom Osttor (rechts unten) Richtung Westen verlaufende Hauptstraße





vorbei oder reiten, mit Schwert und Lanze bewaffnet, mit Schild bewehrt, hoch zu Pferde.

Im Zentrum führt die Hauptstraße an einem 60 mal 80 Meter großen gepflasterten Platz vorbei. Möglicherweise treffen sich die Stadtwohner hier zu Versammlungen; vielleicht auch bauen Händler hier ihre Stände zum Markt auf. Oder die Manchinger schreiten in religiösen Prozessionen über den Platz. Direkt daneben jedenfalls erhebt sich ein kleiner Tempel, ein umzäuntes rundes Holzgebäude, den Ahnen und Göttern gewidmet.

Die Gläubigen verehren die Unsterblichen in vielerlei Gestalten – als Pferd etwa, wie eine 70 Zentimeter hohe Statue aus Eisenblech vermuten lässt, die Forscher später ausgraben. Oder in Form eines stilisierten, von Efeu umrankten Eichensprosses, aus Holz und Bronze gefertigt und komplett mit strahlendem Gold überzogen: Sinnbild für die Anwesenheit einer höheren Macht.

Aus Werkstätten in der Nähe des Platzes sind die rhythmischen Schläge der Schmiede zu hören, die auf Ambossen Eisen formen. In Hütten am Straßenrand wird das von ihnen gefertigte Werkzeug verkauft. Auch Fibeln sind im Angebot – jene kleinen Spangen aus Metall, mit denen die Bewohner von Manching ihre Kleidungsstücke schließen.

In der Regel tragen die Männer umhangförmige Mäntel, die an der Schulter von einer Fibel zusammengehalten werden, darunter Hemden und lange, eng anliegende Hosen. Die Frauen schützen

sich vor der Kälte mit Untergewändern sowie Kleidern, die über den Schlüsselbeinen von Spangen gehalten werden.

Kräftig sind die Farben dieser Kleidungsstücke. Viel leuchtendes Blau, viel tiefes Rot, oft vereint zu klaren Mustern: Karos, Rauten, feineren geometrischen Formen. Die Leinen- und Wollfäden, aus denen diese Stoffe gewebt sind, färben die Manchinger mit Pflanzenextrakten.

Viele Männer haben ihre Haare mit Kalkwasser zu Igelfrisuren geformt. Mächtige Schnurrbärte heben sich von ihren ansonsten glatt rasierten Gesichtern ab. Frauen flechten ihr Haar oder tragen Stirnbänder.

Vieles spricht dafür, dass auf dem zentralen Platz rund um den Tempel einst die Geschichte von Manching begonnen hat. Irgendwann um 300 v. Chr., so rekonstruieren die Archäologen später, lässt sich eine Gruppe von Kelten hier nieder.

Die Stadtbewohner

Nur ein paar Höfe stehen zu dieser Zeit in der Gegend.

Der Ort hat große Vorteile. Zum einen liegt er am Schnittpunkt zweier wichtiger Handelsrouten: Unmittelbar nördlich fließt die Donau, eine der bedeutendsten Verkehrsachsen des Kontinents, die Mitteleuropa von West nach Ost durchquert, auf deren Wassern Boote mit Waren gleiten und in deren Flusstal ganze Völkerschaften wandern können. Quer dazu verläuft ein viel genutzter Nord-Süd-Fernweg, der über die Alpen nach Italien führt.



Zum anderen ist die neue Siedlung auf natürliche Weise geschützt: Im Norden und Westen bilden Bäche und kleine Flüsse Hindernisse für Feinde – unter anderem der kurze Donauarm, der zugleich als Hafen dienen kann. Im Süden und Osten liegen Sumpfe, die nur auf Bohlenwegen zu überwinden sind.

Die Feuchtgebiete bergen zudem noch einen Schatz: eisenhaltigen Ton, der knapp unter der Erdoberfläche liegt und Ausgangsstoff ist für jenes Metall, das seit ein paar Jahrhunderten die zivilisatorische Entwicklung vorantriebt. Von Anfang an verfügt die Siedlung also über den entscheidenden Rohstoff – Eisen.

Wer genau die ersten Siedler von Manching sind, ist heute nicht mehr zu sagen. Handelt es sich um Angehörige eines Keltenstammes, der schon zuvor in der Region lebte und nun eine Art Hauptstadt gründet? Sind es Gruppen aus Gallien, die auf ihrem Weg nach Osten die Vorzüge des Ortes erkennen –

aus dem Süden mitbringen, was schon bald auch Händler nach Manching tragen, ist das Wissen um eine urbane Kultur jenseits der Alpen.

Die Reisenden oder ihre Vorfahren haben in Italien und Griechenland die Städte der Etrusker und Hellenen gesehen: Siedlungen mit derart vielen Einwohnern, dass es zunächst ihre Vorstellungskraft übertraf. Sie haben erfahren, wie die Römer ihre Kolonien verwalten, wie sich die etruskischen Stadtstaaten organisieren und mit Festungsanlagen umgeben.

All diese Eindrücke erreichen mit den Rukwanderern die Länder nördlich der Alpen. Und inspiriert von den mediterranen Vorbildern, aber auch geprägt von den eigenen Traditionen, bringen die Kelten in den folgenden Generationen ein einzigartiges Städtewesen hervor: In Ungarn, in Böhmen und Mähren, in der Schweiz und in Österreich, in Süd- und Westdeutschland sowie in Frankreich entstehen Dutzende urbane Zentren,

An den Rändern der Siedlung werden auf diese Weise schon bald systematisch Neubaugebiete erschlossen. Neben dem kleinen Heiligtum im Zentrum entstehen mindestens drei weitere Tempelareale. Auch diese Kultbauten inmitten einer Ortschaft sind eine Innovation; zuvor haben die Kelten ihre Götter vornehmlich unter freiem Himmel verehrt.

JETZT, UM 120 V. CHR., treffen sich viele Menschen aus dem Umland zu religiösen Zeremonien in Manching. Vor allem aber ist die Stadt eine Wirtschaftsmacht, ein wohlhabendes Zentrum des Fernhandels. Hier kommen Amphoren mit kostbarem Wein aus Italien an – schlank jeweils 20 Liter fassende Gefäße, die über Südgallien auf Rhône, Saône und schließlich der Donau verschifft worden sind.

Aus Italien stammen auch weitere Luxusgüter, die vor allem von den Reichen geschätzt werden. Etwa die feinen Bronzekrüge, die edle, schwarz glän-

errichten, was Kelten bislang kaum kennen: TEMPEL

oder, umgekehrt, Ostkelten auf Wanderschaft gen Westen?

Möglich auch, dass sich unter den Gründern jene Kelten oder deren Nachfahren befinden, die Jahrzehnte zuvor, auf der Suche nach Beute oder neuen Siedlungsplätzen, nach Norditalien und ans Mittelmeer ausgewandert sind und nun nach und nach in die alte Heimat zurückkehren (siehe Seite 62).

Wahrscheinlich sind es diese Rückwanderer, die in der Folge dafür sorgen, dass die Bevölkerungszahl der Siedlung rasch zunimmt. Und was die Migranten

auf Hügelkuppen und in Tälern, mal klein und nur wenige Hektar groß, mal riesig und ausgedehnt.

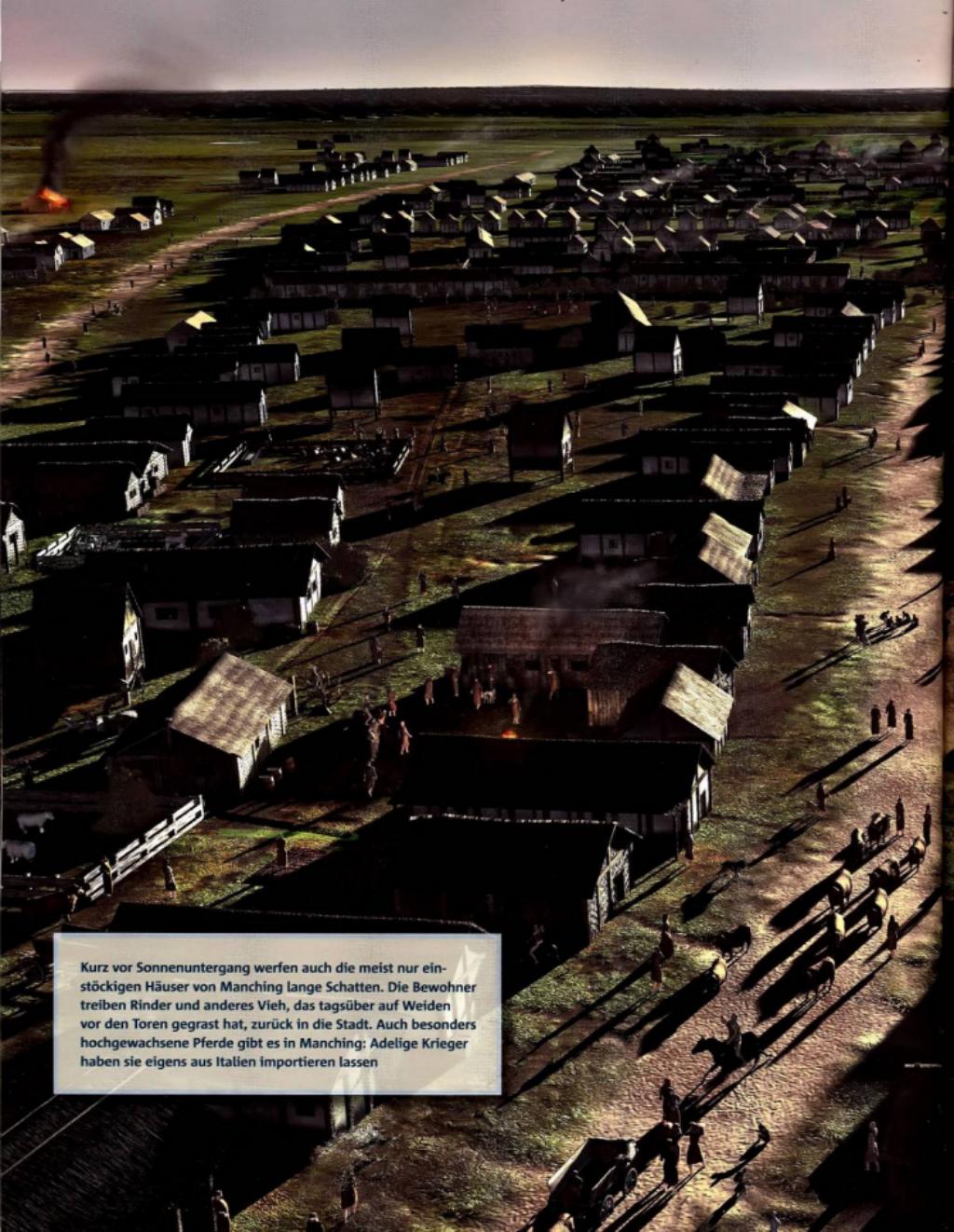
Und zu den frühesten und größten dieser Städte zählt Manching.

Dort leben gut 100 Jahre nach ihrer Gründung etwa 2500 Menschen. Und die Bewohner des wachsenden Ortes setzen nicht willkürlich Hof an Hof, sondern sie planen früh und mit dem Blick fürs Große. Legen für die Grundstücke ein rechtwinkliges System zugrunde, nutzen ein einheitliches Maß (den keltischen Fuß von rund 31 Zentimeter Länge), um Flächen und Entfernung zu bestimmen und um die Lage der Häuser, deren Größe und Konstruktion zu entwerfen.

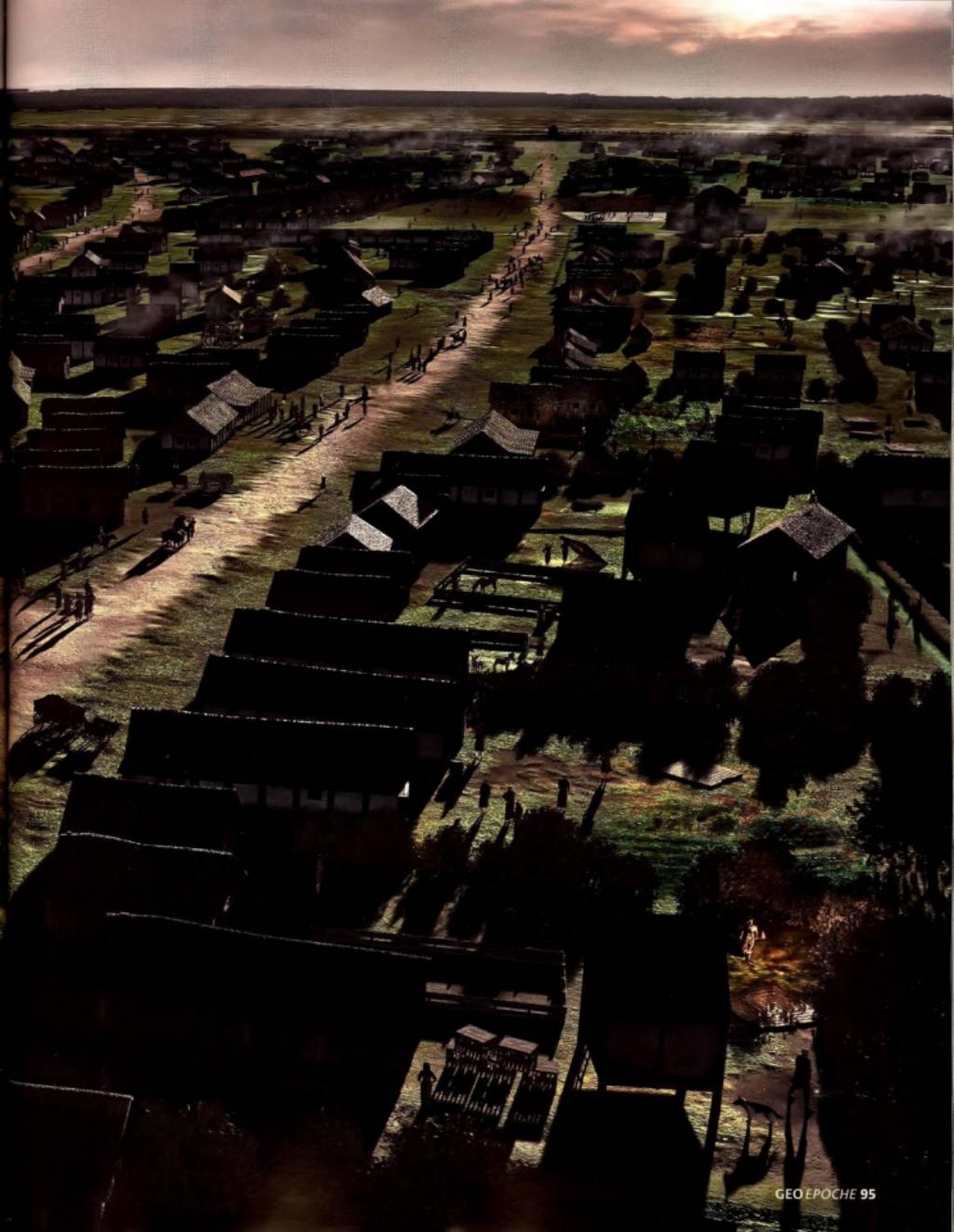
zende Keramik, die Schoßhündchen für wohlhabende Damen – und die Rassepferde, die deutlich größer (und teurer) sind als die keltischen Tiere.

Einen Transport von gut 150 Kilometern haben die schimmernden Graphit-Brocken aus Passau für die Töpfer hinter sich, eine Reise von mehr als 2000 Kilometern die bläulichen Trinkgläser, die wahrscheinlich von der griechischen Insel Delos stammen.

Manching kontrolliert vor allem den Handel zwischen Ost und West entlang der Donau. Viele Waren landen erst



Kurz vor Sonnenuntergang werfen auch die meist nur einstöckigen Häuser von Manching lange Schatten. Die Bewohner treiben Rinder und anderes Vieh, das tagsüber auf Weiden vor den Toren gegrast hat, zurück in die Stadt. Auch besonders hochgewachsene Pferde gibt es in Manching: Adelige Krieger haben sie eigens aus Italien importieren lassen



einmal hier und werden dann weiter verteilt. Deshalb füllen die Händler der Stadt den italienischen Wein vermutlich aus den Amphoren in größere Holzfässer um und transportieren ihn anschließend auf dem Landweg weiter.

Welche Waren die Manchinger dagegen nach Italien und Griechenland exportieren, ist nicht vollkommen geklärt. Forscher vermuten, dass sie teartiges Pech zum Abdichten von Fässern oder Booten ausführen sowie Honig und Wollmäntel. Wahrscheinlich verkaufen sie auch Menschen, die Sklavenjäger auf Beutezügen im germanischen Norden gefangen genommen haben (siehe nebenstehenden Kasten).

Für zweierlei aber ist Manching mit Sicherheit über das Umland hinaus bekannt: feinen Glasgeschmuck und Eisenerzeugnisse.

Die Kunstfertigkeit der keltischen Schmiede ist legendär – auch in Manching haben Archäologen die Überreste zahlreicher Metallwerkstätten gefunden. Die Eisenverarbeitung beginnt vor den Toren der Stadt, in den Feuchtegebieten südöstlich der Mauer.

Hier sammeln Arbeiter zunächst brockenweise den direkt unter der Erdoberfläche liegenden eisenhaltigen Ton ein und zerkleinern ihn. Sobald die Brocken getrocknet sind, werden sie meist unmittelbar vor Ort verhüttet, in speziellen Öfen, die bis zu 150 Kilogramm fassen.

Da die Arbeiter diese aus einer Grube und einer darauf befestigten Tonröhre bestehenden Öfen auch mithilfe von Blasebälgen nicht heißer als 1200 Grad Celsius feuern können – Eisen aber erst bei etwa 1530 Grad schmilzt –, isolieren die Männer das Metall, indem sie die sich schon früher verflüssigende Schlacke nach unten ableiten. Darüber bleibt die zähflüssige „Luppe“ zurück: immer noch verunreinigtes Eisen, das sie nun durch weiteres Erhitzen und Hammerschläge von Fremdstoffen befreien.

Die Arbeit ist mühsam. Aus 150 Kilo Erz gewinnen die Männer weniger als 15 Kilo Schmiedeeisen. Etwa 150 Kilo Holzkohle benötigen sie dafür. Zudem sind die Tonröhren nur ein einziges Mal nutzbar: Um die Luppe zu bergen, müssen sie zerschlagen werden.

Auf MENSCHENJAGD

Der Wohlstand keltischer Städte gründet unter anderem auf einem ganz besonderen Handelsgut: Sklaven. Raubtrupps, auch aus Manching, überfallen gezielt germanische Bauern

Es ist bereits Nacht, als die keltischen Krieger ihren Weg fortsetzen. Zwar haben sich die Männer bei den Führern ihrer Nachbarstämme offiziell das Recht erkauft, deren Gebiete zu durchqueren; dennoch wollen sie die dunklen Buchenwälder und die Berge Mitteldeutschlands möglichst ungesehen passieren, die wenigen Dörfer hinter sich lassen und weiter nach Norden vorstoßen.

Denn im Norden leben die Germanen. Und dort wollen die Kelten die wertvollste Beute machen, die dieser Landstrich zu bieten hat: Menschen.

Keine Aufzeichnung berichtet von diesem Raubzug, doch zahlreiche archäologische Indizien sprechen dafür, dass er stattgefunden hat. Mehr noch: Sie zeichnen ein recht genaues Bild von den Geschehnissen um das Jahr 200 v. Chr.

Sicherlich bleibt der Zug der vielleicht 100 Männer – manche beritten, andere zu Fuß, bewaffnet mit Schwertern, Lanzen und Schilden – trotz aller Vorsicht nicht unbemerkt. Mal mag sie ein Bauernjunge erspähen, der nachts durch die Wälder streift, mal der Wachposten einer Siedlung, deren Umgebung sie passieren. Die Nachricht jedenfalls dringt sicherlich von Dorf zu Dorf: Die Jäger sind wieder unterwegs.

Und so wissen wohl auch die germanischen Siedler eines Gebietes im südlich des heutigen Hannover gelegenen Weserbergland, dass sie in Gefahr sind.

Und sie ahnen, dass ihnen nicht viel Zeit bleibt.

Hastig füllen die Frauen Tonkrüge mit Weizen, greifen nach gepökelten Rinderschinken. Einige Männer holen die Pferde, ein Schmied hängt sich den noch unfertigen Eisenbeschlag eines Wagenrads um die Schulter. Auch seinen Hammer und einen Meißel steckt er ein.

Von ihrer Angst getrieben, so lässt sich vermuten, rennen die Bauern und Handwerker zu dem Platz, der ihnen wohl schon oft Schutz geboten hat: einer Anhöhe, 900 Meter lang, 250 Meter breit, die auf zwei Seiten bis zu 40 Meter steil nach unten abfällt und nur schwer zu erklimmen ist. Die beiden anderen Flanken dieses Plateaus aber sind relativ flach, und so haben schon die Vorfahren der Siedler dort einen mehrere Meter hohen Wall aus Erde und Steinen aufgeschüttet.

Durch eine Lücke im Wall schlüpfen sie in ihre Verteidigungsanlage und schließen die Öffnung schnell mit Erde. Die Männer haben sich kaum am Wall postiert, da hören sie vermutlich schon das donnernde Echo der Pferdehufe.



Die Germanen, meist wehrlose Dorfbewohner, werden in Ketten verschleppt. In Manching haben Forscher diese Halsfessel gefunden

Doch die Angreifer nehmen die Anhöhe nicht sofort ein. Zwar sind sie den Siedlern, von denen nur wenige Schwerter tragen, deutlich überlegen, denn sie sind erprobte Krieger und haben die besseren Waffen; aber aus der höheren Position können ihnen selbst die nur mit Knüppeln und Äxten bewaffneten Bauern gefährlich werden.

Die Kelten warten ab. Und lange müssen sie nicht ausharren. Denn die Festung hat einen entscheidenden Nachteil: Sie ist zu groß. Die Siedler, vermutlich einige Hundert Menschen, können auf Dauer nicht alle Seiten überwachen; sie konzentrieren ihre Kräfte auf die flache, vermeintlich am stärksten bedrohte Ostflanke.

Und so nutzen die Angreifer wohl die Nacht, um einen der steileren, aber unbewachten Hänge hinaufzuklettern und die Festung zu stürmen. Im Nahkampf leisten nur wenige der Bauern Widerstand. Einer Frau, die sich wehrt und versucht zu fliehen, reißen die Kelten die bronzenen Kette vom Hals.

Die meisten anderen Siedler haben ihre Wertsachen zu diesem Zeitpunkt bereits vergraben. Doch ihre Mühe ist vergebens; sie werden nie zurückkehren, um ihre Schätze zu bergen. Die Angreifer verschleppen sie. Als Sklaven.

Den Überfall der Kelten hat der Archäologe Erhard Cosack vor ein paar Jahren rekonstruiert. Weil die Befestigungsanlage im Weserbergland Raubgräber anlockte, lief er die Anhöhe mit dem Metalldetektor ab – und stieß auf zahlreiche eisenzeitliche Hämmer, Meißel und Messer, auf antiken Schmuck, auch auf den unfertigen Radbeschlag; offenbar waren die Gegenstände vor mehr als 2000 Jahren dort versteckt, aber nie mehr ausgegraben worden.

Je länger Cosack suchte, desto mehr solcher bewusst angelegter Depots fand er. Er entdeckte auch die zerrissene Kette sowie Scherben von Tongefäßen, in denen Germanen in der Regel Korn und Fleisch aufbewahrten.

Kampfspuren machte er jedoch kaum aus – die Angreifer hatten die Festung also nicht in einem Großangriff auf den

Wall gestürmt, sondern waren unbemerkt über die steileren Hänge in den Unterschlupf eingedrungen. Daraus zog Cosack den Schluss, dass dies ein Überfall gut trainierter kelischer Krieger gewesen sein muss.

Und was sie suchten, waren nicht so sehr die Besitztümer ihrer Opfer – sondern die Menschen selbst.

Zwar geben andere Archäologen zu bedenken, dass die Funde nicht eindeutig seien und dass weiter geegraben werden müsse, um die These vom keltischen Menschenraub zu bestätigen. Doch die von Cosack vorgeschlagene Interpretation klingt plausibel. Denn einige Hundert Kilometer weiter südlich, in der keltischen Großsiedlung Manching im heutigen Oberbayern, fanden Forscher germanische Gewandspangen und Teile von Ziergürteln. Sie stammen – das zeigt ihre Machart – sehr wahrscheinlich aus dem Weserbergland. Demnach könnten die Kelten ihre germanischen Gefangenen bis nach Oberbayern gebracht haben.

In Manching lebt um das Jahr 200 v. Chr. eine wohlhabende keltische Gemeinschaft. Die Oberschicht residiert in herrschaftlichen Großgehöften und hat sich einen luxuriösen Lebensstil angewöhnt: Des Abends füllt man teuren italienischen Wein aus römischen Amphoren in bronzenen Eimer und trinkt ihn unverdünnt aus Bechern. Und in einigen Ställen stehen elegante italienische Pferde, die größer und schneller sind als die einheimischen Rassen (siehe Haupttext).

Doch womit bezahlen die keltischen Adeligen ihre römischen Luxuswaren? Zwar lassen antike Quellen vermuten, dass sie den Römern unter anderem blondes Frauenhaar für Perücken liefern. Aber was haben sie darüber hinaus zu bieten, das den beschwerlichen Transport über die Alpen wert wäre? Die Wolle ihrer Schafe? Die Häute ihres Viehs?

Klar ist: Die keltischen Führer haben zu dieser Zeit längst Handelskontakte zur expandierenden Römischen Republik aufgebaut. Selbst auf dem Forum Romanum tauchen die seltsamen Emporkömlinge zuweilen auf, wie der römische Staatsmann und Philosoph Cicero später notieren wird, und

sorgen mit ihrer hellen Haut, den Schnauzbärtchen und ihren Wollmänteln für Aufsehen.

Die keltischen Besucher registrieren, dass reiche Römer Sklaven als Diener im Haushalt halten. Sie lernen, dass Unfrei unter anderem auch die Trauben für den begehrten süditalienischen Wein ernten, den Ton abbauen für die Millionen von Amphoren, in denen der Wein transportiert wird, und dass sie das Holz schlagen, um die Gefäße zu brennen.

Wohl seit dem 5. Jahrhundert v. Chr. schon handeln die Römer mit Menschen, lassen die Sklaven schuften und mehren durch diese Ausbeutung ihren Reichtum.

Nun, rund 300 Jahre später, benötigen sie nach der Eroberung Oberitaliens vermutlich mehr billige Arbeitskräfte als je zuvor, um so die neu hinzugewonnenen Felder zu bestellen.

Während großer Feldzüge können Roms Herrscher den Bedarf mit Kriegsgefangenen decken; doch in Friedenszeiten sind sie auf andere Quellen angewiesen. Und die Kelten kennen eine solche Quelle.

Nördlich ihrer Siedlungsgebiete hausen germanische Bauern, die so wehrlos sind, dass es kein Risiko ist, sie zu überfallen. Durchaus möglich also, dass die keltischen Stammesfürsten aufgrund der römischen Nachfrage nach Sklaven Raubzüge in den Norden unternehmen. Denn mit der Ware Mensch können sie all das bezahlen, was sie besonders lieben.

So berichtet der griechische Philosoph Poseidonios um 80 v. Chr., dass die Kelten eine 20-Liter-Amphore Wein mit einem jungen Sklaven bezahlen. „Deswegen“, schreibt er, „halten viele italische Kaufleute die Vorliebe der Gallier für den Wein für eine glänzende Verdienstmöglichkeit.“ Schließlich erhielten sie „anstelle des Trunks einen Mundschchenk“.

Womöglich wechseln auch die Gefangenen aus dem Weserbergland für einige Krüge Wein den Besitzer. Nachdem die Kelten sie überwältigt haben, legen sie die stärksten unter ihnen, so lässt sich vermuten, in Ketten. Den Männern streifen sie eiserne Halsfesseln um, die an einer langen Kette miteinander verbunden sind; so können die Gefangenen zwar hintereinander marschieren, eine Flucht aber ist so gut wie unmöglich.

Versucht dennoch einer zu entkommen, legen ihm die Kelten vermutlich zusätzlich Fuß- und Handfesseln an und sichern sie mit Vorhängeschlössern. Archäologen haben die eisenzeitlichen Fuß-, Hand- und Halsfesseln in weiten Teilen des keltischen Siedlungsgebiets entdeckt, in Frankreich, Süd- und Mitteldeutschland. Und noch häufiger als die Fesseln selbst fanden sich die Schlüssel für die dazugehörigen Vorhängeschlösser. Sie geben Forschern den deutlichsten Hinweis auf den keltischen Sklavenhandel.

Die in Ketten gelegten Gefangenen aus dem Weserbergland haben einen langen und beschwerlichen Weg vor sich.

Durch hügelige Wälder geht es Richtung Süden. Mehrmals müssen die Sklavenjäger wahrscheinlich Zölle an Fürsten anderer keltischer Stämme entrichten, und jede dieser Zahlungen erhöht den Preis, den sie oder Zwischenhändler später von den Römern für die menschliche Ware verlangen werden.

Einige der Gefangenen kaufen die keltischen Fürsten womöglich auch selbst, geben Gold- und Silbermünzen für das kostbare Gut: Denn Funde enormer Summen beweisen, dass die verschiedenen Stämme untereinander viel Geld transferieren.

Die Münzen stammen aus dem gleichen Zeitraum wie die Fesseln, und die Summen sind so gewaltig, dass sie vermutlich kaum aus dem Handel mit Tierhäuten oder Wolle stammen, sondern den Kauf ganzer Sklaventruppen nahelegen – zumal den keltischen Fürsten des 2. Jahrhunderts v. Chr. zusätzliche billige Arbeitskräfte durchaus willkommen sind.

Denn in ihren wachsenden Siedlungen produzieren sie nun vermehrt einfache Gegenstände, eiserne Nägel etwa oder Klammern, mit denen Holzbalken aneinander befestigt werden. Deren Herstellung aber könnte durchaus Sklavenarbeit sein – ebenso wie die einfachen Reparaturen an den Holzhäusern oder der Mauerbau für die Städte.



Bei den Römern müssen Unfrei als Hausdiener arbeiten oder im Zirkus auf Leben und Tod kämpfen (gefesselte Gefangene, die als Sklaven verkauft werden sollen, Relief 1. Jh. n. Chr.)

Aber selbst wenn die wohlhabenden Kelten nicht jeden der Unfreien unbedingt brauchen: Durch die Römer haben sie erfahren, dass der Nutzen eines Sklaven nicht ausschließlich in seiner Arbeit besteht. Einen Unfreien zu besitzen ist in Rom längst ein Statussymbol, ein Zeichen der Macht und des Reichtums. Möglich, dass auch keltische Fürsten dem römischen Vorbild nacheifern und Sklaven halten – ganz einfach, weil sie es können.

Mit den Gefangenen, die sie auf dem Weg noch nicht verkauft haben, erreicht der keltische Trupp nach einigen Wochen Manching, das zumindest vermutet Erhard Cosack.

In der großen keltischen Siedlung an der Donau leben mehrere Tausend Menschen. Hier kreuzen sich wichtige Handelswege, hier verdienen unter anderem italische Händler ihr Geld, kaufen Felle, Tierhäute. Und Menschen.

Für das Geschäft mit den Unfreien schließen sie Verträge mit den Kelten ab. Dolmetscher (Händler aus dem Alpenraum oder Kelten, die des Lateinischen mächtig sind) helfen bei der Verständigung. Und so werden die Germanen nach einem weiteren Transport über die Alpen höchstwahrscheinlich zu Sklaven Roms.

Ob sie dort bald als Unfrei zur Belustigung der Römer im Zirkus um ihr Leben kämpfen, als Hausdiener in den Villen reicher Patrizier arbeiten oder an den Weinabhängen Kampniens Trauben ernten, das kann heute niemand mehr sagen.

In ihre Dörfer im Weserbergland kehren sie jedenfalls nie mehr zurück. Die Gegend bleibt wohl noch lange das

Jagdgebiet der Kelten. Bis sich schließlich im 1. Jahrhundert v. Chr. das Kräfteverhältnis zwischen Germanen und Kelten verschiebt, germanische Heere in Richtung Westen und Süden vorstoßen – und die Nachfahren der keltischen Jäger selber zu Getrieben werden.

Johannes Schneider

Fuß-, Hand- und Halsfesseln aus Eisen haben Archäologen in weiten Teilen des keltischen Siedlungsgebietes gefunden, unter anderem in Frankreich und Süddeutschland

Die Schmiede, die das Eisen zur Weiterverarbeitung erhalten, haben ihre Werkstätten in der Stadt. Einige arbeiten in Grubenhäusern, die hüttief in den Boden versenkt sind. Der Innenraum wird kaum von Tageslicht erhellt, doch das ist von Vorteil. Denn so können die Handwerker an den Farbnuancen des glühenden Metalls leichter erkennen, ob das Material die optimale Schmiedetemperatur hat. Ein oder zwei Gehilfen gehen jeweils einem Meister zur Hand: Jungen, die das Feuer schüren und den ledernen Blasbelag antreiben.

Auf ihrem Amboss stellen die Schmiede die unterschiedlichsten Gegenstände her: Schwert und Scheren, Pferdegeschirr und Schürhaken, Nägel und Draht. Vor allem versorgen sie andere mit Werkzeugen: die Zimmerleute mit Äxten, Sägen, Bohrern und Zirkeln, die Sattler mit Messern und Pfriemen, die Bauern mit Hacken, Sicheln und Sensen.

Das Schmiedehandwerk entwickelt sich schnell in dieser Zeit – und mit ihm beschleunigt sich der technische Fortschritt. Allein mit der erst seit wenigen Jahren genutzten eisernen Sense kann ein Bauer Getreide nun fast viermal so schnell ernten wie zuvor.

Ebenso hoch wie die Schmiede sind in Manching jene Meister angesehen, die filigrane Ringe aus Glas fertigen. Frauen tragen die Reife um Arm- und Fußgelenke, als Schmuck und Statussymbol. Wie diese Gebilde entstehen, hat etwas Magisches – sie haben keinerlei Naht. Selbst die Römer werden später Glasringe nur herstellen können, indem sie mehrere Teile aneinanderkleben.

Die Glasdreher von Manching beherrschen eine Technik, bei der sie, so vermuten Forscher, die geschmolzene Glasmasse langsam, durch ständiges Drehen, über einen nach unten immer breiter werdenden Holzspieß rutschen lassen. Gefärbt wird das Glas zuvor mit speziellen Substanzen.

Die Moden der Ringe wechseln über die Jahre. Mal sind schmale mehrfarbige Modelle begehrte, dann breite gekerbte. Jetzt, um 120 v. Chr., tragen die Frauen immer häufiger einfarbige Reife mit glatter, schlichter Oberfläche.

Von Generation zu Generation geben die Glasdreher ihre Kunst als Geheim-



wissen weiter. Längst haben sie sich auf ihre Tätigkeit spezialisiert – wie viele andere Menschen in Manching auch.

Denn nicht mehr jeder Stadtbewohner versorgt sich selbst, wie es einst seine Vorfahren getan haben, baut also Getreide an und hält Tiere, zimmert sich ein Haus, fertigt Alltagsgegenstände ohne die Hilfe anderer.

Vielmehr produzieren immer mehr Manchinger nun jeweils nur ein ganz bestimmtes Gut, führen Arbeiten in Betrieben aus, die in einem eigenen Bezirk, möglicherweise auch in mehreren Handwerkervierteln angesiedelt sind und bald nicht mehr nur kunstvolle Unikate herstellen, sondern frühe Massenware.

Tongefäße etwa werden nun zunehmend in speziellen Werkstätten mit Töpferscheiben gefertigt. Für eine standardisierte Fibel braucht ein Feinschmied nur noch 60 Minuten.

Die Spezialisierung macht die Wirtschaft leistungsfähiger und komplexer. Weil nicht mehr jeder alles herstellt,

In Manching gibt es wahrscheinlich mehrere Prägestätten, in denen kleine geschmolzene Metallkugelchen durch einen Hammerschlag auf einen eisernen Stempel in Münzen verwandelt werden. Mithilfe von Feinwaagen und Feilen bringen die Präger jedes Geldstück dann exakt auf das gewünschte Gewicht.

Sehr verbreitet sind kleine Silbermünzen, die auf der einen Seite einen stilisierten Menschenkopf mit stacheligem Haar zeigen und auf der anderen ein Pferdchen. Die Menschen tragen sie in Börsen aus Leder oder Bronze bei sich, benutzen sie beim Handel innerhalb der Stadt oder mit nahe gelegenen Orten.

Mit Goldmünzen bezahlen die Kelten vor allem im Fernhandel, wo größere Werte umgeschlagen werden. Achten müssen die Menschen jedoch auf Fälschungen. Betrüger bringen immer wieder Hargeld in Umlauf, das unter einer silbernen oder goldenen Oberfläche einen bronzenen Kern verbirgt.

Kontrolliert wird das Münzwesen von Adeligen. Die stehen in diesen Zeiten an der Spitze der keltischen Gesell-

und organisiert, von speziellen Händlern unterstützt, den einträglichen Import.

Dabei hilft es Adeligen und Händlern, dass einige von ihnen lesen und schreiben können. In griechischen Schriftzeichen, die schon seit mehr als 100 Jahren unter Kelten in Gebrauch sind, ritzen sie unter anderem Kaufverträge mit knöchernen Griffeln in Wachstafeln.

Die Schrift hilft ihnen vielleicht auch, die Stadt zu verwalten, Absprachen und Vorschriften festzuhalten, besondere Beschlüsse. Gut möglich, dass Vertreter des Adels regelmäßig in einer Art Rat zusammenkommen und dort wichtige politische Entscheidungen treffen.

Irgendwann ist dabei vielleicht auch der Entschluss gefallen, um Manching eine Mauer zu errichten.

ÜBER DIE MOTIVE für den Bau des Walls können spätere Forscher nur mutmaßen. Zum einen wollen die Honoriatoren der Stadt wohl ihrer Macht und

Die Mauer kann Manchings **UNTERGANG** nicht

müssen die Menschen nun Waren und Dienstleistungen untereinander tauschen. Oder einander abkaufen.

Denn auch beim Geld haben sich die Kelten von den Völkern südlich der Alpen inspirieren lassen. Als Söldner am Mittelmeer haben keltische Krieger Münzen kennengelernt, sie als Lohn für ihre Dienste empfangen. Um 300 v. Chr. haben die Menschen nördlich der Alpen erstmals selbst begonnen, Währungen aus Edelmetall zu prägen. Daraus hat sich ein zuverlässiges, weithin verbreitetes System aus keltischen Gold-, Silber- und Bronzemünzen entwickelt, das den Handel erleichtert.

Der Wert der jeweiligen Geldstücke bemisst sich nach ihrem Gewicht und Material. Die höchste ist der goldene *stater*, benannt nach einer griechischen Münze, die etwa acht Gramm wiegt. Alle kleineren Goldmünzen in Süddeutschland sind Stückelungen davon, bis hin zum 72stel-Stater.

schaft, dürfen Waffen tragen und gebieten jeweils über ein beträchtliches Gefolge. Zu ihrer Entourage zählen niedere Adelige, die relativ eigenständig sind, dazu Bauern und Handwerker, die dem Herrn zu Diensten sein müssen oder ihm Abgabenschulden, und schließlich Sklaven, zu rechtlosen Schuftrate für ihren Besitzer verdammt.

Ein Teil des Gefolges lebt wahrscheinlich auf den großen Gehöften seines Herrn. Auch in Manching bemisst sich der Rang eines Adeligen nach seiner Herkunft sowie nach seinem Vermögen und der Zahl seiner Gefolgsleute.

Zur Oberschicht zählen noch die Druiden, die die religiösen Rituale in den Heiligtümern zelebrieren, bei Streitfällen und Verbrechen urteilen und das gelehrt Wissen weitergeben.

Zudem leben in Manching vermutlich auch Bauern mit eigenem Besitz sowie freie Handwerker.

Die Elite lenkt die Geschicke der Stadt. Höchstwahrscheinlich treibt sie Abgaben und Zölle ein, gebietet über die Eisenerzvorkommen in der Umgebung

Bedeutung ein Symbol geben, für alle sichtbar zeigen, welch überragende Rolle ihre Metropole inzwischen einnimmt.

Sie ist das umstrittene Zentrum der Region, der Hauptort der hier siedelnden Stammesgemeinschaft. Hier konzentrieren sich Reichtum und Handel, hier stehen die zentralen Kultbauten, werden die politischen Entscheidungen getroffen.

Viele kleinere Siedlungen in der Umgebung, vielleicht auch andere Oppida wie Kelheim, sind von Manching abhängig, ihm untergeordnet. Diese Hierarchie wird durch die neue Befestigungsanlage eindrucksvoll unterstrichen.

Aber die Mauer soll auch schützen. Römische Autoren berichten etwa von germanischen Stämmen – den Kimbern und Teutonen –, die Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. die keltische Welt heimsuchen, erzählen von Horden, die plündernd und mordend durch den süddeutschen Raum ziehen.

Reiche Siedlungen wie Manching wären für solche Krieger eine attraktive Beute. Vielleicht ist die noch unbefestigte Siedlung ja sogar schon einmal angegriffen worden, vielleicht nimmt die Bedrohung der Stadt zu, brechen Nachrichten über umherziehende räuberische Heere nicht ab. Eine Mauer sorgt für Sicherheit in unruhigen Zeiten, auch bei den Menschen im Umland, die in dem Rund Zuflucht finden können.

Und so verbringen die Bürger von Manching vorerst unbehelligt ihren Alltag innerhalb des Schutzwalls. Leben weiterhin in ihren karg eingerichteten Häusern aus Holz und Lehm, in denen meist ein einziger Raum von zwölf, 40 oder 100 Quadratmeter Größe für alle Familienmitglieder und die meisten Tätigkeiten reichen muss.

Strohlager, wollene Polster und Kissen aus Leinen dienen als Schlafstätte.

heit gewöhnen. Nur wenige kleine Fensteröffnungen lassen Licht einfallen; wenn es überhaupt welche gibt. Finster ist es – und verraucht. Kein Schornstein leitet den Qualm des Herds nach draußen; er zieht direkt durch das Haus und nur langsam durch die Ritzen des Daches hinaus. Immerhin schützt der Rauch die Dachkonstruktion und die darunter aufbewahrten Vorräte vor Käfern und anderem Ungeziefer.

An den Wänden neben der Feuerstelle hängen Messer, Schürhaken und Fleischgabeln an eisernen Haken, auf Holzregalen steht das Geschirr. Gekocht wird in großen Töpfen aus Ton, die mit Graphitpulver feuerfest gemacht worden sind, oder in einem Metallkessel, der an einer Eisenkonstruktion von der Decke hängt.

Zu essen gibt es meist Eintopf, Getreidebrei, Suppen mit Bohnen oder Linsen, manchmal Gulasch. Lange Zeit war es üblich, das Fleisch nur zu kochen und nicht zu braten; auch jetzt ist dieser Brauch wohl nur unter den Adeligen verbreitet, die das Braten aus der Mittelmeerregion übernommen haben.

Die Bewohner der Lehmhütten essen an niedrigen Tischen und sitzen dabei direkt auf dem Boden, schöpfen die Speisen mit Holzlöffeln aus einfachen Schalen, greifen gekochte Fleischbrocken mit den Fingern. Ihre Mahlzeiten würzen sie mit Salz und Kräutern. Manchmal essen sie Käse aus Ziegenmilch sowie Haselnüsse oder Himbeeren.

Unerlässlich, ja lebenswichtig sind die Getreidemühlen, die in fast jedem Gehöft stehen, um Mehl für Brot zu mahlen: zwei exakt übereinanderliegende, mit einer Achse verbundene Steinscheiben, deren Oberflächen so geformt sind, dass das Mehl nach unten herausrieselt, wenn die obere Scheibe an einem hölzernen Griff gedreht wird.

verhindern

In groben Truhen bewahren die Bewohner ihre Kleidung auf, Schmuck, Geld oder andere Wertgegenstände in kleinen Kästchen aus Holz, manche davon mit Scharniere aus Geweih.

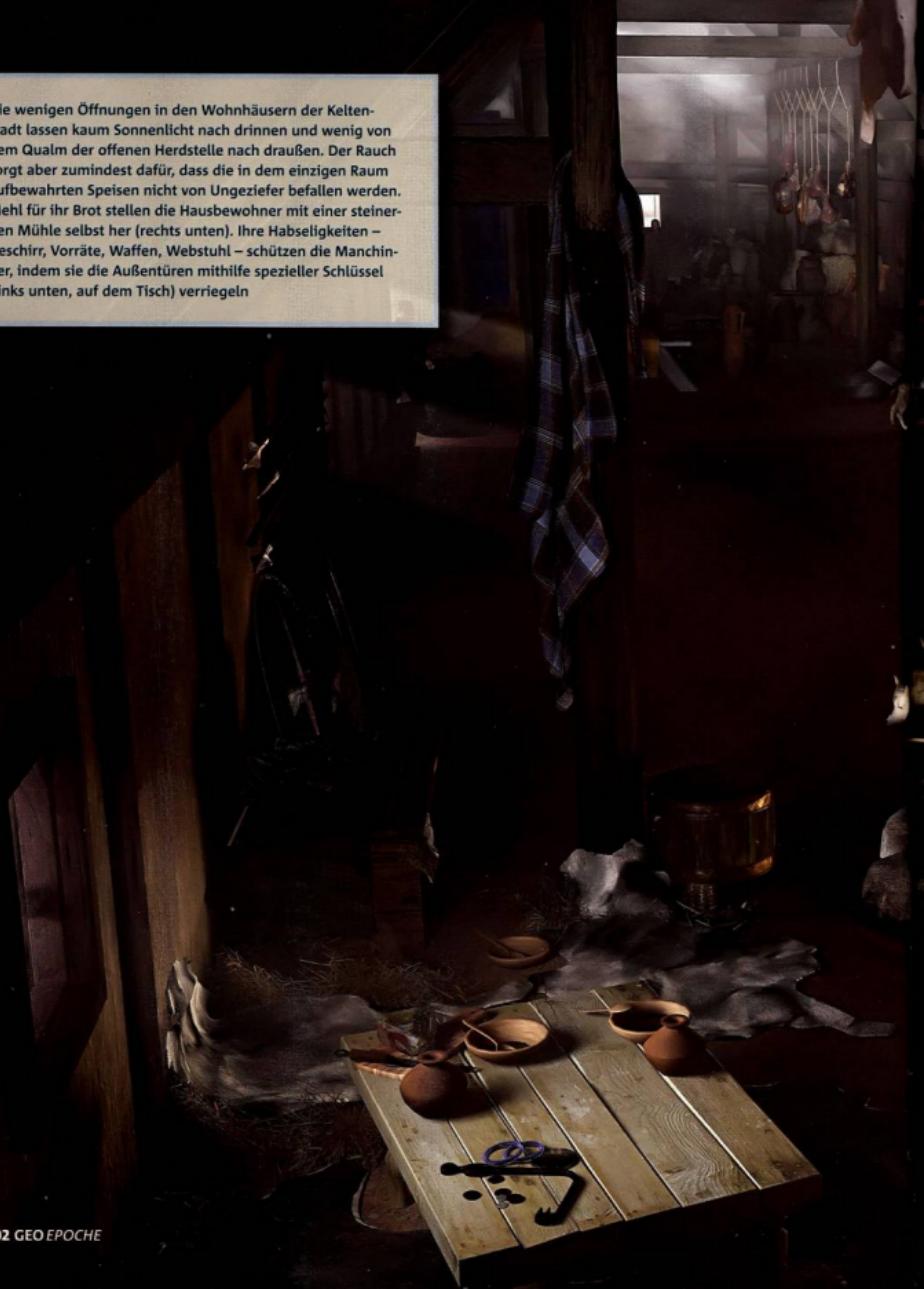
In einigen Behältnissen befinden sich makabre Kostbarkeiten: Totenschädel, deren Unterkiefer fehlen. Es sind die Köpfe von im Kampf getöteten Feinden. Gern zeigen Hausherrinnen ihren Gästen die Trophäen – in einer Mischung aus Stolz und Respekt, denn der Schädel gilt den Kelten als Sitz des Lebens.

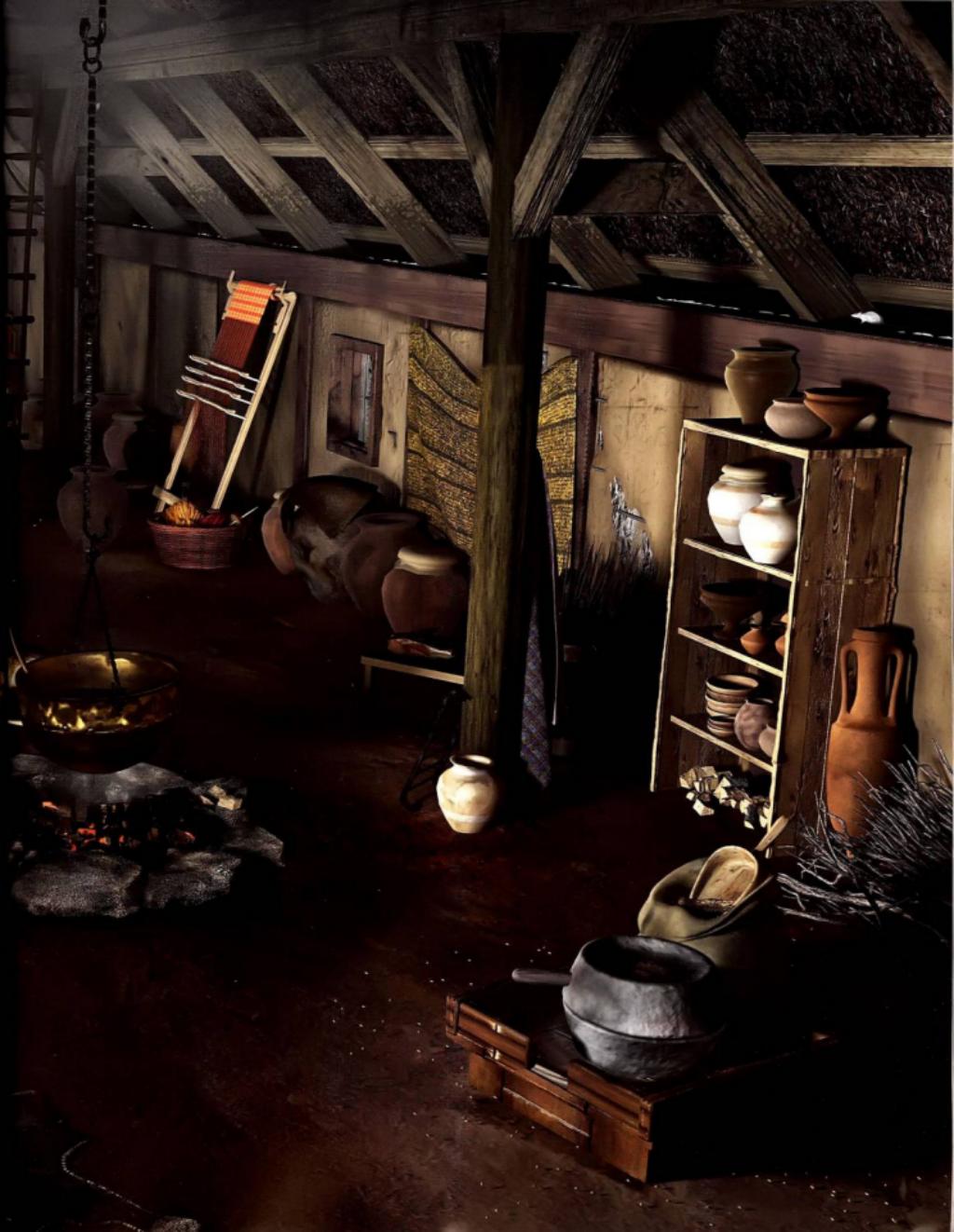
Mittelpunkt der Wohnstatt ist der Herd, eine offene Feuerstelle auf dem Boden, die zugleich die einzige Wärmequelle ist. Der nackte Erdboden und die zugigen Wände führen dazu, dass die Haustemperatur im Winter nur um etwa fünf Grad über der draußen liegt. Allein in der Nähe des Feuers ist es dann einigermaßen erträglich.

Wer die Lehmhütte betritt, dessen Augen müssen sich erst an die Dunkel-



Die wenigen Öffnungen in den Wohnhäusern der Keltenstadt lassen kaum Sonnenlicht nach drinnen und wenig von dem Qualm der offenen Herdstelle nach draußen. Der Rauch sorgt aber zumindest dafür, dass die in dem einzigen Raum aufbewahrten Speisen nicht von Ungeziefer befallen werden. Mehl für ihr Brot stellen die Hausbewohner mit einer steinernen Mühle selbst her (rechts unten). Ihre Habseligkeiten – Geschirr, Vorräte, Waffen, Webstuhl – schützen die Manchanger, indem sie die Außentüren mithilfe spezieller Schlüssel (links unten, auf dem Tisch) verriegeln





Die Mühlen sind oft aus Sandstein, der in der näheren Umgebung Manchings gebrochen wird. Deshalb enthält das Mehl, das aus den Mahlwerken rinnt, noch grobe Getreidereste sowie den Abrieb der Steine. Reineres Mehl können die Bewohner mit Mühlen aus hartem Vulkangestein herstellen; das jedoch muss über Hunderte von Kilometern aus Steinbrüchen etwa in Thüringen herantransportiert werden. In jedem Fall sieben Frauen das Mehl vor dem Backen.

Im Sommer bauen die Manchinger vor allem Gerste an, im Winter Dinkel. Deren Körner haben eine robustere Schale als etwa Weizen und sind deshalb unempfindlicher gegen Fäulnis. Das Getreide wird in großen, mit Pech abgedichteten Tongefäßen aufbewahrt, die mitunter mehr als 100 Liter fassen.

Ihren Durst stillen die Menschen mit Wasser aus Brunnen – einfachen, teils mit alten Fässern ausgestatteten Erdlöchern. Oder sie trinken Met, Honigwein, sowie Bier, das Kundige wahrscheinlich aus Weizen oder Gerste brauen. Den teuren, importierten Traubensaft genießen vor allem die Wohlhabenden.

Reichtum zeigt sich in Manching auf höchst unterschiedliche Weise. Wer durch die Straßen geht, kann die Adeligen nicht nur an deren farbenprächtiger Kleidung, am Schmuck oder den besonders verzierten Waffen erkennen, sondern auch an ihren schlechten Zähnen – denn nur die Oberschicht kann sich viel Honig zum Süßen leisten.

Dabei besitzen vor allem die Adeligen eine ganze Reihe von Utensilien zur Körperpflege. Spiegel aus silbrig glänzender, polierter Zinnbronze; Pinzetten, um Haare oder Läuse zu entfernen; Toilettenbestecke mit Ohrlöffchen, Nagelschneider und kleinen Feilen.

Und doch ändert das nichts an den oft mi-

serablen hygienischen Zuständen. Denn es gibt vermutlich keine Toiletten auf den Gehöften. Die Menschen, selbst Angehörige der Oberschicht, erleichtern sich in offene Gruben oder einfach im Gebüsch – nie wirklich weit entfernt von den vielen Brunnen. Auch die Fäkalien der Tiere können das Grundwasser verschmutzen. Archäologen werden später aus Knochenfunden hochrechnen, dass im Schnitt etwa 1400 Rinder, 1150 Schafe und Ziegen sowie 720 Schweine gleichzeitig in der Stadt lebten.

Zudem zieht ein grausiges Ritual vermutlich weiteres Ungeziefer an: Die Bewohner von Manching beerdigen oder verbrennen seit einiger Zeit ihre Toten nicht mehr, sondern lassen sie vor den Toren der Stadt verweisen – so vermuten Forscher. Noch eher die Leichen vollständig skelettiert sind, trennen Hinterbliebene einzelne Knochen, etwa der Oberschenkel, heraus und tragen sie heim, um die Ahnen so in Ehren zu halten. Wohl auch deshalb brechen immer wieder Krankheiten und Seuchen aus, die viele Bewohner das Leben kosten.

Doch immerhin gibt es gute Ärzte: Heilkundige, die mit Metallspateln Salben auf Wunden auftragen und derart viel anatomisches Wissen besitzen, dass gebrochene Knochen richten können und sogar mit speziellen Bohrern Schädelverletzten den Kopf öffnen, um so deren Not zu lindern.

Die Menschen werden dennoch im Durchschnitt kaum älter als 30 Jahre. Doch kommt dieser niedrige Wert unter anderem dadurch zustande, dass nur die Hälfte überhaupt ihre Kindheit überleben und viele Frauen während der Schwangerschaft oder im Wochenbett versterben. In Manching leben also auch 60-jährige Greise.

Manche Patienten sind womöglich die Leidtragenden von Streitigkeiten unter den Einwohnern oder Opfer von Verbrechen. Denn eine wohlhabende Stadt, in der Tausende so eng beieinander leben wie nie zuvor in der keltischen Welt, in der es wahrscheinlich auch Prostitution und Glücksspiel gibt,

kennt auch das Problem der Kriminalität. Zum Beispiel Diebstahl.

Fast schon manisch scheinen sich die Manchinger davor mit Schlössern aller Art schützen zu wollen. Ihre Schmiede bieten an:

Schubriegelschlösser, bei denen ein auf der Innenseite der Tür angebrachter Riegel mithilfe eines nur für diese Vorrichtung passenden Hakenschlüssels durch ein Loch von außen beiseitegeschoben werden kann.

Fallriegelschlösser, deren Schlüssel Schließstifte nach oben drücken, so den Verriegelungsmechanismus freigeben.

Federschlösser, vor allem für Kästen und Truhen, mit einem zweiteiligen Schlüssel, durch den eine einschnappende Feder wieder gelöst werden kann.

Und Schlösser mit zwei voneinander unabhängigen Schlüsseln, die besonders schwer zu überwinden sind.

All diese Schlösser und Schlüssel, die Archäologen später finden werden, sind ein Zeichen von Wohlstand – und zeugen zugleich von dem tiefen Bedürfnis, das Erreichte zu sichern, die Ordnung festzuhalten und abzuschirmen. Ganz so wie im Großen die Maueranlagen draußen vor der Stadt.

Doch zumutinde deren Schutz erweist sich schon bald als trügerisch.

WAS GENAU in den Jahrzehnten nach 120 v. Chr. in Manching geschieht, ist bis heute unbekannt. Sicher ist nur, dass am Ende der Untergang steht und dass er nicht plötzlich kommt, sondern als schleichender, unerbittlicher Abstieg. Als ein Niedergang, der sich nur anhand von Spuren nachzeichnen lässt.

Zunächst bröckelt die Mauer. Bereits 20 Jahre nach ihrem Bau, um 105 v. Chr., sind die Balken der Konstruktion so stark vermodert, dass die Stadt das Bauwerk auf ganzer Länge sanieren muss und mit einer neuen, anders konstruierten Mauer verblendet.

Diesmal errichten die Arbeiter nach außen hin in regelmäßigen Abständen Holzpfosten, verankern sie hinten im alten Wall und füllen die Zwischenräume mit Mauerwerk aus.



Auch das Osttor renovieren sie. Doch in der Torgasse heben sie nun eine Fallgrube aus, ein fünf mal elf Meter messendes, mit Eichenbohlen verkleidetes Loch, das die Zufahrt fast vollständig versperrt – ein deutlicher Hinweis darauf, dass die Stadt akut bedroht wird.

Sind bereits fremde Truppen in der Nähe, deren Reiter durch die Grube aufgehalten werden sollen?

Gut möglich, dass die Menschen von Manching nun noch häufiger ihre Amulette tragen: Glasperlen, Keilerzähne, bronzeene Sonnenräddchen, die Böses abwenden sollen. Und tatsächlich: Ein großer Angriff bleibt offenbar aus.

Doch sicher ist, dass sich von nun an, ab etwa 100 v. Chr., die Krisensymptome häufen: Die Währung, Garant für die Handelsmacht, verfällt. Münzen, die die Stadt ausgibt, werden leichter, verlieren an Wert – vermutlich, weil weniger Edelmetall nach Manching gelangt.

Ab 80 v. Chr. bricht der Import von Weinamphoren ab. Schmiede verwerden in ihren Werkstätten statt neuer Barren mehr und mehr Metallschrott – alte Kesselbleche, Verkleidungen von Wagen, Bruchstücke von Schwertern.

Dieses Recycling kann ein Zeichen dafür sein, dass die große Siedlung klug ihren Abfall nutzt. Wahrscheinlicher ist jedoch, dass es ein Zeichen von Mangel ist: Neues Rohmaterial ist immer schwerer zu bekommen.

Manchings einstige Stärken – seine regionale und internationale Vernetzung sowie die Spezialisierung seiner Handwerker – machen die Stadt jetzt besonders anfällig.

Denn weitere Germanengruppen stoßen nun vermutlich von Norden nach Süddeutschland vor und stören die Handelswege, zersetzen das fein gespannte Netz der wirtschaftlichen Kontakte, ma-

chen es zunehmend unbezahltbar oder unmöglich, Transporte ausreichend zu schützen. Rohstoffe und Handelsgüter, von denen Manchings Wohlstand jahrzehntelang gehangen, gelangen nicht mehr so reibungslos wie früher in die Stadt und aus ihr heraus.

Zugleich wird es für die große Bevölkerung immer schwieriger, sich zu ernähren. Denn die Schmiede, Glasreher und all die anderen Handwerksspezialisten bestellen längst keine Felder mehr. Stattdessen versorgen Bauern der näheren und weiteren Umgebung die Stadt mit Gerste, Linsen und Fleisch. In der Krise kommen deren Lieferungen höchstwahrscheinlich ebenfalls ins Stocken. Damit schwindet auch Manchings Bedeutung als regionaler Marktort.

So büßt die Stadt nach und nach ihre Rolle als Wirtschaftsmetropole ein – und die Bewohner verlieren ihre Lebensgrundlage. Wie Manching ergibt es in dieser Zeit auch anderen süddeutschen Keltenstädten: In der verflachten Welt der Oppida-Zivilisation beschleunigt der Niedergang einer Siedlung die Krise der anderen.

Dramatisch ändert sich schon bald das Manchinger Stadtbild. Die großen Gehöfte weichen (wie Archäologen anhand von geänderten Grundstücksgrenzen und Grabenverläufen rekonstruiert haben) vielfach kleineren Bauernhöfen, deren Bewohner sich wieder stärker selbst versorgen.

Die Bevölkerung schrumpft. Vielleicht wird sie, so eine Theorie, zusätzlich von einer Epidemie dezimiert, die die Menschen sterben lässt oder in die Flucht treibt. Immer weniger Manchinger siedeln auf einer immer kleineren Fläche. Die Befestigungsanlage wirkt nun mehr noch als zuvor wie ein viel

zu großer Panzer. Und allmählich verschwindet auch das Geld und die Kraft, die Mauer instand zu halten.

Ein letztes Mal wird das Osttor noch erneuert. Doch als es schließlich irgendwann abbrennt, bleibt ein Loch klaffen. Nicht einmal eine provisorische Barriere errichten die Einwohner. Die Siedlung liegt nun wieder ohne funktionierenden Schutzwall da.

Doch auch jetzt wird Manching nicht von Feinden erobert. Möglicherweise aber gibt es kleinere Überfälle – Archäologen finden später Fallen im Inneren der Siedlung: eiserne Fußangeln mit Widerhaken. Ein Versuch der Bewohner, das Zentrum gegen feindliche Krieger zu verteidigen?

Schließlich, in den letzten Jahrzehnten vor der Zeitenwende, versagt sogar die Natur ihre Gunst. Jener Donauarm, der Manching stets so zuverlässig mit den Handelsströmen verbunden hatte, versandet an seiner Mündung und wird zum toten Gewässer. Der Hafen der Stadt ist nun nicht mehr zu nutzen.

Immer mehr Menschen verlassen Manching. Der Rest lebt noch eine Weile inmitten der verfallenden Wallanlage.

Vielleicht, so eine These heutiger Forscher, hat gerade der Bau der Mauer die Stadt zu sehr ausgelaugt, hat so viel Holz, Eisenerz und Arbeitskraft verschlungen, dass sich Manching davon nie mehr erholt hat. Das größte Projekt der Metropole, der Schlussstein ihrer Macht, wäre damit zugleich der erste Schritt in ihren Untergang gewesen.

Als die Römer um 15 v. Chr. das Voralpenland besetzen, ist Manching bereits verlassen oder zumindest nicht mehr als eine unbedeutende Landsiedlung.

Einzig die Ruine der gigantischen Mauer erinnert da noch an die einst mächtige Stadt der Kelten. □

Jens-Rainer Berg, 37, wird auf Seite 160 vorgestellt. Der Hamburger Illustrator Tim Wehrmann, 36, erschafft regelmäßig untergegangene Städte und Bauwerke in **GEOEPoche** neu. Für die erste vollständige grafische Rekonstruktion des antiken Manching hat er mit Prof. Dr. Susanne Sievers, der Leiterin des Projekts zur Erforschung der Keltenstadt, und ihrem Team zusammengearbeitet.

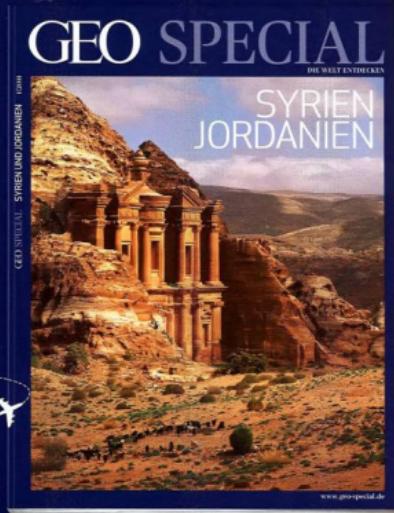
Literaturtipps: Susanne Sievers, „Manching – Die Keltenstadt“, Theiss; aktuelles Standardwerk zur Geschichte und Erforschung Manchings. Dorothee Ade und Andreas Willmy, „Die Kelten“, Theiss; gute Überblicksdarstellung mit vielen Details zum Alltag.

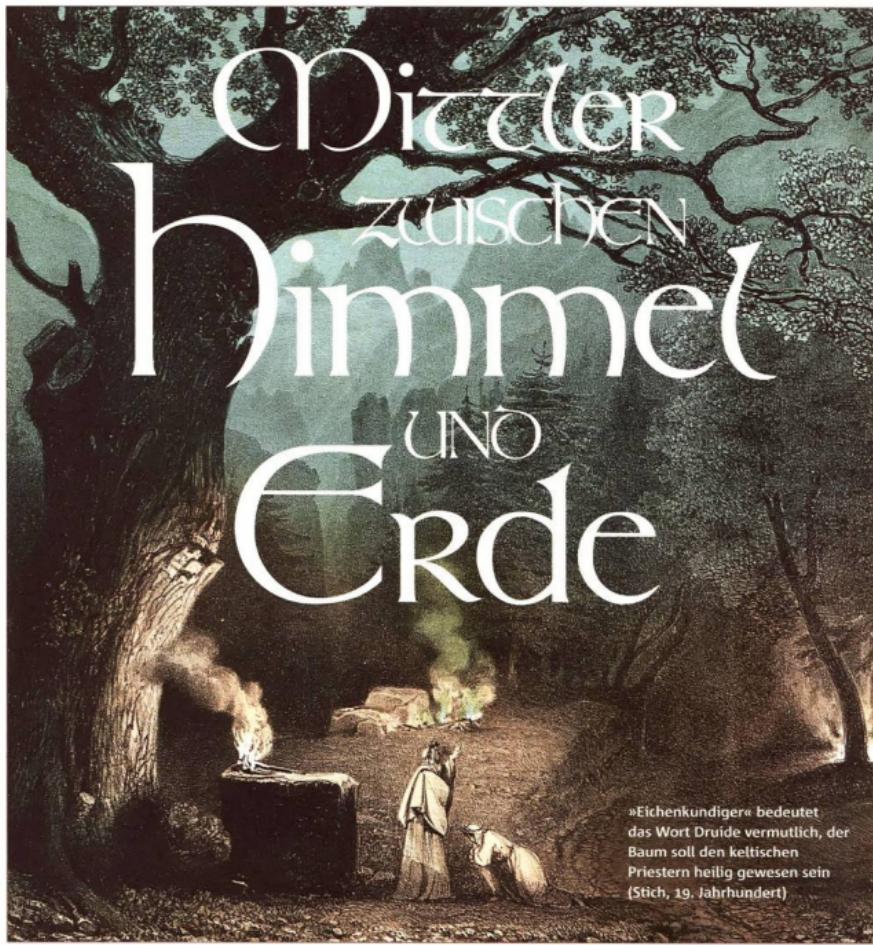




1001 mal anders, als Sie es erwarten:
Syrien & Jordanien.

Kalle Bobbe





»Eichenkundiger« bedeutet das Wort Druid vermutlich, der Baum soll den keltischen Priestern heilig gewesen sein (Stich, 19. Jahrhundert)

Kein selbst verfasstes Dokument kündet von ihrem Tun, keine Inschrift nennt ihre Namen. Doch sie waren die geistigen Führer der Kelten, arbeiteten als Lehrer und Richter, sprachen zu den Göttern und entschieden über Leben und Tod: die Druiden

von MARTIN PAETSCH

Viel Blut ist geflossen unten im Tal. Auf der Ebene am kleinen Fluss haben zwei Keltenheere aufeinander eingeschlagen, insgesamt mehrere Tausend Krieger. Doch die zurückgelassenen Waffen sind verschwunden, kein Toter liegt mehr auf dem Gelände. Sorgsam haben die Sieger sämtliche Leichen weggeschafft und fast alle Spuren des Kampfes beseitigt. Auf einer Anhöhe steht nun ein Heiligtum, das an die Schlacht erinnern soll.

Umgeben von einem tiefen Graben und hohen Holzbauten, erhebt sich die Anlage über der Ebene, abweisend. Kein Uneingeweihter soll sie betreten.

Nur an einer Stelle führt ein Zugang auf das Areal. Wer diesen Weg beschreitet, betritt das Reich des Todes. Ein durchdringender Gestank erfüllt die Luft. Fliegen umschwirren Pferdekadaver. An mehreren Orten sind Menschenknochen zu Altären aufgeschichtet.

Es ist das 3. Jahrhundert v. Chr., und in diesem Heiligtum opfern die Kelten jenen Göttern, die ihnen zum Triumph verholfen haben.

Ihre wichtigsten Dankesgaben haben die Sieger auf überdachten Podesten an den Seiten des Platzes aufgestellt. Dort reihen sich Hunderte Leichen aneinander: die toten Gegner, aufrecht an Gestellen befestigt. Selbst im Tod bleiben sie in militärischer Formation beisammen, tragen all ihre Waffen, so als kämen sie gerade erst aus der Schlacht.

Nur ihre Köpfe fehlen – die Sieger haben sie abgeschlagen, um sie als Trophäen aufzubewahren. Vom Dach gegen Feuchtigkeit geschützt, haben sich die Enthaupteten nach und nach in Mumien aus Haut und Knochen verwandelt.

Für eine Weile hält die Totenarmee über dem Heiligtum eine unheimliche Wache. Dann werden die ausgedörrten Körper zu Ehren der Götter zerschlagen und verbrannt.

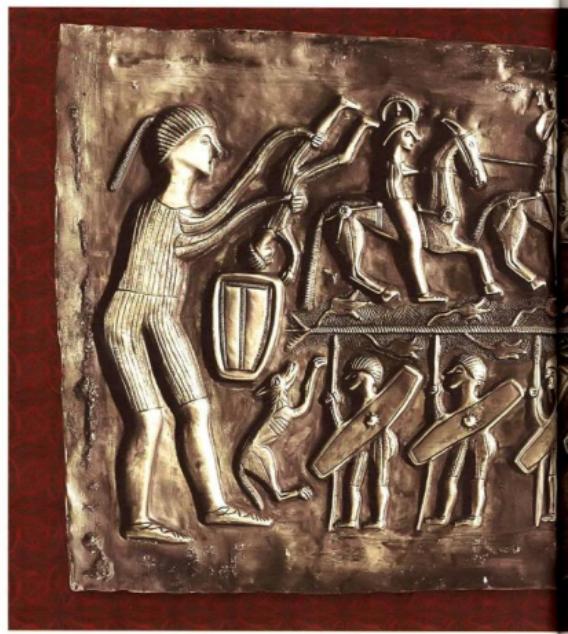
Der Brauch, den übernatürlichen Herrschern auch menschliche Leiber als Opfer darzubringen, ist uralt. Unter anderem weihen die Kelten – wie andere Völker des Altertums auch – ihren Gottheiten wahrscheinlich schon lange Verbrecher und Sklaven, richten sie in

ritueller Weise hin, um die Jenseitigen gnädig zu stimmen. Doch mit dem Heiligtum, das sich in der Nähe des Ortes Ribemont-sur-Ancre im Norden Frankreichs erhalten hat, erreicht der Kult eine neue Dimension: Dort opfern die Kelten ein ganzes Heer von Leichen.

Die enorme Totenschau ist weit mehr als eine militärische Triumphbekundung. Sie zeugt zugleich von einer

und neue Mittler zwischen Himmel und Erde gefragt waren.

Bereits in der Antike ranken sich Legenden um die Druiden. Erste Nachrichten von diesen „Eichenkundigen“ – denn das bedeutet ihr Name vermutlich – erreichen Griechenland wohl im 2. Jahrhundert v. Chr., vielleicht sogar



neuen religiösen Macht, von einflussreichen Priestern, die ihren Stamm zum Bau gewaltiger Kultanlagen anzureiben vermögen: den Druiden.

NIEMAND KANN HEUTE mehr sagen, woher die mysteriösen Männer stammen, wie sie zu spirituellen Führern der Kelten aufsteigen konnten.

Vielleicht haben diese Zeremonienmeister irgendwann in Zeiten großer Not an Macht gewonnen – möglicherweise während eines Krieges, als göttliche Hilfe nötiger schien als je zuvor

schon früher. Denn etwa zu jener Zeit erwähnen sie die Verfasser der Werke „Magikos“ und „Diadoche“ – Schriften, die allerdings verschollen und nur aus Zitaten späterer Autoren bekannt sind.

Diese Chronisten vergleichen die Keltenpriester mit den griechischen Philosophen und umreissen vage die Weltanschauung der fremden Weisen: „Man solle die Götter verehren, nichts Böses tun und sich in Tapferkeit üben.“

Mehr erfahren die Gelehrten des Altertums über die Druiden erst durch den Griechen Poseidonios: Der Philosoph bereist um das Jahr 80 v. Chr. unter anderem das keltische Gallien. Er ist fasziniert von den fremden Sitten, trägt Informationen zusammen, verfasst eine Völkerkunde. Zwar ist auch dieses Werk

die Druiden deshalb oft als edle Naturphilosophen. So sollen sie in Kriegszeiten zwischen die feindlichen Kämpfer treten, „als ob sie wilde Tiere besänftigen“. Und der römische Historiker Plinius der Ältere beschreibt sie 77 n. Chr. als Waldkundige, die in Eichenbäume klettern, um „mit einer goldenen Sichel“ die als Allheilmittel geltenden Misteln von den Ästen zu schneiden.

die sich mit Astrologie und Philosophie beschäftigen: „Viel disputieren sie über die Gestirne und ihren Lauf, die Größe der Welt und der Erde, die Natur der Dinge und das Walten und die Macht der unsterblichen Götter.“

Doch diese Weisen üben sich nicht bloß in Gedankenspielen. Sie haben Autorität in Glaubensfragen, wachen



Kopfüber stößt der Riese einen Mann in einen Bottich. Vermutlich will er ihn zu Ehren der Götter ertränken. Der Koloss, der die Zeremonie unter den Augen keltischer Krieger vollzieht, könnte ein Druide sein. Denn die Priester besaßen das Recht, über Leben und Tod zu bestimmen. Die Reliefszene stammt von einem silbernen Kultkessel, gefunden nahe der dänischen Ortschaft Gundestrup, und ist wohl ein Hinweis darauf, dass die Kelten Menschen in ritueller Weise hinrichteten, um ihre Gottheiten gnädig zu stimmen

verschollen, doch mehrere antike Autoren haben die Schilderungen des griechischen Reisenden übernommen.

Schon Poseidonios entwirft ein Idealbild der Keltenpriester. Für ihn sind sie die letzten Überlebenden eines goldenen Zeitalters – einer längst vergangenen Epoche, in der weise Männer regierten und den Menschen die Grundlagen des Wissens beibrachten. Die von Poseidonios beeinflussten Schreiber schildern

Manche dieser antiken Berichte sind wohl übertrieben, verfälscht oder sogar frei erfunden. Doch zumindest ein weiterer Autor kennt Gallien aus eigener Anschauung: Gaius Iulius Caesar.

In den Jahren 58 bis 51 v. Chr. unterwirft der römische Feldherr das von Kelten bevölkerte Land und schreibt anschließend ein Buch über den Gallischen Krieg (siehe Seite 128).

Darin erläutert er auch die Sitten der Besiegten – ausführlicher als jeder andere Autor seiner Zeit. Die Druiden sind seinem Bericht zufolge Gelehrte,

in ihrem Stamm über sämtliche Kultangelegenheiten: „Sie richten die öffentlichen und privaten Opfer aus und interpretieren die religiösen Vorschriften.“

CAESAR BESCHREIBT auch, woran die Kelten glauben. Er nennt ihre Götter, benutzt dabei allerdings lateinische Namen: „Am meisten verehren sie den Merkur.“ Dieser Gott, von den Römern

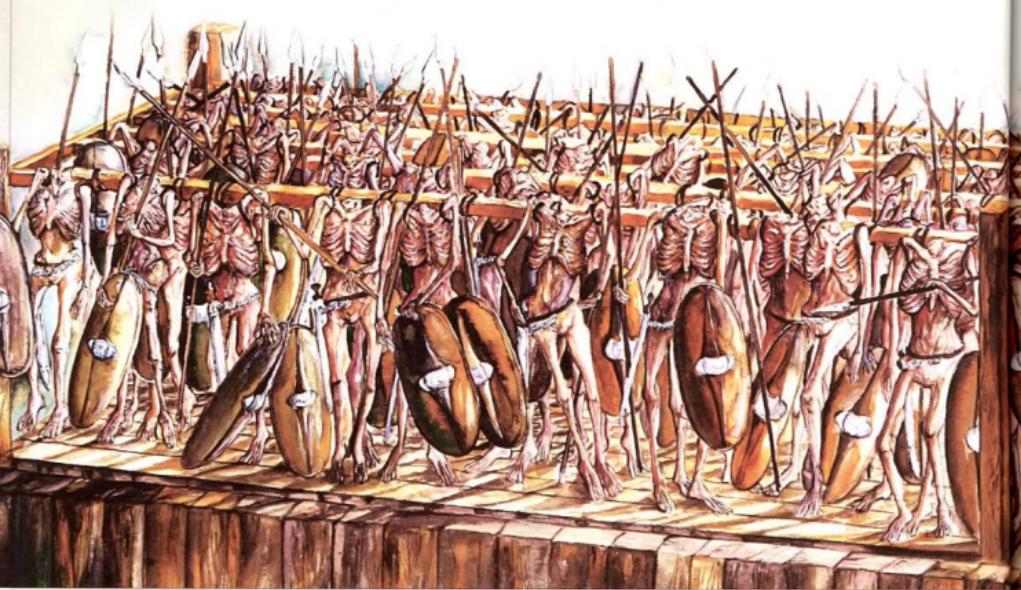
als Schutzherr des Handels verehrt, gelte den Galliern als „Erfinder aller Künste“. Auch sonst vermeint der Feldherr in dem fremden Glauben viel Vertrautes wiederzuerkennen.

Nach seiner Darstellung sind die Kelten, genau wie einige griechische Denker, von der Unsterblichkeit der Seele

abgeschlagenen Köpfe ihrer Gegner einzubalsamieren und über Generationen hinweg in Kisten zu verwahren. Und ein anderer, der Geograph Strabon, berichtet von grausamen Hinrichtungen unter Anleitung von Druiden: „Die einen erschossen sie mit Pfeilen, die anderen pfählten sie in ihren Heiligtümern, oder sie fertigten sie aus Stroh und Holz ein riesiges Standbild und steckten dann Vieh,

Welche Rituale vollführen die Druiden also wirklich?

Sie selbst bleiben stumm: Die Keltenpriester geben ihr Wissen stets nur mündlich weiter, haben keine Aufzeichnungen hinterlassen. Doch es gibt andere Spuren – etwa Opferplätze wie den von Ribemont-sur-Ancre. Solche Funde



überzeugt: Der Lebensgeist geht demnach mit dem Tod nicht unter, sondern wandert „von einem Körper in den anderen“.

Sind die Druiden also wirklich Naturphilosophen, ein keltisches Gegenstück zu den griechischen und römischen Geistesgrößen?

Auch Schauergeschichten machen die Runde: Ein Autor, der Historiker Diodor, schildert den Brauch der Kelten, die

wilde Tiere und Menschen hinein, um so ein Brandopfer darzubringen.“

Doch die antiken Zeugnisse sind nur bedingt glaubwürdig. Denn Caesar berichtet mit dem Blick des Eroberers. Und Poseidonios besucht bei seiner Reise nach Gallien wohl hauptsächlich Hafenstädte wie Massalia (Marseille), kennt die Geschichten aus dem keltischen Kernland wahrscheinlich nur vom Hörensagen, so wie Diodor und Strabon. Ihre Informationen sind daher vermutlich Halbwahrheiten voller Vorurteile und Übertreibungen.

erlauben es zumindest in Ansätzen, das Wirken der Druiden zu rekonstruieren.

IHR STAND BILDETE SICH demnach wohl nach dem 5. vorchristlichen Jahrhundert heraus. Denn eine Kultstätte aus jener Zeit, die im französischen Vix überdauert hat, ist mit Ahnenfiguren geschmückt, diente demnach wahrscheinlich der Verehrung verstorbener Stammesführer (siehe Seite 46).

Vermutlich haben also keltische Aristokraten zu jener Zeit die Zeremonien geleitet. Irgendwann jedoch müssen die Fürsten ihre religiöse Macht an die Druiden abgegeben haben. Denn um das Jahr 300 v. Chr. entstehen Heiligtümer, die auf eine neue, gut organisierte Priesterschaft schließen lassen – so in der

hieb, werfen die Kadaver dann in eine ovale Opfergrube in der Mitte des Heiligtums. Dort verwesem sie langsam, werden gleichsam von der Unterweltsgotttheit verspeist.

Auch große Festmäher veranstalten die Kelten in dem heiligen Bezirk: Dabei schlachten sie Schafe und teilen sich die besten Fleischstücke.

Solche Kulthandlungen sind zu jener Zeit nicht außergewöhnlich: In Italien und Griechenland vollziehen die Priester ganz ähnliche Tieropfer.

Doch bei den Kelten werden auch Menschenleichen geopfert – und vermutlich sogar Menschen zu rituellen Zwecken getötet. Etwa in einer gallischen Siedlung, deren Überreste bei Acy-Romance in der Champagne ans Tageslicht gekommen sind.

Den Mittelpunkt des Ortes bildete im 2. Jahrhundert v. Chr. ein Platz, auf dem die Kelten Rinder und Pferde schlachteten und rituelle Mahlzeiten abhielten. Neben diesem Areal waren vor einem großen Tempelgebäude Gräber angelegt: In den flachen Gruben wurden 19 junge Männer beigesetzt.

Das aber waren keine normalen Begegnisse; denn in der Regel äscherierten die Bewohner dieses Marktfleckens ihre Verstorbenen ein und bestatteten die Überreste auf Friedhöfen außerhalb der Siedlung: Diese Männer aber hat niemand verbrannt.

Vielmehr waren sie in sitzender Stellung begraben worden, mit bizarr verkrümmtem Körper: ihre Köpfe hinabgebogen bis zu den Füßen, ihre Leiber gleichsam zusammengerollt zu menschlichen Kugeln.

Wie genau sie gestorben sind, lässt sich nicht mehr ermitteln – zu schlecht sind die Knochen erhalten. Doch um die Leiber in diese extreme Position zu bringen, hat man sie wohl nach dem Tod einer aufwendigen Prozedur unterzogen.

Zunächst wurden sie wahrscheinlich in enge Holzkisten gewängt. Die versenkte man dann in einem Schacht im Inneren des Tempels. Dort blieben die Körper, bis sie jegliche Flüssigkeit verloren hatten – erst danach wurden sie vor dem Gebäude begraben.

Die Leichen der Männer wurden demnach geopfert. Vielleicht mussten sie sogar sterben, um die Götter zu besänftigen, und reisten nach dem Tod als Fürsprecher der Lebenden hinab in die Unterwelt.

Die Präparierung der Körper überwachten die Druiden des Dorfes: Nur unter ihrer Leitung durften zu jener Zeit Opfer vollzogen werden. Und die 19 Männer blieben nicht die einzigen, die als Dankesgaben für die Götter endeten.

Verscharrt neben einer Häuserwand, hat sich in dem Dorf das Skelett eines anderen Mannes erhalten: Im Moment seines Todes waren ihm die Hände auf dem Rücken zusammengebunden, er kniete vorübergebeugt auf dem Boden. Dann traf ihn eine Axt an der rechten Schläfe, riss ein Loch in den Schädel.

Dies deutet auf einen Ritualmord hin; denn es wäre viel einfacher gewesen, den Knienen durch einen Schlag auf den Nacken zu töten. Wer immer ihn umgebracht hat, achtete dagegen sehr genau darauf, dies auf eine ganz bestimmte Weise zu tun: Der Hieb folgte vermutlich einer religiösen Vorschrift.

Wer die Axt führte, besaß das Recht, über Tod und Leben zu entscheiden, was mit den uralten Riten vertraut. Er war somit wohl ein Druide, genau wie jene Priester, die über die Opferung der 19 Leichen gewacht hatten.

Auch an diesem Ort haben die religiösen Führer keinerlei Zeugnis hinterlassen. Doch als Angehörige der keltischen Oberschicht sind sie wahrscheinlich auf den Friedhöfen außerhalb der Siedlung bestattet worden; und dort haben ihre Überreste vielleicht überdauert.

Denn neben einige der Toten hatten die Trauernden Äxte gelegt – so wie jene, mit der der Mann neben der Häuserwand hingerichtet wurde. Die Schneide einer der Waffen passt genau in das Loch in seinem Schädel.

In diesen Gräbern fallen weitere Beigaben auf, etwa Gefäße, die vielleicht bei den Kultmahlzeiten und anderen Ritualen benutzt wurden. Doch neben den sterblichen Überresten lagen auch Schilde, Schwerter und Lanzen – Gegenstände, die gewöhnlich nicht mit Druiden in Verbindung gebracht werden.

Sind in den bescheidenen Gräbern also tatsächlich Angehörige des Priestertandes beigesetzt? Oder liegen darin ganz normale Keltenkrieger, dienten Äxte und Gefäße am Ende vielleicht gar

Bei Ribemont-sur-Ancre in Nordfrankreich entdeckten Archäologen 1987 die Skelette mehrerer Hundert entthaufter Menschen: Offenbar hatten die Sieger in einer Schlacht zweier Keltenheere die Leichen ihrer Gegner geköpft und zu einem Opferdenkmal angeordnet. Aus dem Dienst an solchen Heiligtümern entstand allmählich das Drudentum

Siedlung Manching (siehe Seite 86) oder in Gournay-sur-Aronde im Norden Frankreichs.

Dort errichten die Kelten einen quadratischen Kultplatz, der von hohen Palisaden umgeben ist. In seinem Inneren wachsen Bäume: Der heilige Hain gilt als Sitz einer Gottheit.

Auf diesem Gelände opfern Druiden fast anderthalb Jahrhunderte lang Tiere: Sie töten Rinder durch einen Axt-

nicht kultischen Zwecken? Mit Sicherheit wird sich das wohl nie sagen lassen.

DOCH WOMÖGLICH sind die Druiden gar nicht besonders bestattet worden – und zwar deshalb, weil sie schon zu Lebzeiten eine Doppelexistenz führten. Denn die Keltenpriester waren wahrscheinlich keine weltentrückten Heiligen. Kulthandlungen vollzogen sie nur zu besonderen Anlässen, etwa während des Krieges oder zu Ernte und Aussaat. Den Rest der Zeit dagegen führten sie vermutlich ein ganz normales Leben.

Von ihrer erstaunlichen Aufgabenvielfalt berichtet schon Caesar. Wahr waren die Druiden ihm zufolge gut organisiert und unterstanden sogar einem gewählten Oberhaupt: Die Spitze der religiösen Rangleiter erkloß demnach, wer sich in einer Abstimmung durchsetzte oder seine Konkurrenten im bewaffneten Zweikampf bezwang. Und einmal im Jahr kam die keltische Priesterschaft zusammen, „an einem geweihten Ort im Gebiet der Carnuten“, das als die „Mitte ganz Galliens“ galt. Dort sollen die Druiden gemeinsam über Streitfälle entschieden haben.

Doch im Stammesalttag wirkten sie auch als Lehrer, gaben ihr Wissen über Astrologie und Philosophie an die Jugend weiter. Und nicht zuletzt waren sie Richter: Sie schlichteten Streitfälle um Erbschaften oder den Verlauf einer Grenze, fällten das Urteil über Mörder und andere Verbrecher. Und entschieden Caesar zufolge so „fast alle öffentlichen und privaten Streitfälle“.

Die Druiden waren somit keineswegs religiöse Spezialisten, die in Abgeschiedenheit lebten. Sie kümmerten sich um Ausbildung und Rechtsprechung – und hatten politischen Einfluss. Das lässt jedenfalls das Beispiel des einzigen Druiden vermuten, der dank römischer Quellen namentlich bekannt ist: Diviciacus, ein Priester, Heerführer und Diplomat.

IM JAHR 61 V. CHR. reist Diviciacus nach einer Niederlage seines Stammes, der Haeduer, nach Rom. Dort hält er, in voller Bewaffnung und auf seinen Langschild gestützt, eine Rede vor dem Senat, erbittet Hilfe für seine Leute.

Zwar scheitert er mit seiner politischen Mission. Doch während seines Aufenthaltes in Rom gewinnt er mächtige Freunde. So ist er unter anderem Guest des Philosophen Cicero, und der berichtet, der Kelte habe ihm offenbart, „dass er die Zukunft vorhersehen könne“.

Auch Gaius Julius Caesar lernt den diplomatisch begabten Druiden kennen und schätzen. Als er wenige Jahre später

die zu diesem Zeitpunkt gefährlichsten Gegner der Römer, die Belovaker, damit diese ihren Widerstand aufgeben. So trägt der Keltenpriester wesentlich zum Erfolg Caesars bei.

Die politische Macht der Druiden kommt den Besatzern also anfangs gelegen. Doch das ändert sich nach der



mit seinen Truppen in Gallien einrückt, treffen sich die beiden wieder. Und Caesar notiert, Diviciacus genieße nicht nur bei seinem Stamm, sondern im ganzen Land „einen großen Einfluss“.

Der Haeduer wird zum wichtigen Verbündeten der Römer. Er erklärt Caesar die Machtverhältnisse in Gallien, erläutert ihm die Allianzen und Rivalitäten der Stämme. Den Legionären zeichnet er eine Marschroute, auf der sie die unsicheren Wälder umgehen können. Und auf Wunsch des Feldherrn bedrängt er mit seinen Haeduern sogar

Eroberung Galliens: Aus den Barbaren sollen nun zivilierte Bürger werden, die nach römischem Vorbild leben.

In der neuen Ordnung ist kein Platz für das Druidentum. Zwar lassen die Machthaber den Galliern ihre Götter. Doch die Priester verkörpern in den Augen der Römer das alte, barbarische Gallien mit seinen blutrünstigen Rituale. Sie sind zur Bedrohung geworden, zu einer Gefahr für den mühsam

gesäten Keim der Zivilisation. Alle Kelten, die das römische Bürgerrecht erwerben, sollen sich davon freimachen: Und so verbietet ihnen bereits Kaiser Augustus, der Erbe Caesars, die Teilnahme an den uralten Ritualen.

Aber es sind nicht allein die religiösen Bräuche, die den Besatzern unheimlich

Sacrovir: Dieser romanisierte Name (übersetzt: „Der heilige Mann“) könnte darauf hindeuten, dass er ein Druide war. Doch Rom schlägt die Revolte nieder. Nun verbieten die Machthaber das Druidentum völlig und verfolgen die religiösen Führer der Kelten.

Im Untergrund wirken die Priester zunächst weiter: Sie halten sich „in einer Höhle oder in abgelegenen Wäldern“

samen Aberglauben geweihten heiligen Hainen“ der Einheimischen.

Velleicht ist den Römern damit ein entscheidender Schlag gelungen: Ab etwa 100 n. Chr. werden Druiden nur noch vereinzelt in antiken Quellen erwähnt.

Sind die vormals so einflussreichen Priester mit all ihren Kenntnissen un-



Die Beine gekreuzt, in der rechten Hand einen verzierten Halsring, in der linken eine riesige Schlange: So thront der keltische Gott Cernunnos zwischen einem Hirschen, einem Wolf, drei Löwen und zwei Stieren sowie einem mythischen Delfinreiter. Cernunnos – hier dargestellt auf einer weiteren Reliefplatte des Kultkessels von Gundestrup – gilt als einer der mächtigsten keltischen Gottheiten: als Herr über die Tiere

sind: Auch der politische Einfluss der Druiden bereitet ihnen Sorgen. Denn bei vielen ihrer Landsleute genießen sie weiterhin hohes Ansehen – vor allem bei jenen, die mit der römischen Herrschaft unzufrieden sind. Vermutlich stifteten die Priester ihre Anhänger sogar zum Aufstand an.

Im Jahr 21 n. Chr. jedenfalls erheben sich die Kelten in Gallien unter der Führung eines Rebellen namens Iulius

verborgen und unterweisen dort keltische Adelige, schreibt ein antiker Autor um 43 n. Chr.

Um das Jahr 60 allerdings erobern römische Truppen die britische Insel Anglesey, zu jener Zeit wohl eine Hochburg der keltischen Religion: Unter den Verteidigern befinden sich antiken Berichten zufolge auch Druiden, die den Legionären „mit zum Himmel erhobenen Händen schreckliche Flüche“ entgegenschleudern.

Die Angreifer sind indes siegreich – und zerstören danach die „einem grau-

tergegangen? Oder haben einige Überlebende die uralte Tradition bewahrt und als Geheimwissen von Generation zu Generation weitergegeben?

Noch im Gallien des 4. Jahrhunderts sagt man dem Astrologen Caecilius Argicus Arborius nach, er sei Druide gewesen oder habe zumindest mit diesen Weisen in Verbindung gestanden: „Du kanntest die himmlischen Zahlen“, schreibt sein Enkel, ein Schriftsteller,

über ihn. „Aber du übst diese Wissenschaft im Verborgenen aus.“

Auch auf den Britischen Inseln könnte der Kult noch Jahrhunderte überdauert haben – unter anderem im keltisch geprägten Irland, das niemals zum Römischen Reich gehört hat. Einen Hinweis darauf liefert der Bericht eines

ner, Magier, Wahrsager, Zauberer und Erfinder aller bösen Künste“ um sich geschart habe. Durch heidnische Rituale konnten diese Berater angeblich die Zukunft vorhersagen.

Gab es zur Zeit der ersten Missionare also noch Druiden in Irland? Oder sind die „weisen Männer“ nur die Erfindungen eines Geistlichen, der damit seine Heiligengeschichte ausschmückt?

Fantasie eine Geschichte, die schon im Hochmittelalter großen Erfolg hat: die Erzählung von Artus, dem sagenhaften Keltenkönig.

Darin lässt Geoffrey auch eine rätselhafte Gestalt auftauchen – den Zauberer Merlin. Wie die antiken Druiden vermag auch er die Zukunft zu deuten und dient den keltischen Herrschern als Berater.

Durch spätere Dichtungen immer weiter ausgeschmückt, wird die Figur des Merlin schon bald zum Inbegriff des Zauberers, prägt bis heute auch das Bild der Druiden. Und obwohl Merlin nur eine literarische Schöpfung ist: Die Quellen, auf denen Geoffrey seine fantasievolle Schilderung aufbaut, stammen aus viel älterer Zeit.

Es sind walisische Legenden über einen Kelten namens Myrddin: Nach einer Schlacht im 6. Jahrhundert verliert er der Überlieferung zufolge den Verstand, streift als wilder Mann durch die Wälder. Doch sein Irsinn verleiht ihm zugleich die Gabe der Weissagung. Er vermag jetzt in die Zukunft zu schauen, lebt fortan als Seher in der Wildnis, wo er auf Tieren reitet und mit Bäumen spricht.

Das Wissen um die Natur, die Kunst der Prophezeiung: All diese Motive lassen vermuten, dass der Ursprung der Myrddin-Geschichte – und damit auch jener von Merlin – weit zurückreicht.

Vielleicht sogar in eine Zeit, als im keltischen Europa noch naturkundige Priester wirkten: die Druiden. □



»Sie fertigten aus Stroh und Holz ein riesiges Standbild und steckten dann Vieh, wilde Tiere und Menschen hinein, um ein Brandopfer darzubringen.« So beschreibt der griechische Geograph Strabon um die Zeitenwende einen keltischen Opferritus, von dem auch Caesar berichtet (Lithografie, 19. Jahrhundert)

Mönches aus dem 7. Jahrhundert: Er schildert das Leben des heiligen Patrick, der im 5. Jahrhundert das Christentum auf die Grüne Insel gebracht hat.

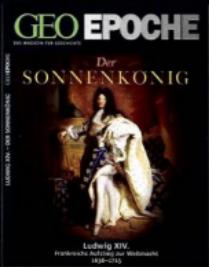
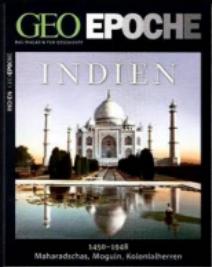
Damals habe dort ein barbarischer Hochkönig geherrscht, der „weise Männer“

Reste einer alten Religion halten sich in Irland anscheinend lange. Denn noch im 7. Jahrhundert sucht die Bevölkerung heidnische Priester auf, um vor ihnen heilige Eide zu schwören – das zumindest geht aus einem kirchlichen Dokument hervor, das diese Praxis unter Strafe stellt. Auch in frühmittelalterlichen Sagen in Irland und Wales tauchen immer wieder Druiden auf.

AUS SOLCHEN Überlieferungen formt der walisische Kleriker Geoffrey von Monmouth im 12. Jahrhundert mit viel

Literaturempfehlungen: Bernhard Maier, „Die Druiden“, C. H. Beck, nächtliche Suche nach dem Ursprung der Keltenpriester. Alfred Heffner (Hrsg.), „Heiligtümer und Opferkulte der Kelten“, Theiss: reich bebilderte Aufsatzsammlung.

Martin Paetsch, 40, war fasziniert davon, wie die antiken Autoren ihre Angste und Sehnsüchte auf die Druiden übertrugen – und damit unser Bild der Keltenpriester prägten.

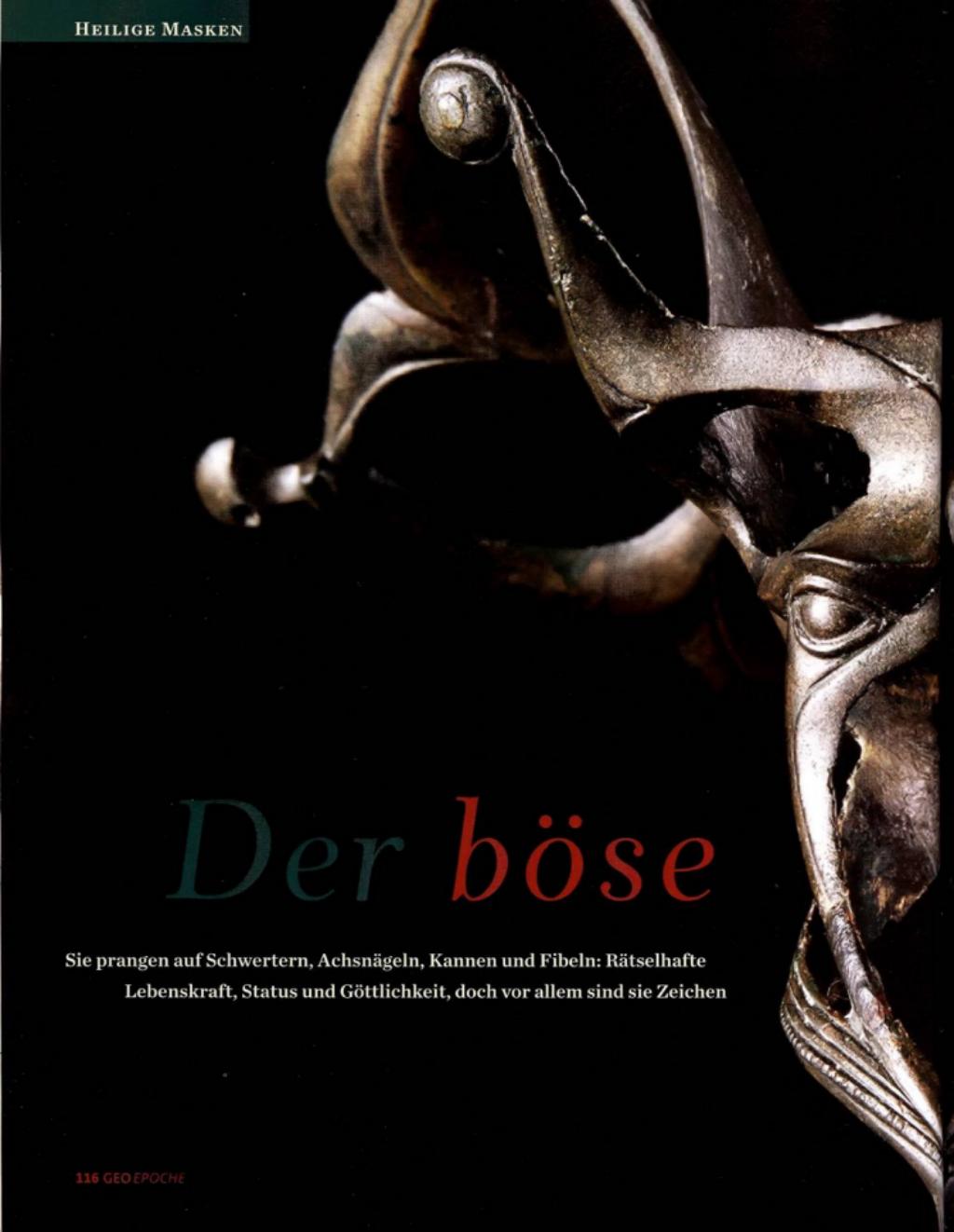


Geschichte erleben mit **GEO EPOCHE**.

Jetzt im gut sortierten Buch- und Zeitschriftenhandel. Falls Sie eines dieser Hefte verpasst haben, bieten sich jetzt folgende Möglichkeiten: Sie können zum Zeitschriftenhändler Ihres Vertrauens gehen und danach fragen. Sie können sich direkt an GEO wenden – Tel. 01805/861 8000* oder Fax 01805/861 8002*. Sie können im Internet unter www.geoshop.de nachschauen. Oder Sie können sich auf das neue Heft freuen.

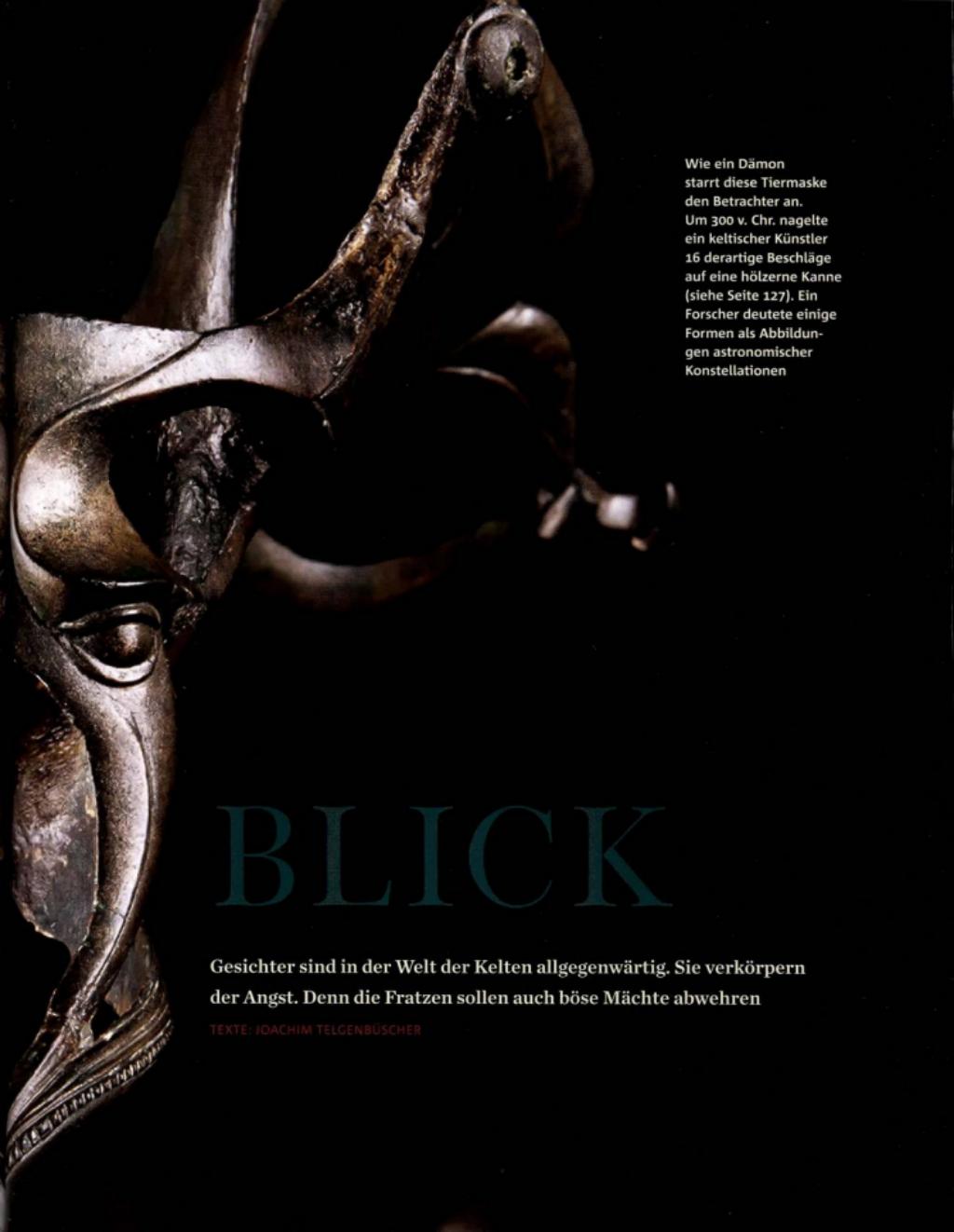
Weitere Produkte im Internet unter www.geoshop.de

GEO EPOCHE



Der böse

Sie prangen auf Schwertern, Achsnägeln, Kannen und Fibeln: Rätselhafte
Lebenskraft, Status und Göttlichkeit, doch vor allem sind sie Zeichen

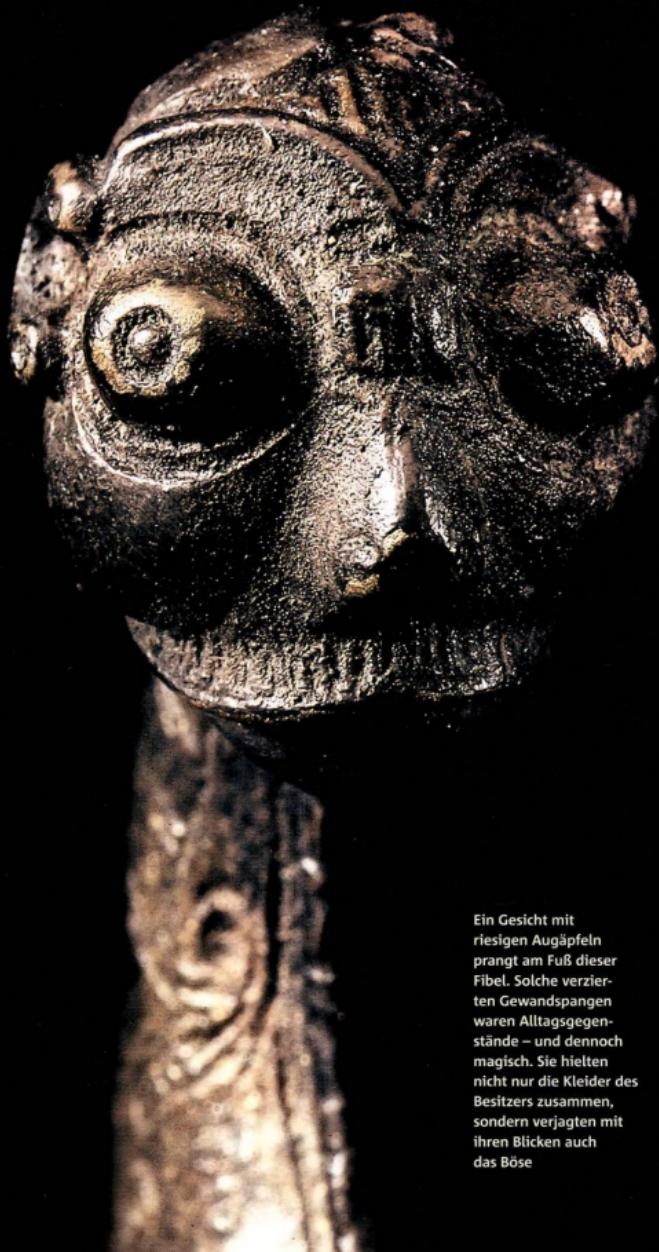


Wie ein Dämon
starrt diese Tiermaske
den Betrachter an.
Um 300 v. Chr. nagelte
ein keltischer Künstler
16 derartige Beschläge
auf eine hölzerne Kanne
(siehe Seite 127). Ein
Forscher deutete einige
Formen als Abbildun-
gen astronomischer
Konstellationen

BLICK

Gesichter sind in der Welt der Kelten allgegenwärtig. Sie verkörpern
der Angst. Denn die Fratzen sollen auch böse Mächte abwehren

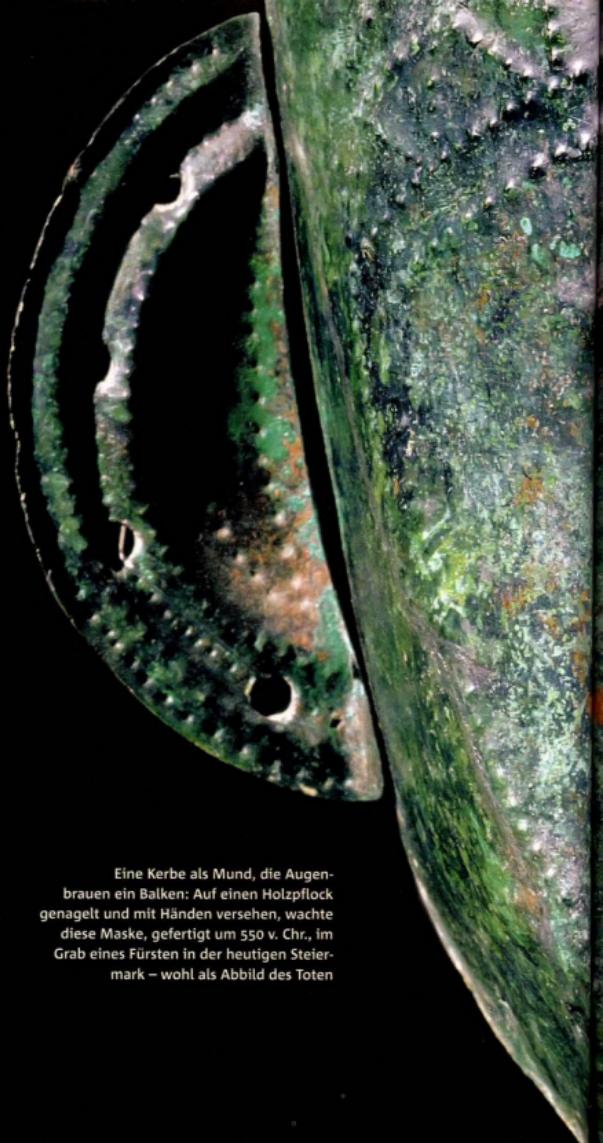
TEXT: JOACHIM TELGENBUSCHER



Ein Gesicht mit riesigen Augäpfeln prangt am Fuß dieser Fibel. Solche verzierten Gewandspangen waren Alltagsgegenstände – und dennoch magisch. Sie hielten nicht nur die Kleider des Besitzers zusammen, sondern verjagten mit ihren Blicken auch das Böse



Forscher haben
Tausende keltische
Schwerter gebor-
gen, doch nur wenige
von ihnen schmückt
ein menschliches
Antlitz. Wer sie besaß,
gehörte vermutlich
zur religiösen Elite:
den Druiden. Statt zum
Kampf nutzten die
Priester sie für unbe-
kannte Rituale



Eine Kerbe als Mund, die Augenbrauen ein Balken: Auf einen Holzpflock genagelt und mit Händen versehen, wachte diese Maske, gefertigt um 550 v. Chr., im Grab eines Fürsten in der heutigen Steiermark – wohl als Abbild des Toten





Nackt überragt
diese weibliche Figur
Frauen, Männer und
berittene Krieger, die sie
auf einem Kultwagen
umringen; auf Kopf und
Händen ruht eine bron-
zene Schale. Vermutlich
zeigt die Statue eine
Göttin – vielleicht sogar
die Herrin der Natur



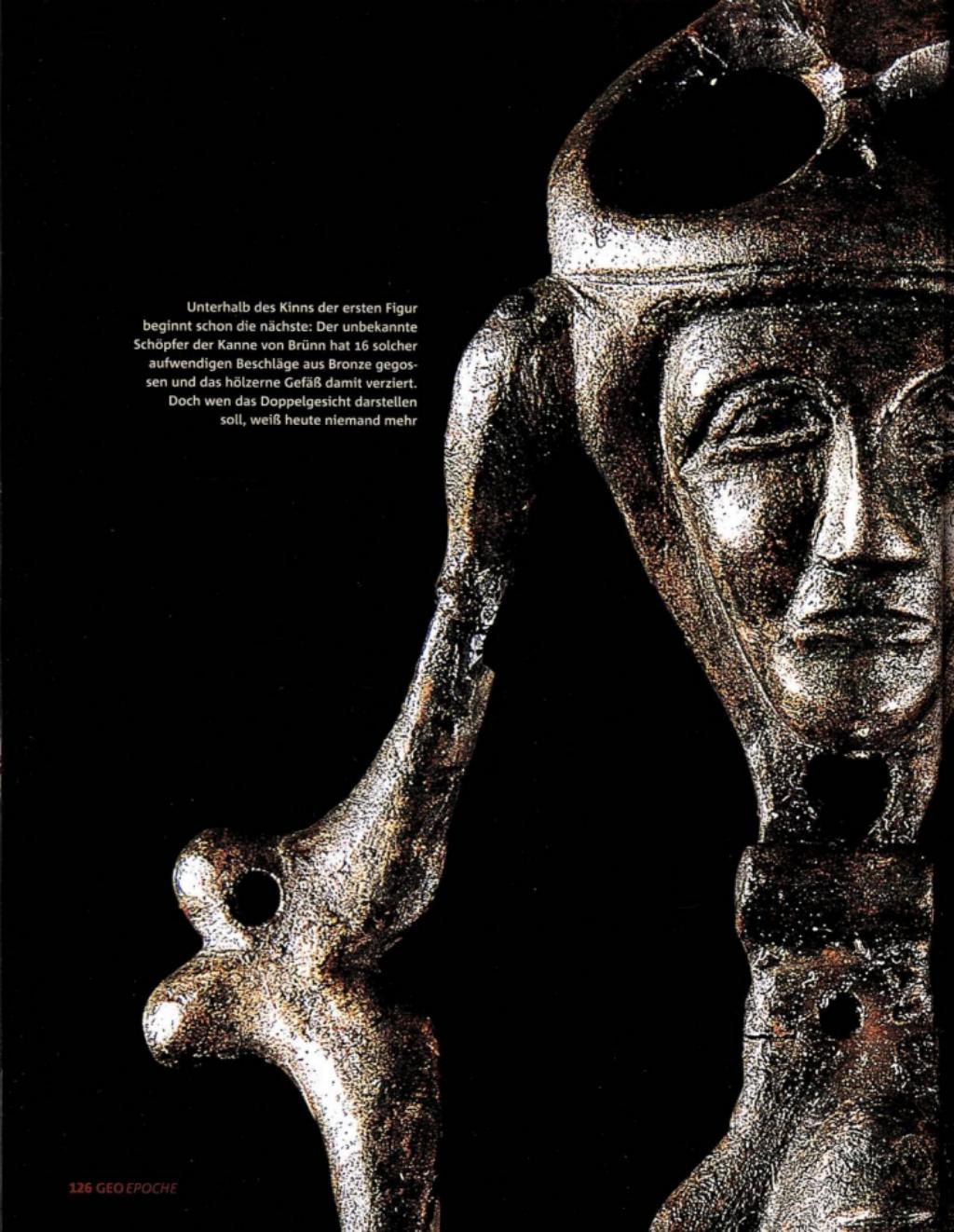
13 menschliche Figuren, vier Pferde und zwei Hirsche drängen sich auf dem Kultwagen, der im 6. Jahrhundert v. Chr. einem Fürsten ins Grab gelegt wurde. Das Gefährt aus dem österreichischen Strettweg ist so klein, dass man es bei einem rituellen Festmahl über die Tafel rollen konnte



Handtellergroß
ist dieser Pferdekopf
aus Bronzeblech,
der wohl einen Eimer
schmückte. Kelten
in Nordengland ver-
gruben das Stück
um 60 n. Chr. in der
Nähe ihrer Festung
– wahrscheinlich
als Geschenk an
die Götter



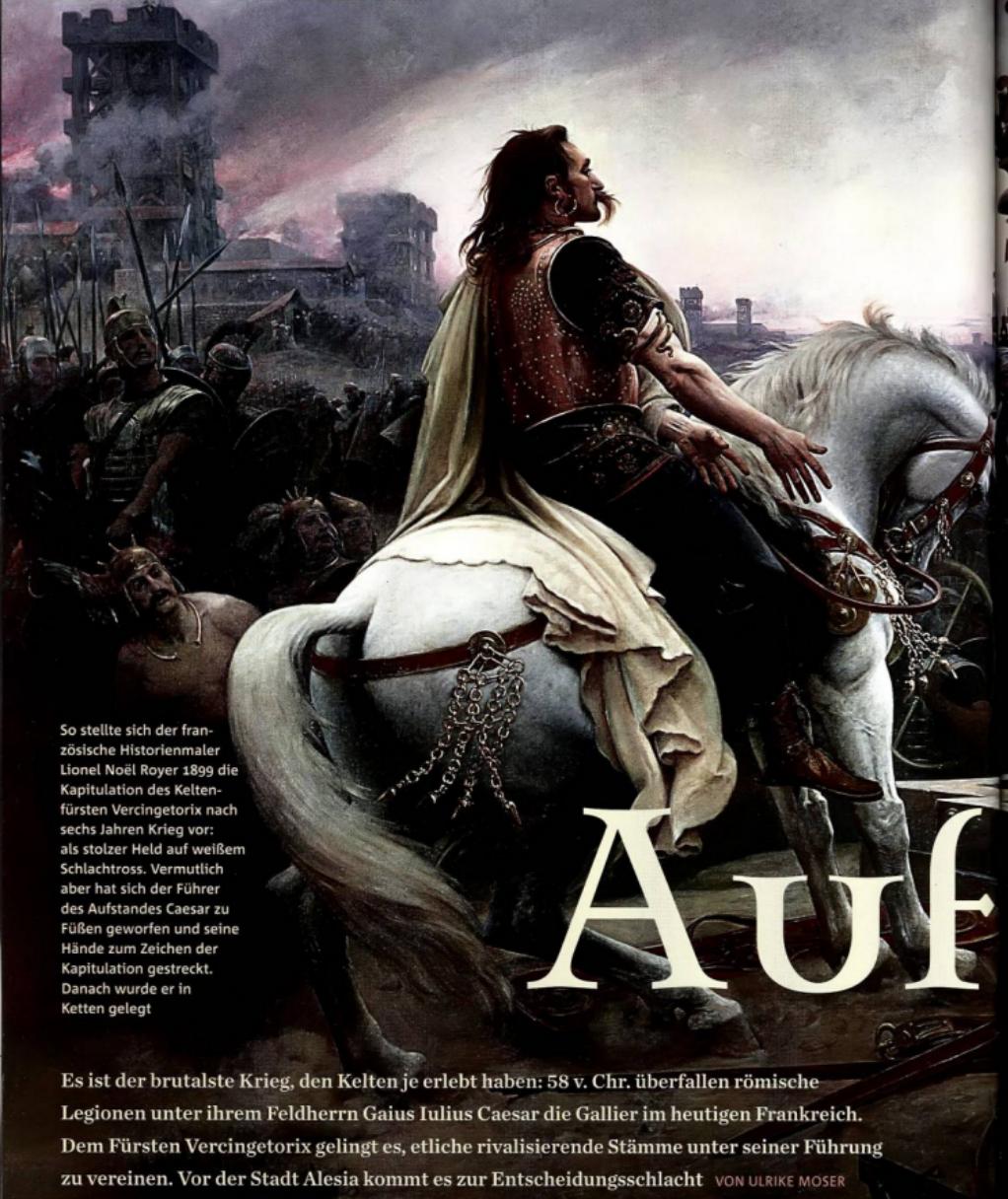
Der eiserne Hals dieser Eule hielte einst
ein Wagenrad an seinem Platz – und bat wohl
auch übersinnliche Mächte um ihren Schutz.
Denn Tiere waren Mittler zwischen Menschen
und Göttern. Archäologen fanden diesen
wahrscheinlich im 2. Jahrhundert v. Chr. gefe-
rtigten Achsnagel in der keltischen Siedlung
von Manching im heutigen Bayern



Unterhalb des Kinns der ersten Figur beginnt schon die nächste: Der unbekannte Schöpfer der Kanne von Brünn hat 16 solcher aufwendigen Beschläge aus Bronze gegossen und das hölzerne Gefäß damit verziert. Doch wen das Doppelgesicht darstellen soll, weiß heute niemand mehr



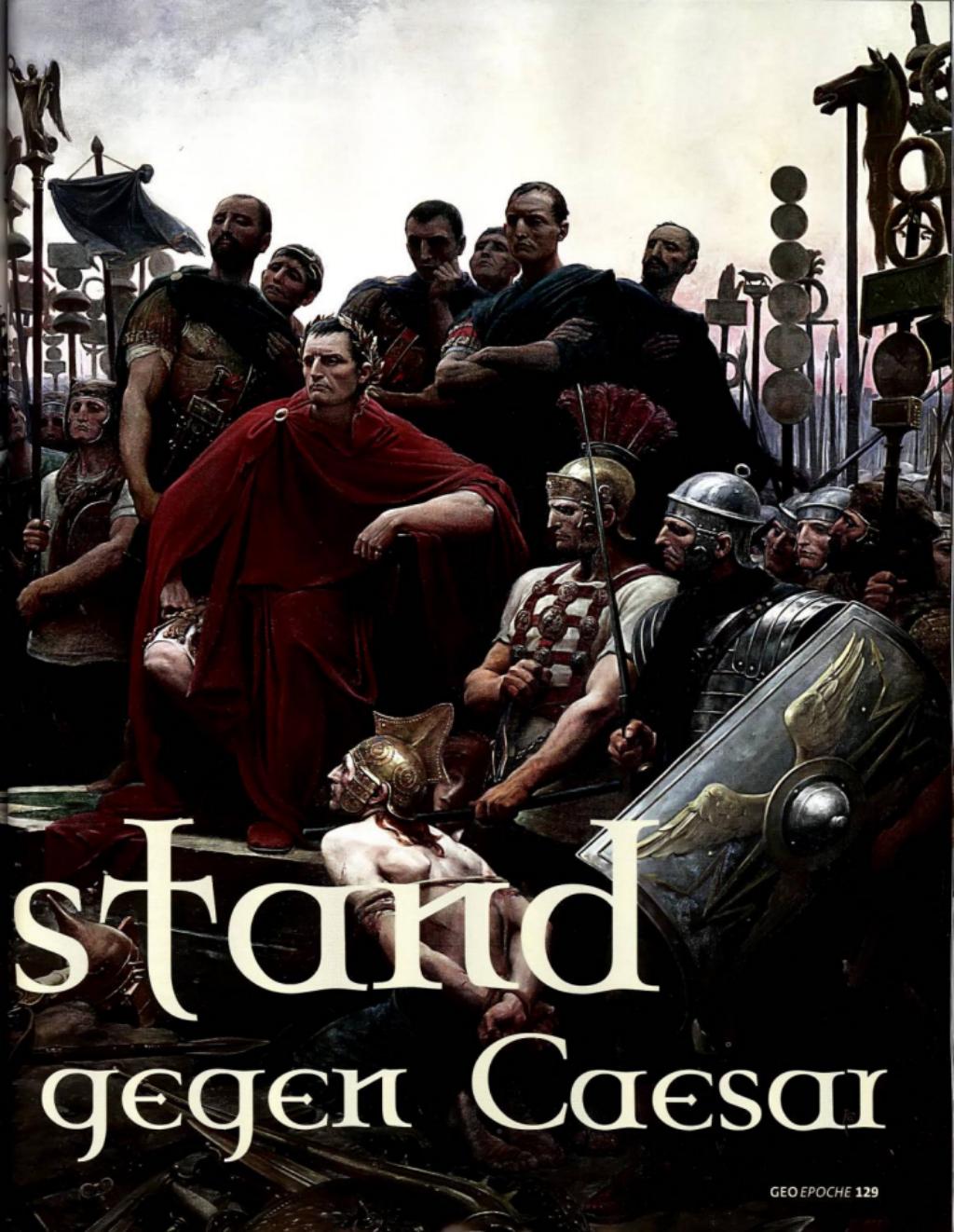
Als ein Bauarbeiter diese Kanne beim tschechischen Brünn fand, waren von diesem Kunstwerk, einem der prächtigsten der Kelten, nur noch die Beschläge erhalten. Forscher rekonstruierten daraus das Gefäß, wie es um 300 v. Chr. aussah □



So stellte sich der französische Historienmaler Lionel Noël Royer 1899 die Kapitulation des Keltenfürsten Vercingetorix nach sechs Jahren Krieg vor: als stolzer Held auf weißem Schlachttross. Vermutlich aber hat sich der Führer des Aufstandes Caesar zu Füßen geworfen und seine Hände zum Zeichen der Kapitulation gestreckt. Danach wurde er in Ketten gelegt

Es ist der brutalste Krieg, den Kelten je erlebt haben: 58 v. Chr. überfallen römische Legionen unter ihrem Feldherrn Gaius Iulius Caesar die Gallier im heutigen Frankreich. Dem Fürsten Vercingetorix gelingt es, etliche rivalisierende Stämme unter seiner Führung zu vereinen. Vor der Stadt Alesia kommt es zur Entscheidungsschlacht

VON ULRIKE MOSER



stand gegen Caesar

J

etzt muss endlich Hilfe kommen. Und Brot. Für 30 Tage hatten die Eingeschlossenen Getreide, da haben sie noch gekämpft. Anfangs voller Zuversicht – dann immer verzweifelter. Nun ist das Essen knapp geworden hinter den Mauern der keltischen Stadt Alesia.

Es ist der Sommer des Jahres 52 v. Chr. Seit Wochen hat sich der Keltensführer Vercingetorix hier mit Zehntausenden Kriegern verschanzt. Die gut befestigte Siedlung liegt 200 Meter hoch über einem weiten Tal auf einem Plateau, dessen Hänge steil abfallen; zudem wird die Anhöhe von zwei Flüssen umspült. Alesia gilt als uneinnehmbar.

Aber auch hinaus geht es nicht mehr: Der römische Feldherr Gaius Iulius Caesar hat den Ort mit seinen Legionen eingeschlossen.

Als der Hunger unerträglich wird, fasst Vercingetorix einen Entschluss. Alle Einwohner der Stadt, die nicht kämpfen können, alle überflüssigen Esser – Kinder, Frauen, Kranke, Alte – sollen aus der Siedlung getrieben, die Tore hinter ihnen verschlossen werden. Die Freiheit der keltischen Stämme ist wichtiger als das Leben der Schwachen.

In einem langen Zug verlassen die Menschen die Stadt und betteln um Brot an den römischen Schanzwerken. Sie flehen, wenigstens als Sklaven aufgenommen zu werden.

Doch Caesar befiehlt ihnen, nach Alesia zurückzukehren. Seine Legionäre haben kaum etwas zu essen. So lagern die Vertriebenen unterhalb der Stadtmauer, wo die meisten bald Hungers sterben werden im Niemandsland zwischen den Fronten.

Sechs Jahre Krieg lasten schon auf Gallien – jenem Gebiet, das sich zwischen Ärmelkanal und dem Mittelmeer

sowie vom Atlantik bis zum Rhein und den Alpen erstreckt.

Sechs Jahre ist es her, dass Caesar, der ehrgeizige Eroberer, rastlos angetrieben von seiner Ruhmessucht, mit seinen Legionen den Kampf gegen die Gallier (wie die Römer die Kelten nennen) sowie andere in der Region siedelnde Völker scharen begonnen hat.

Seine Soldaten haben geraubt, verklagt, getötet. Städte, Dörfer und Gefilde niedergebrannt. Haben Wälder gerodet, um einheimischen Stämmen die Möglichkeit zum Rückzug zu nehmen, Felder und Ställe plündert. Und ungeheure Schätze abtransportiert.

Jetzt, in Alesia, geht es um alles. Hier, nordwestlich der heutigen Stadt Dijon, hat sich ein gewaltiges Heer der Kelten verschanzt – und eine noch größere Armee ist bereits auf dem Weg, um der eingeschlossenen Stadt zu Hilfe zu eilen.

Für den einen, für Caesar, geht es um die Herrschaft über ganz Gallien, aber auch um seine Zukunft als Politiker. Denn nichts zählt so viel in Rom, nichts führt zu so viel Prestige und Macht wie militärischer Erfolg. Und Caesars politischer Ehrgeiz ist grenzenlos.

Für die Kelten geht es um die Freiheit – ob ihr von dem langen Krieg verheertes Land endgültig unterworfen wird und daraus eine weitere römische Provinz entsteht: als Beute eines Mannes, der in seinem Drang nach Geld und Ansehen keine Mühe scheut.

Rund um Alesia hat Caesar einen Belagerungsring gelegt: einen 16 Kilometer langen Wall, den 23 kleinere Kastelle umgeben. Vier Meter hohe Palisaden, mit Brustwehren und Zinnen versehen, erheben sich auf dem Wall.

Innerhalb des Belagerungsringes hat der Feldherr zwischen den beiden Flüssen bis zu sieben Meter tiefe Gräben ausheben und teilweise fluten lassen.

Außerdem haben die Römer Fallen errichtet: in die Erde gegrabene Fußangeln mit eisernen Widerhaken sowie mit Flechtwerk und Reisig getarnte Gruben, in deren Boden angespitzte Pfähle geschlagen sind.

Jeder Ausbruch aus der Stadt soll verhindert werden. Aber auch jeder Durchbruch von außen. Um dem keltischen Entsatzheer standzuhalten, hat Caesar zusätzlich einen äußeren Verteidigungsring anlegen lassen. Zwischen den bei-

den Wällen lagert die Infanterie – vermutlich mehr als 45 000 römische Soldaten. Die Kavallerie hat sich zum größten Teil außerhalb der Festung verschanzt. Ob es ein, zwei oder drei Monate dauern wird, bis es zur entscheidenden Schlacht kommt, ist für die Krieger ungewiss.

Qualend langsam vergeht die Zeit in Alesia. In der Stadt herrscht drangvolle Enge. Im Schatten der Häuser liegen zahlreiche Verwundete, etwas abseits auf freien Flächen campieren die Kämpfer. Unerträglich heiß ist es in diesen Tagen. Und es stinkt – nach Schweiß, Dung und menschlichen Exkrementen.

Vercingetorix, der Anführer der Kelten, ist etwa 30 Jahre alt. „Höchster König der Krieger“ bedeutet sein Name vermutlich. Sein Stamm, die Averner, gehört zu den bedeutendsten Galliens.

Er ist ein Adeliger, reich und mächtig, auf dessen Ländereien mehrere Tausend Bauern arbeiten.

Mehr als 20 Goldmünzen mit seinem Porträt sind erhalten geblieben. Sie zeigen ihn glatt rasiert, mit gelocktem Haar – idealisierte, einem griechischen Gott nachempfundene Bildnisse. Von Vercingetorix wissen wir vor allem, weil Caesar ein Buch über den „Gallischen Krieg“ verfasst hat: „Commentarii de bello Gallico“.

Die Kelten selbst haben ihre Geschichte nie aufgeschrieben. Von ihnen ist nur zu erfahren, was antike Autoren uns wissen lassen. Und was archäologische Grabungen zutage gebracht haben: Mauerreste, Verteidigungswälle, Grabfunde, Waffen, Werkzeuge.

Auch die Schlacht zwischen Caesar und Vercingetorix hat Spuren an den Hängen des Mont Auxois, auf dem Alesia einst lag, hinterlassen. Luftbilder zeigen Reste von Gräben und Verschanzungen.

Etwa 30 Tage sind seit Beginn der Belagerung von Alesia verstrichen. Inzwischen haben die in der Stadt eingeschlossenen Bürger und Soldaten wohl fast alle Rinder und Schweine geschlachtet; auch die Getreidevorräte gehen allmählich zur Neige. Lange können sie der Belagerung nicht mehr standhalten. Und schon werden Stimmen laut, Vercinge-

Etwa 30 Jahre alt ist Vercingetorix zur Zeit des Gallischen Krieges. »Höchster König der Krieger« bedeutet sein Name vermutlich. Er ist ein Adeliger, reich und mächtig. Mehr als 20 Goldmünzen mit seinem Porträt sind erhalten geblieben. 1869 malt François Ehrmann den mittlerweile als mythischen Ahnherrn der Grande Nation verehrten Keltenfürsten wie einen strahlenden Sieger

torix müsse einen Ausfall wagen. Andere fordern erschöpft die Kapitulation.

Ein hoch angesehener Averner dagegen will die Stellung halten – und rät, so berichtet Caesar, „sich vom Fleisch derer“ zu ernähren, „die ihres Alters wegen zum Krieg untauglich scheinen“.

Doch Vercingetorix schickt stattdessen alle Alten, Kranken, Frauen und Kinder aus der Stadt, um seine Truppen noch etwas länger ernähren zu können.

Erst nach weiteren qualvollen Tagen sehen die Belagerten ein riesiges Heer aus Alesia zumarschieren: das von ihnen herbeigeschante Entsatzheer.

Etwa 1,5 Kilometer vom äußeren Wall der Römer entfernt errichten die Truppen auf einer Anhöhe ihr Lager. Am nächsten Tag rücken ihre Reiter zur Schlacht in die Ebene aus. Andere keltische Krieger besetzen die Abhänge des Hügels. Nun schöpfen die Belagerten, die auf den Mauern Alesias zusammengeflohen sind, wieder Hoffnung.

Vercingetorix führt seine Männer aus der Stadt. Immer lauter werden die Schlachtrufe der gallischen Krieger – ihre Kampfgesänge, ihr Brüllen, Heulen, das rhythmische Schlagen mit den Waffen, das markerschütternde Getöse der Drachentrompete.

Caesar lässt seine Soldaten ihre Posten auf beiden Befestigungswällen einnehmen. Dann schickt auch er seine Reiter in die Ebene, um die Schlacht zu eröffnen.

Gaius Iulius Caesar ist einer der begabtesten römischen Politiker seiner Generation – und der wohl skrupelloseste. Er stammt aus einem der ältesten römischen Adelsgeschlechter und ist hochgewachsen, von hagerer Gestalt, dunkeläugig. Porträts, die zu seinen Lebzeiten entstehen, zeigen ihn mit in





der Stirn gelichtetem Haar. Er leidet unter Kopfschmerzen und gelegentlichen epileptischen Anfällen. Jahrelang hat Caesar die Geschicke Roms mitgestaltet. Es war ein langer innenpolitischer Kampf – und ein kostspieliger.

Denn nur die mächtigsten und reichsten Aristokraten können es sich leisten, eine große Wählerschar an sich zu binden, um so politisch Karriere zu machen. Sie müssen prächtige Spiele und opu-

lente Gastmähler ausrichten, Getreide und Geld unter den Wählern verteilen, dann endlich eine Provinz erhalten, der sie in kürzester Zeit einen märchenhaften Reichtum abpressen können, um sich zu sanieren – und um bei der Rückkehr für weitere Wahlkämpfe ausgestattet zu sein. Schulden macht wohl jeder, der Karriere machen will. Aber keiner so hemmungslos wie Caesar.

63 v. Chr. setzt der 37-Jährige sich bei der Prätorienwahl durch, zum zweithöchsten Amt im Staate. Auf etwa 25 Millionen Sesterzen belaufen sich da seine Schulden – das ist ein Zehntel

der Einkünfte, die der Staat alljährlich aus seinem gesamten Weltreich zieht.

Drei Jahre später wird Caesar zum Konsul gewählt – das höchste Amt Roms. Gegen den Einspruch seines Amtskollegen, des zweiten, gleichberechtigten Konsuls, lässt der neue starke Mann von der Volksversammlung Gesetze verabschieden – und bringt damit viele einflussreiche Bürger sowie die Mehrheit der Senatoren gegen sich auf, weil nach



Caesar braucht um 58 v. Chr. einen großen Krieg, um innenpolitische Gegner zum Schweigen zu bringen. Deshalb überfällt er mit etwa 35.000 Soldaten Gallien. Seiner Strategie der verbrannten Erde fallen fast eine Million Menschen zum Opfer. Adolphe Yvon zeigt den genialen Befehlshaber 1875 als »Herrn der Welt« im verwüsteten Gallien

Römern und Kelten. Nur den Männern aus dem Norden ist es einst gelungen, im Jahr 387 v. Chr., die Stadt am Tiber zu erobern – eine Niederlage, die die Römer nie verwunden haben. Seither sehen sie in den Kelten eine gefährliche Macht jenseits der Alpen, eine Bedrohung ihrer Sicherheit, und sie fürchten den *furo gallicus*, die gallische Raserei.

Zur Zeit Caesars leben die Kelten hauptsächlich in weiten Teilen des heutigen Frankreichs, dazu in den deutschen Gebieten westlich des Rheins sowie vereinzelt noch in Süddeutschland. In diese Gegend sind die Römer bislang nie militärisch vorgestossen, über sie wissen sie kaum etwas. Hier Krieg zu führen bedeutet aus römischer Perspektive, heroische Feldzüge in unbekannten wilden Gegenden zu wagen: Heldenstatuen am Rande der bewohnten Welt.

„Gallia Comata“, das haarige Gallien, nennen die Römer den von ihnen noch nicht eroberten Teil Galliens wegen seiner Bevölkerung: wohl größer gewachsen als die Römer, mit blässer Haut, breiten Schnauzbärten, oft blonden oder rötlichen Haaren, die sie mit Kalkwasser zu einer Igelfrisur versteiften.

Für die Römer sind die Kelten der Inbegriff des Barbarischen: jähzornig, rauflustig und kriegslüstern – eine Räuberbande, die Menschen opfert und gefallenen Feinden die Köpfe abtrennt, um sie einbalsamiert als Trophäen über ihren Haustüren zur Schau zu stellen.

Lange vor Caesars Soldaten sind bereits furchtlose römische Kaufleute in das freie Gallien aufgebrochen. Ab etwa 120 v. Chr. handeln die Kelten immer intensiver mit der mediterranen Welt. Auf Flüssen und auf dem Landweg werden Waren von der Kanalküste bis zum Mittelmeer transportiert. Die Straßen

ihrer Auffassung diese Gesetze rechtswidrig beschlossen worden sind.

Für die Zeit nach Ablauf seiner einjährigen Amtszeit lässt sich Caesar deshalb als Prokonsul das Kommando über die Provinzen Illyrien (an der Ostküste der Adria) und das ehemals keltische Oberitalien, die „Gallia Cisalpina“ (Gallien „diesseits“, aus römischer Sicht, also südlich der Alpen; siehe Karte Seite 144) übertragen. In den Provinzen genießt er

Immunität und ist vor den römischen Gerichten erst einmal sicher.

Da stirbt überraschend der Statthalter der westlich der Alpen gelegenen Provinz „Gallia Transalpina“, die von den Pyrenäen bis zu den Südwestalpen reicht. Caesars Vollmachten werden erweitert. Wahrscheinlich hofft er jetzt auf eine Gelegenheit, sich durch einen militärischen Erfolg höheres Ansehen beim Volk zu verschaffen, denn nördlich der neuen Provinz liegt das freie Gallien: das Land, in dem die Kelten leben.

Schon lange besteht eine immer wieder aufflackernde Feindschaft zwischen

Für die Römer sind die Kelten Barbaren: jähzornig, rauflustig und undiszipliniert. Deren Heere bestehen aus wilden Kriegern, die den Zweikampf suchen – um ihren Ruhm zu mehren. Der Mannschaftsgeist der römischen Legionen ist ihnen fremd. Ihren Feinden trennen sie die Köpfe ab und nageln sie über ihren Haustüren fest (Evariste Luminalis, 1896)

sind teilweise befestigt, Brücken überspannen manche Flüsse. 30 bis 50 Kilometer trennen jeweils zwei Raststätten oder Umspannorte. An Grenzübergängen, Brücken, Furten oder Fähren müssen hohe Zölle an den keltischen Adel entrichtet werden.

Die Römer importieren aus Gallien Getreide, Eisen, Felle und Holz – vor allem aber Sklaven, die auf Raubzügen gegen andere Stämme erbeutet wurden. Im Gegenzug führen die Kelten bevorzugt Wein ein: das Symbol für Wohlstand und Ansehen.

Für dieses Luxusgut zahlen die keltischen Aristokraten ein Vermögen – der Gegenwert für eine Amphore ist ein Sklave, so eine römische Quelle.

Die meisten Kelten leben auf Gehöften oder in dörflichen Siedlungen. Größere Orte liegen in Ebenen, an schiffbaren Wasserwegen, neben Häfen und Furten und dienen oft als Handelsposten. Sie beliefern das Umland, sind Zwischenstation im Fernhandel und versorgen befestigte Städte wie Alesia oder Bibracte im Burgund etwa mit Eisen.

Politisch ist Gallien zerrissen in mehr als 60 Stämme. Vielleicht zehn Millionen Menschen leben hier. Es ist eine labile Welt häufig wechselnder Bündnisse, immer neu aufflammender Auseinandersetzungen, ständiger Kleinkriege und Raubzüge.

Zu der Zeit, als Caesar in Gallien erscheint, werden wohl die meisten keltischen Stämme von jeweils mehreren Aristokraten regiert, deren Einfluss sich nach Abstammung, Landbesitz und der Zahl ihrer Gefolgschaft bemisst. Ihren Gefolgsleuten gewähren die einzelnen Adeligen Schutz, dafür sind die ihren Herren zu Diensten verpflichtet.

Deshalb weiten sich Streitigkeiten der Adeligen häufig zu Fehden innerhalb der Stämme aus – vor allem, wenn sich ein mächtiger Herr zum König proklamieren lässt. Durch Caesars „De bello Gallico“ ist etwa bekannt, dass der Vater von Vercingetorix einst versucht hat, sich zum Herrscher der Averner

zu erheben, und dafür von Angehörigen seines Stammes getötet wurde.

Diese Uneinigkeit sowie die sich häufig verschiebende Machtbalance zwischen den keltischen Gruppierungen wird zunächst zu Caesars entscheidendem Vorteil – denn ein gemeinsamer Widerstand scheint ausgeschlossen.

Bevor der Exkonsul nach Gallien aufbrach, hat sich die römische Politik zumeist darauf beschränkt, die Provinz Gallia Transalpina, deren Nordgrenze im Rhônetal verläuft, vor der barbarischen Welt des keltischen Norden zu schützen. Ernsthaftige Schwierigkeiten hatte es nie gegeben, da Roms Statthalter es stets vermieden hatten, sich in die Querelen der Gallier hineinziehen zu lassen.

Auch Caesar hat keinen Auftrag zur Eroberung, nicht einmal die Vollmacht: Denn ohne Erlaubnis des Senats darf kein Statthalter einen Krieg anfangen.

Zu seinen Aufgaben gehört vor allem die Ausübung der höheren Gerichtsbarkeit und die Verteidigung der Provinz gegen Angriffe. Jenseits seiner Provinz darf ein Statthalter nur dann eingreifen, wenn er mit einer Attacke Rom oder seinen Verbündeten schützt.

Doch Caesar braucht einen Krieg. Eine militärische Leistung, die schwerer wiegt als seine Verfehlungen als Konsul. Einen Erfolg, der seine Gegner zum Schweigen bringt. Denn es geht um seine politische Existenz.

Ende März 58 v. Chr. bietet sich ihm ein Anlass. Bedrängt von germanischen Kriegern, verlassen der keltische Stamm der Helvetier und seine Verbündeten ihre Wohnsitze in der heutigen Schweiz, um sich im Südwesten Galliens niederzulassen. Sie haben ihre Siedlungen verbrannt und brechen nach Westen auf.

Die Marschroute führt durch die römische Provinz, die sie bei Genava betreten wollen. Schon bald stehen sie an der Rhône und bitten den hastig







herbeigeelten Statthalter um Erlaubnis, friedlich durch die Provinz zu ziehen. Caesar aber lässt Straßen und Rhôneübergänge sperren.

Die Helvetier wenden sich nun nach Norden, um einen Weg durch das freie Gallien zu suchen. Daraufhin entscheidet Caesar, nicht mehr ihr Weg sei eine

Gefahr für Rom, sondern ihr Ziel. Schließlich plane dieser kriegerische Stamm, sich nahe an der Grenze seiner Provinz niederzulassen.

Mit sechs Legionen sowie Hilfskräften und Kavallerie, insgesamt vielleicht 35 000 Soldaten, marschiert er ins freie Gallien ein und verfolgt den Treck der Helvetier. In einer einzigen Schlacht zerschlägt er im Juni 58 v. Chr. den Stamm fast vollkommen. Die Verluste, auch unter Frauen und Kindern, sind

hoch. Die meisten Überlebenden schickt Caesar in ihre alten Siedlungsgebiete zurück, andere versklavt er. Glaubt man seinen Angaben, kehren von 368 000 Menschen nur 110 000 zurück.

Nach der Niederlage der Helvetier erstreckt sich sein Einflussgebiet im Norden bis zum Rheinknie bei Basel,



Caesars Soldaten plündern
Felder und Speicher, brennen
Dörfer und Städte nieder – ver-
sklaven oder ermorden Kinder
und Frauen, die hier im Bild des
Franzosen Auguste Barthélémy
Glaise (1851) aber selbst in
größter Bedrängnis stolz und
unbeugsam bleiben

Doch spätestens im Winter sind seine
wirklichen Absichten für die Kelten
offenkundig. Denn Caesar führt seine
Truppen auch zu Beginn der winter-
lichen Kampfpause nicht in seine Pro-
vinz, sondern lässt sie im eroberten Ge-
biet des freien Gallien zurück.

Damit macht er deutlich, dass er die
Region behaupten will – auch ohne Zu-
stimmung des Senats.

Immer wieder findet er in den nächs-
ten Jahren Vorwände, um gegen die Völ-
ker der Region vorzugehen. Aus einer
Verteidigungsallianz, die die im Norden
Galliens lebenden Stämme der Belger
Anfang des Jahres 57 v. Chr. gegen ihn
schließen, macht Caesar prompt eine
Verschwörung gegen Rom, die es abzu-
wehren gebe. Ein Feldzug erzeugt so den
nächsten. Ohne Auftrag beginnt Caesar
eine Offensive, so ambitioniert wie kein
römischer Feldherr zuvor.

Für diese Attacken hebt er weitere
Legionen aus. Zahlreiche Kelten schlie-
ßen sich ihm als Verbündete an, führen an
seiner Seite Krieg, stellen die Reiterei.
Denn es ist vorteilhafter, auf der Sei-
te des Siegers zu stehen: Wie die römi-
schen Soldaten erringen die keltischen
Krieger Ruhm und Vermögen.

Auch Vercingetorix gehört offenbar
eine Zeit lang zum engeren Kreis um
Caesar – entweder an der Spitze von
Hilfstruppen oder im näheren Umkreis
Caesars, unter den *contubernales*, den
„Zeltgenossen“: jungen Leuten aus dem
Adel Roms und Galliens, die zu Caesar
kommen, um sich ausbilden zu lassen
und erste Erfahrungen im Führen von
Kriegen zu sammeln.

Zwar sind sie in einer Kultur aufge-
wachsen, in der Krieg und der persönli-
che Mut der Adeligen die zentrale Rolle
spielen. Doch die Kunst der Taktik und
Strategie, auf die sich die Römer verste-
hen, ist deutlich raffinierter und militärisch
effizienter als es die Stammes-
kriege der Kelten sind.

Bei deren Auseinandersetzungen ste-
hen sich in der Regel wohl nur ein paar
Hundert Männer gegenüber – es sind
meist keine großen Kriege um Land,
sondern Raubzüge gegen Nachbarn, um
Getreide, Vieh, Gold und Sklaven. Und
um die abgetrennten Köpfe der Gegner.
Mit diesen Raubzügen können die Kriegs-
herren ihre Tapferkeit unter Be-
weis stellen, Reichtümer erbeuten – und
ihre Kämpfer entlohnen.

Kriegerischer Erfolg ist für den kelti-
schen Adeligen – neben Grundbesitz und
Kontrolle über den Handel – ent-
scheidende Voraussetzung für Ansehen,
Macht und Wohlstand. Sein Reichtum ist
sein Gefolge; seine Sklaven und Bau-
ern, die in Friedenszeiten für ihn im
Haus und auf dem Feld arbeiten, im
Krieg als Fußtruppen mit ihm in den
Kampf ziehen.

Doch sie haben keine Ausbildung und
oft nur wenig Erfahrung. Zudem fehlt
den keltischen Armeen die Logistik, um
den Nachschub und die Versorgung
ihrer Truppen sicherzustellen. Wenn
eine Schlacht nicht schnell entschieden
ist, müssen sich Armeen auflösen, weil
ihnen Nahrung, Waffen und ausgeruhte
Krieger fehlen. Caesar berichtet, dass er
mit einem großen Keltenheer allein da-
durch fertig wurde, dass er wartete, bis
die Krieger hungrig waren und abzogen.

Nur selten gelingt es keltischen Trup-
pen, den disziplinierten, erfahrenen und
gut ausgerüsteten Legionen standzuhal-
ten – seltener noch, sie zu schlagen.

Die Macht der römischen Armee
liegt in der Stärke ihrer Formationen,
basiert auf Mannschaftsgeist, Disziplin
und Training. Römische Soldaten kön-
nen auch ohne ihren Feldherrn eine
Schlachtroutine bilden. Sie tragen einen
einfachen Helm aus Bronze und einen
Kettenpanzer. Der große Schild, das *scutum*,
garantiert zusätzlichen Schutz. Die
wichtigsten Waffen sind der Wurfspieß,
pilum, und das kurze Schwert, *gladius*.

Damit ist jeder Legionär so gut aus-
gerüstet wie nur die Wohlhabendsten
unter den keltischen Kriegern.

Die Mehrzahl der von den Adeligen
ausgerüsteten Kelten kämpft ohne Leib-
panzerung, geschützt allein durch ihren

im Westen nahezu bis zur oberen Loire.
Noch kann Caesar erklären, er habe ei-
nen gefährlichen Krisenherd beruhigt.

Doch nach dem Sieg zieht er seine
Truppen nicht aus Gallien ab, sondern
führt sie nach Norden, um dort siedelnde
Germanen zu vertreiben – angeblich
auf Bitten keltischer Adeliger.

Schild. Keltische Heere bestehen aus Einzelkämpfern und sind nicht wie die Legionäre auf Mannschaftsgeist und Zusammenhalt gedrillt. Denn für die keltischen Adeligen zählt der persönliche Mut, sie zeigen ihren Wert, indem sie allein kämpfen, nicht mit anderen.

Zudem bevorzugen sie die offene Schlachtdisposition. Um ihre großen Stoßspeere und die langen Hieb- und Schwerter zu schwingen, brauchen sie viel Platz. Wenn sie dagegen im Handgemenge zusammengedrängt werden, können sie ihre Schwerter nicht richtig einsetzen und sind verwundbar für die kurzen Stoßschwerter der Legionäre.

Mit einer regulären römischen Armee können sie deshalb kaum konkurrieren.

Der Krieg lastet schwer auf Gallien. Die besiegten Stämme müssen Tribut entrichten und Soldaten für Caesars Armee stellen; und dort, wo die Legionen den Winter über lagern, haben Stämme sie mit Weizen, Fleisch und Geld zu versorgen. Tausende Kelten verhungern, weil Ernten beschlagnahmt werden.

Nach fünf Jahren scheint Gallien endgültig erobert. Caesar schlägt zwar noch einzelne Aufstände nieder und befiehlt blutige Strafexpeditionen. Dazu lässt er Gebiete in Planabschnitte aufteilen und durchkämmen. Den Stamm der Eburovnen etwa lässt er „mit Stumpf und Stiel“ ausrotten, wie er schreibt. Im Herbst des Jahres 53 v. Chr. kehrt er in seine norditalienische Provinz zurück. Die Legionen hat er im Nordosten Galliens stationiert, dort, wo er am ehesten Unruhen erwartet.

Doch nicht von dort kommt die Gefahr, sondern aus der Mitte Galliens – einer Region, in der Römer verlässliche Verbündete haben, wie sie glauben.

In diesem Gebiet siedeln Stämme wie die Averner des Vercingetorix, die durch jahrzehntelangen Handel mit Römern wohlhabender sind als die Bewohner anderer Regionen Galliens.

Vercingetorix

scheidet Caesar die

Nachschubwege

ab und jagt römische

Verteidigungstrupps

Sie haben lange mit Caesar sympathisiert. Doch nun ist ihnen bewusst, dass die Römer Gallien nicht wieder verlassen wollen. Unerträglich ist für sie die Fremdherrschaft des Exkonsuls, der die keltischen Traditionen missachtet. Selbst Stammesfehden verbietet er, sodass die Gallier nur noch als Bundesgenossen des Besetzers Ruhm und Ehre erringen können.

Und so werden Roms keltische Vasallen einer nach dem anderen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, abtrünnig.

Der große Aufstand beginnt Anfang des Jahres 52 v. Chr. im Stammesgebiet der Carnuten (im heutigen Zentralfrankreich). Es ist eine symbolische Region.

Hier liegt der wohl heiligste Ort Galliens, an dem einmal im Jahr aus allen Teilen des Landes die Druiden zusammenkommen – jene Priester, die Hüter der Stammestraditionen sind sowie Richter, Wahrsager, Astronomen und Gottesmittler. Hier wählen sie aus ihren Reihen einen obersten Druiden, hier schließen sie Streitigkeiten zwischen den Stämmen.

Die Carnuten starten die Rebellion, als sie die Stadt Cenabum angreifen, das heutige Orléans, und dort ansässige römische Kaufleute töten. Das ist das Fanal für weitere Gallier – vor allem für die Averner. Dieser Stamm, dessen Gebiet in der Auvergne liegt, war seit Beginn des Krieges strikt neutral. Doch nun schart Vercingetorix die Gegner Caesars um sich, die den jungen Adeligen zum König proklamieren.

Er schickt Gesandte zu den Senonen, Parisiern, Pictonen, Cadurcern, Turonen, Aulercern, Lemovicern sowie allen Stämmen am Atlantik und bewegt sie zum Anschluss. Auch Vercingetorix

selbst reist umher und ist offenbar mitreisend. „Einstimmig wurde ihm der Oberbefehl übertragen“, schreibt Caesar.

Bis dahin haben seine Legionen während ihrer Feldzüge meist gegen einzelne, nur selten gegen mehrere Stämme gleichzeitig kämpfen müssen. Vercingetorix aber schafft nun, was vor ihm niemandem gelungen ist: fast alle der rivalisierenden keltischen Stämme unter einer Führung zu sammeln und so eine große Koalition gegen Caesar zu bilden.

Erfordert von allen verbündeten Völkern Geiseln, um sich ihrer Loyalität zu versichern, befiehlt Soldaten zu stellen, und setzt genau fest, wie viele Waffen jeder Stamm beizusteuern hat. Er verbindet, wie Caesar berichtet, „höchste Gründlichkeit mit größter Strenge in der Ausübung seines Oberbefehls“.

Von Beginn an fordert der Keltenführer strenge Disziplin und setzt deshalb drakonische Strafen fest. Bei größeren Delikten droht der Tod durch Folter, bei geringeren sollen den Delinquenten die Ohren abgeschnitten oder ein Auge ausgestochen werden. So werden sie in ihre Heimat zurückgeschickt, damit jeder sehen kann, wie ernst der Kampf ist.

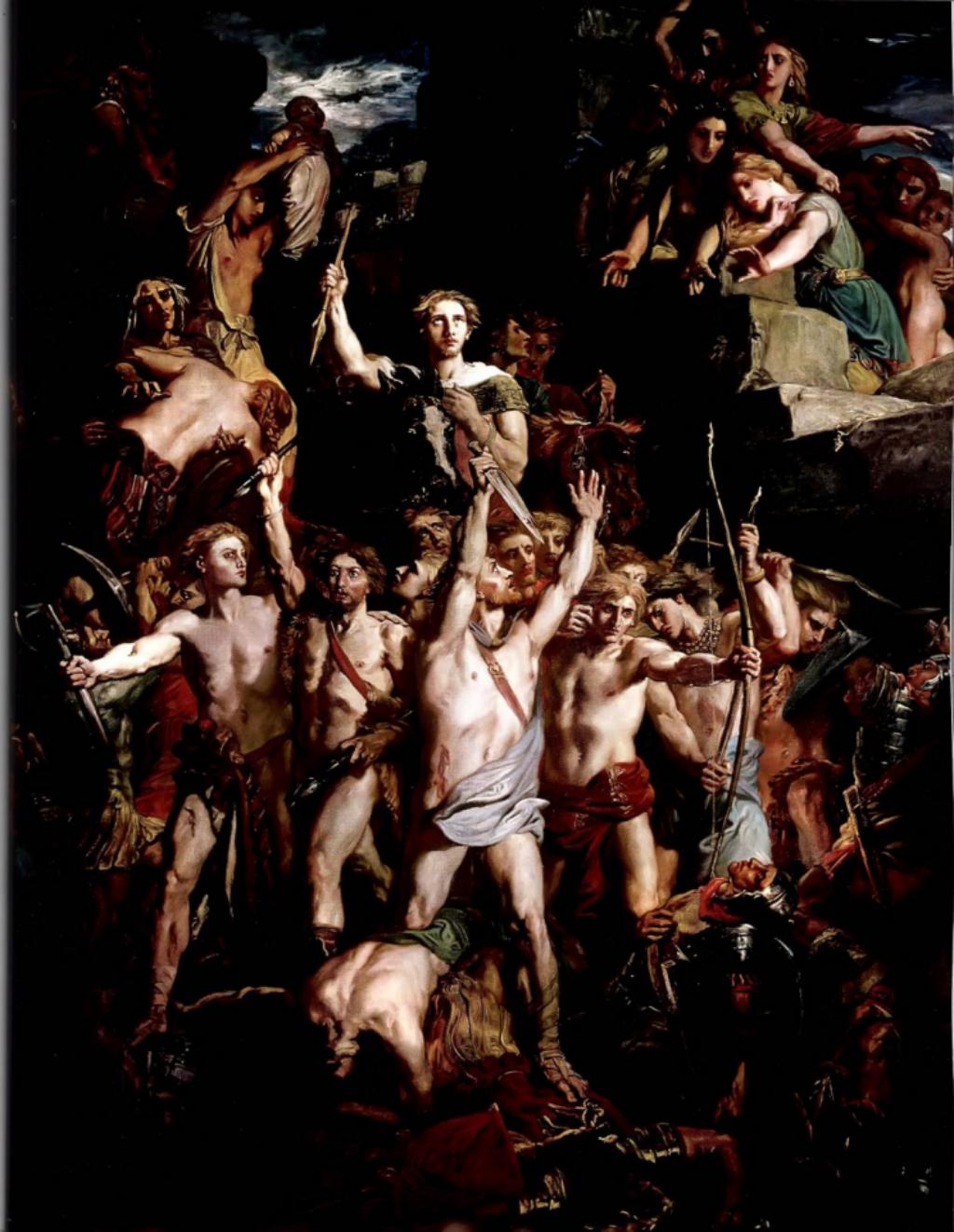
Die Nachricht vom Aufstand zwingt Caesar, aus seiner norditalienischen Provinz zurückzukehren. Scheitert seine galische Eroberung, wird er als Politiker untergehen.

Als er die Provinz Gallia Transalpina erreicht, ist es Anfang Februar, tiefer Winter. Aus Italien hat er frische Soldaten mitgebracht, nun lässt er auch hier mehrere Tausend Mann rekrutieren und sichert mit dem Großteil der Kämpfer in aller Eile die römische Besitzung.

Dann wagt er mit nur wenigen Legionären einen unerwarteten Marsch: Mit-

Als im sechsten Jahr des Krieges Caesars Angriff auf die Stadt Gergovia scheitert, feiern die Kelten Vercingetorix als Sieger (Théodore Chassériau, um 1854).

Jetzt wagt der Heerführer, was er bis dahin stets vermieden hat: die offene Feldschlacht. Er greift mit seinen Kriegern die römische Armee an, um ihr den entscheidenden Schlag zu versetzen



ten im Winter überquert er die tief verschneiten Cevennen im Süden des heutigen Frankreichs. Bis zu zwei Meter Schnee müssen seine Soldaten beiseiteräumen.

Völlig überraschend steht Caesar plötzlich im Land der Averner, im Rücken von Vercingetorix, und lässt es verwüsten, um den Keltenführer - der gerade dabei ist, mit seinen Truppen einen noch zögernden Stamm in die antirömische Koalition zu zwingen - so zum Rückzug in seine Heimat zu bewegen.

Doch das ist nur ein Ablenkungsmanöver: Tatsächlich will sich Caesar dem Kelten erst zum Kampf stellen, wenn er seine Truppen bei Agedincum aus den gallischen Winterlagern zusammengezogen hat.

So weicht er dem zurückmarschierenden Vercingetorix nun aus und zieht etwa 300 Kilometer nach Norden, wo sich schon bald eine schlagkräftige römische Armee sammelt (siehe Karte Seite 144).

Jetzt verfügt der Römer über zwölf Legionen mit Hilfstruppen: Das sind schätzungsweise mehr als 50 000 Kämpfer. Zusammen mit der Gefolgschaft in Tross ist der Zug vermutlich sogar doppelt so stark, denn zu jeder Legion gehören Knechte, die beim Lagerbau eingesetzt werden und Lasten tragen müssen, ferner Treiber, Sklaven sowie Männer, die sich um das Gepäck kümmern, zudem Lasttiere, die es transportieren oder die Kriegsmaschinen ziehen.

Den Zug begleiten Händler, die sich ein großes Geschäft mit Sklaven und Beute erhoffen, Prostituierte und Wahrsager. Sie alle müssen ernährt werden.

Deshalb entscheidet sich Vercingetorix, der mit seinen schlecht ausgerüsteten Truppen weder eine offene Feldschlacht wagen noch die keltischen Städte schützen kann, für eine Strategie der kurzen Stiche und der verbrannten Erde.

Er schneidet Caesar die Nachschubwege ab und jagt unermüdlich die römischen Versorgungsstruppen, die Vorräte auf keltischen Gehöften einfordern. Der Krieg wird so zum Kampf um Nachschub und Proviant.

Gleichzeitig lässt Vercingetorix viele Orte, Gehöfte und Dörfer in Brand setzen. In dem durch Feuer und Schwert verwüsteten Land soll der Eindringling durch Hunger und Verzweiflung zum Rückzug gezwungen werden.

Caesar zieht mit seinen Legionen derweil durch Zentralgallien und belagert die großen Städte, um die dort gehorteten Vorräte in seine Hände zu bekommen. Anschließend lässt auch er Siedlungen zerstören, „um keine Feinde hinter sich zurückzulassen“, wie er schreibt.

Für die Leser von Caesars „De bello Gallico“ ist Gallien ein fernes, exotisches und unbekanntes Land, bewohnt von scheinbar unzivilisierten Stämmen mit verwirrend klingenden Namen. Deshalb vereinfacht er in seinem Buch vielfach das komplizierte Kriegsgeschehen, konzentriert etwa den gallischen Widerstand auf eine einzelne Person, auf Vercingetorix, reduziert das zersplitterte Kampfgeschehen des Jahres 52 v. Chr. vor allem auf drei Orte: Avaricum, Gergovia und Alesia.

Im Frühjahr steht Caesar vor Avaricum, dem heutigen Bourges, der größten und am stärksten befestigten Siedlung im Gebiet der Bituriger. Die Speicher sind voller Lebensmittel.

Gegen den dringenden Rat von Vercingetorix haben die Einwohner ihre Stadt nicht zerstört. Sie ist durch Flüsse und Sumpfe geschützt. Der einzige, enge Landzugang ist durch eine gewaltige Verdigungsmauer versperrt.

Darauf vertrauen ihre Bewohner.

Es ist Ende März, und der Frühling ist noch nicht eingekommen. Starke Regengüsse, Wind und Schnee setzen den Legionen zu. Frierend und hungrig errichten Caesars Männer einen Damm. Über hölzerne Laufsteg wird er aufgeschüttet und durch Balken gestützt. Nach 25 Tagen ist er 110 Meter breit und 27 Meter hoch und erreicht fast die Stadtmauer.

Zudem lässt der Feldherr zwei Belagerungstürme bauen - Holzkonstruktionen auf Walzen, etwa so hoch wie die Mauern Avaricums. Im unteren Teil dieser Türme befinden sich wahrscheinlich schwere Mauerbrecher, oben sind Geschütze aufgestellt und Stege zum Eintreten der Befestigung vorbereitet.

Bei schwerem Sturm und peitschendem Regen, als nur wenige keltische Posten auf der Mauer stehen, lässt Caesar seine Truppen angreifen. Denen, die vorstürzen, die Mauern ersteigen, verspricht er eine Belohnung. Von mehreren Seiten stürmen sie nun voran, erklimmen fast ohne Widerstand die Befestigung.

Unter dem Ansturm fällt die Stadt. Die Römer töten die meisten Einwohner, von 40 000 Menschen sind angeblich nur etwa 800 entkommen. Niemand unter den Galliern soll nun mehr daran zweifeln, wer Herr in ihrem Land ist.

Vercingetorix, der in der Nähe der Stadt lagert, zieht sich nach Gergovia zurück, der Hauptstadt der Averner.

Die Niederlage schwächt seine Autorität nicht. Im Gegenteil - schließlich hatte er zuvor ja die Zerstörung der Stadt verlangt, damit sie nicht in die Hände der Feinde falle. Es gelingt ihm, neue Truppen aufzustellen, um die Verbündete zu ersetzen.

Caesar erwartet jetzt wohl einen raschen Sieg. Er teilt seine Truppen und überträgt einem Legaten die Aufgabe, weiter im Norden siedelnde Verbündete von Vercingetorix anzugreifen. Er selbst folgt dem Keltenführer, zieht mit nur noch sechs Legionen nach Süden und belagert Gergovia.

Doch keltische Krieger halten die Hänge rings um die auf einer Anhöhe gelegene Stadt besetzt, sodass die Römer sie nicht gefahrlos umschließen können. Und die Verteidiger sind nahezu unangreifbar. Deshalb scheitert der entscheidende Angriff auf Gergovia. Mehr als 700 Legionäre kommen dabei um. Caesar entscheidet sich für den Rückzug.

Das ist der Moment, in dem sich auch die Haeduer, seine wichtigsten keltischen Verbündeten, dem Aufstand anschließen. Sie rauben den Besitz römischer Bürger, ermorden zahlreiche Händler. Zudem wollen sie die Führung der Kelten im Kampf gegen die Römer an sich reißen.

Doch die zu einem gesamtgalloischen Kriegsrat zusammengerufenen Stammesoberen bestätigen Vercingetorix als Befehlshaber. Und der bekräftigt die Strategie der verbrannten Erde. Dann

Nach der Kapitulation der Gallier im Sommer 52 v. Chr. wird Vercingetorix nach Rom gebracht und dort jahrelang eingekerkert, bis ihn Caesar in einem Triumphzug dem Volk präsentiert – in Ketten. Wenige Stunden später lässt er den früheren Gegner erdrosseln (Felix Joseph Barrias, 1847)

befiehlt er mehreren Stämmen, in die Provinz Gallia Transalpina einzufallen, um Caesar so zu zwingen, seine Heimatbasis zu verteidigen.

Zum ersten Mal seit Beginn der Kämpfe ist der Römer in der Defensive: fast ohne Hilfstruppen, mit nur wenigen Reitern in einem feindlichen Land. Der Weg nach Süden ist abgeschnitten; keinerlei Verstärkung kann ihn erreichen. Die römische Herrschaft scheint am Ende, der Krieg, ganz Gallien verloren.

Caesar steht vor einer schweren Entscheidung. Befiehlt er den Rückzug in die Gallia Transalpina, um die bedrohte Provinz zu schützen, sind die im Norden kämpfenden Legionen verloren.

Ordnet er den Marsch nach Norden an, um sich mit den dort stehenden Truppen zusammenzuschließen, riskiert er den endgültigen Verlust aller Versorgungslinien.

Caesar entscheidet sich zunächst für den Weg nach Norden, zu seinen restlichen Legionen. Da er aus seiner Provinz keine Verstärkung mehr bekommen kann, heuert er bei den Germanen eine schlagkräftige Kavallerie an. Im Sommer 52 vereinigen sich Caesars Truppen, und er marschiert mit mehr als 45 000 Mann erneut nach Süden.

Vercingetorix erwartet ihn schon. Da er Caesars Rückzug für eine überstürzte Flucht hält, wagt der gallische Heerführer, was er bisher stets vermieden hat: die offene Schlacht. Er greift mit seinen Kriegern die römische Armee an, um ihr einen letzten schweren Schlag zu versetzen. Doch die Legionäre, unterstützt durch die germanischen Reiter, wehren den Angriff ab.

Der Keltenführer und seine Krieger ziehen sich nach Alesia zurück, die dort lebenden Mandubier nehmen sie auf.





Nach ihrem Sieg bauen die Römer Wasserleitungen und Tempel in Gallien (Bildhintergrund). Unter römischer Herrschaft wird auf den Märkten nun immer häufiger Latein gesprochen. Bald müssen auch die Bauern die Sprache der Eroberer lernen, um weiterhin Getreide oder Tuche verkaufen zu können (Octave Penguilly-L'Haridon, 1870)

Hier hofft Vercingetorix, den nachrückenden Feind so wie in Gergovia schlagen zu können.

Hier soll die Entscheidung fallen.

Tags darauf steht Caesar vor Alesia und beginnt die Stadt auf dem Hügel einzuschließen. Seine Männer schaufeln Gräben, besorgen Baumaterial und Vorräte für 30 Tage. Holz wird geschlagen. Es gibt nur wenig Wald rund um Alesia, stattdessen Gehöfte, Weideflächen, Hecken und Getreidefelder.

Bald sind alle Bäume in der näheren Umgebung gefällt, und den Römern

bleibt nichts anderes übrig, als das Holz aus mehreren Kilometer entfernten Wäldern herbeizuschaffen.

Allein für die Türme des Belagerungsringes müssen mehr als 6000 Bäume geschlagen werden.

Doch noch ist der Kontakt zur Außenwelt nicht vollständig unterbrochen. Vercingetorix schickt Reiter los, um Hilfe zu holen. Sie sollen die Stämme Galliens auffordern, alle Wehrfähigen zu den Waffen zu rufen und heranzuführen.

Dann bleibt dem Eingeschlossenen nur noch zu warten – während die Nahrung immer knapper wird. Die Truppen des Entsatzaheeres zu sammeln hat länger gedauert als erwartet.

Doch schließlich marschiert eine gewaltige Streitmacht auf Alesia zu: Insgesamt wohl 50 000 Krieger und Reiter aus allen Teilen Galliens kommen Vercingetorix und seinen vermutlich 20 000 eingeschlossenen Kriegern zu Hilfe. (In „De bello Gallico“ nennt Caesar deutlich größere Truppenstärken – vermutlich, um seinen militärischen Erfolg stärker auszumalen; heutige Historiker zweifeln diese Zahlen an.)

Ihnen stehen die 45 000 Soldaten unter Caesars Führung gegenüber.

Am Morgen nach ihrem Eintreffen ziehen die Reiter aus dem gallischen Lager in die Schlacht.

Auch Caesar sendet seine Kavallerie aus. Die beiden Truppen treffen in der Ebene vor dem äußeren Abwehrring der Römer aufeinander.

Vor den Augen der Heerführer kommt es zum Reitergefecht. Caesar beschreibt, wie die keltischen Angreifer „von allen Seiten den Mut der Ihren durch Geschrei und Kampfersufe“ anstacheln. Sie brüllen und heulen, um die Gefährten anzufeuern.

Auch einige der in Alesia eingeschlossenen Kelten verlassen todesmutig die Stadt und rücken mit verschnürten Bündeln aus langen Ruten vor, die sie während der Belagerung vorbereitet haben. Die Bündel werfen sie in den ersten römischen Graben, um ihn so überqueren zu können; doch da die Zweigbündel nicht ausreichen, füllen sie den Graben mit Flechtwerk und Erde auf.

Draußen vor dem äußeren Wall dauert die Reiterschlacht bis fast zum Son-

Innerhalb nur
weniger Generationen
verlieren die Kelten
ihre Sprache und
ihre Kultur

nenuntergang. Anfangs haben die Kelten die Oberhand. Dann, nach langen, erbitterten Kämpfen, greifen Caesars germanische Truppen wahrscheinlich zum ersten Mal an; die Schlacht wendet sich.

Die keltischen Reiter fliehen in ihr Lager. Und die Belagerten ziehen sich in die Stadt zurück.

Am nächsten Tag herrscht Ruhe; die Kelten außerhalb der Befestigung rüsten zum erneuten Sturm auf die römischen Verteidigungsanlagen.

Sie verbringen den Tag damit, Rutenbündel und Leitern zu fertigen, mit denen sie die Hindernisse übersteigen wollen, sowie Haken, um Brüstungen und den Wall niedierzurütteln.

Um Mitternacht schleichen sie aus ihrem Lager in die Nähe der Verschanzungen. Plötzlich stoßen sie ein gellendes Kriegsgeschrei aus, um die in der Stadt Eingeschlossenen zu alarmieren, und greifen an. In der Stadt lässt Vercingetorix die Drachentrompete blasen, um ebenfalls das Signal zum Aufbruch zu geben und seine Truppen gegen den inneren Wall der Römer zu führen.

Vor dem äußeren Befestigungsring beginnen die Angreifer, Hindernisse mit Rutenbündeln zuzudecken, andere beschießen die auf dem Wall stehenden Römer mit Pfeilen und Schleudersteinen. Die wehren sich mit Steinen, angekohlten Spitzpfählen und bleiernen Kugeln, die sie mit Katapulten und Schleudern in die Dunkelheit feuern.

Viele Gallier geraten in die verdeckten römischen Fußsangeln, einige bleiben dorthängen, andere fallen in die beispielten Gruben. Ihre Verluste werden immer größer, ohne dass es ihnen gelingt, irgendwo durchzukommen.

Als der Morgen dämmert, bricht das Entsatzheer den Angriff ab. Als die Eingeschlossenen erkennen, dass in der Ebene nicht mehr gekämpft wird, ziehen sie sich in die Stadt zurück. Sie haben erneut versucht, die römischen Gräben zu überwinden. Doch wieder sind sie gescheitert und konnten erst gar nicht in die Kämpfe eingreifen.

Zwei Niederlagen haben die Verbündeten von Vercingetorix schon hinnehmen müssen. Aber nun entdecken sie eine Schwachstelle in Caesars Verteidigungssystem. Eine abgelegene Anhöhe im Norden zieht sich so lang hin, dass sie nicht voll in die römischen Linien einbezogen worden ist – der Aufwand wäre zu groß gewesen. Zum Schutz hat Caesar dort zwei Legionen stationiert. Doch deren Lager befinden sich in ungünstiger Lage auf halber Höhe.

Dorthin senden die keltischen Kommandanten der Hilfsarmee mehrere Tausend ausgesuchte Krieger, die als besonders mutig gelten. Es gelingt ihnen bei Nacht, unentdeckt in die Nähe des Gipfels zu gelangen.

Am Morgen greifen sie von der Anhöhe herab die römischen Legionen an. In einer entscheidenden dritten Schlacht wollen sie den römischen Belagerungsring durchbrechen. Mit Wurfgeschossen überfallen sie die Römer. Gleichzeitig stürmt ihre Kavallerie in der Ebene gegen den äußeren Wall.

Und von der Stadt aus lässt Vercingetorix seine Truppe ein drittes Mal mit Bündeln, Stangen und Mauersicheln aussrücken. Diesmal mit Erfolg: Sie überwinden den tiefen Graben und greifen den inneren Wall an.

Alle römischen Schanzwerke werden jetzt gleichzeitig attackiert. Die Kelten müssen die Wälle durchbrechen. Die Belagerten müssen sie halten. Besonders auf dem Hügel wird die Situation für die Römer kritisch, denn die Angreifer haben bereits ihre ersten Verteidigungsanlagen eroberiert.

Doch nun eilt Caesar – im weithin sichtbaren Purpurmantel des Feldherrn – an der Spitze der letzten Reserve den

Bedrängten zu Hilfe. Gleichzeitig erscheint im Rücken der Angreifer die römische Reiterei, die Caesar von einer weniger umkämpften Stelle dorthin gesandt hat. In diesem Augenblick wendet sich die Schlacht.

Panik erfasst die Kämpfer des Entsatzheeres, sie fliehen. Die römischen Reiter schneiden ihnen den Rückweg zum Lager ab und richten ein furchtbares Blutbad an.

Vercingetorix kann nun nichts mehr tun. Er ruft seine Truppen in die Stadt zurück. Seine Verbündeten flüchten, entmündigt durch das Scheitern ihrer Angriffe. Und überlassen die Männer in der Stadt ihrem Schicksal.

Die Schlacht ist verloren. Und der Krieg auch.

S einen verbliebenen Kämpfern in Alesia erklärt Vercingetorix, er habe diesen Krieg nie um seiner eigenen Interessen willen geführt. Nun müsse man sich dem Schicksal beugen.

Mit der Kapitulation erspart er seinen Männern eine noch längere Belagerung, die sie nicht überleben würden. Er stellt seinen Kämpfern frei, ihn tot oder lebendig auszuliefern. Boten werden zu Caesar geschickt.

Auf dem Wall seines Lagers sitzend, verfolgt der Römer, wie die Besiegten in einem langen Zug an ihm vorbeiziehen und ihre Waffen niederlegen.

Später schreibt er darüber: *Vercingetorix deditur, arma proiciuntur* – „Vercingetorix wird ausgeliefert, die Waffen werden gestreckt.“ Der entscheidende Satz in „*De bello Gallico*“ besteht aus gerade mal vier Wörtern.

Der Führer des Aufstandes wirft sich Caesar zu Füßen und streckt seine Hände zum Zeichen der Kapitulation. Er wird in Ketten gelegt.

Den Winter verbringt Caesar in Bibracte, der Hauptstadt der Haeduer. Vercingetorix wird vermutlich in der Nähe gefangen gehalten. Hier arbeitet Caesar an seinen „Commentarii“ über den Krieg. Mit der Erwähnung des Dank-

festes, das Rom ihm gewährt, schließt er seinen Bericht über das siebte Kriegsjahr und den Fall von Alesia ab – seine Leser sollen glauben, der Krieg sei nach dem großen Sieg vorüber.

Doch noch ist Gallien nicht befriedet. An vielen Orten schließen sich Stämme zu regionalen Bündnissen zusammen, um weiter gegen jene Legionen zu kämpfen, die Caesar zum Teil weit von seinem Winterlager entfernt stationiert hat. Noch bis in das Jahr 50 v. Chr. flammen immer wieder Unruhen auf.

Gleichzeitig versucht Caesar, möglichst viele Stämme mit Milde, Freundlichkeit und Geschenken für sich zu gewinnen, um Gallien dauerhaft an Rom zu binden. Zahlreiche Stammesführer, durch die Kämpfe erschöpft, schließen daraufhin Frieden mit ihm.

Vor allem um die Loyalität der mächtigen Haeduer und Averner bemüht sich Caesar; ihnen gibt er bald fast alle Gefangenen zurück. Denn er braucht die Stämme als Stütze der römischen Herrschaft in Gallien.

Dessen Bewohner erlegt er einen jährlichen Tribut von 40 Millionen Sesterzen auf, ein vergleichsweise geringer Betrag – mehr ist aus dem geschundenen Land nicht herauszupressen.

Caesar hat die Landkarte des Imperiums verändert. Er hat die Grenzen Romas bis an den Ärmelkanal und den Rhein verschoben.

Mit der Kriegsbeute saniert er nicht nur seine Finanzen – die Schätze aus Gallien machen ihn so reich, dass er nun selbst große Summen Geldes verleihen kann.

Was sich an Weihgeschenken jahrhundertelang

in den Heiligtümern Galliens zu unerhörten Schätzen aufgetürmt hat, macht Caesar jetzt zu Geld. Gallisches Gold überschwemmt den römischen Markt. Der Goldpreis sinkt um 25 Prozent.

Im Januar 49 v. Chr. fasst der Senat den Beschluss, Caesar abzuberufen, noch ehe er sich um ein neues Konsulat bewerben kann. Er soll als Privatmann, ohne schützendes Amt, nach Rom kommen, damit ihm ein Prozess für Verfehlungen während seines Konsulats gemacht werden kann.

Fast neun Jahre lang hat Caesar eine große Armee befehligt, hat Eroberungen gemacht wie kein Feldherr vor ihm. Nun beginnt er, aus Furcht vor dem Prozess und dem Ende seiner Karriere, einen neuen Krieg, einen Bürgerkrieg um die Macht in Rom. Der fordert Tausende Tote und besiegt schließlich das Ende der Republik als Staatsform.

Vercingetorix, der nach Rom gebracht worden ist, sitzt sechs Jahre lang in einer Gefängniszelle. Dann, Ende September 46 v. Chr., zieht Caesar, der in

Rom mittlerweile als Diktator herrscht, zum Jupitertempel auf dem Kapitol. Dort will er dem höchsten Gott der Römer ein Dankopfer für die Siege der vergangenen Jahre darbringen.

Caesar tritt mit einer Pracht auf, als sei er ein König. Seinem Zug voran tragen lange Kolonnen Beutestücke, Schätze und riesige, auf Holz gemalte Darstellungen seiner siegreichen Schlachten sowie der eroberten Städte, auch von Alesia.

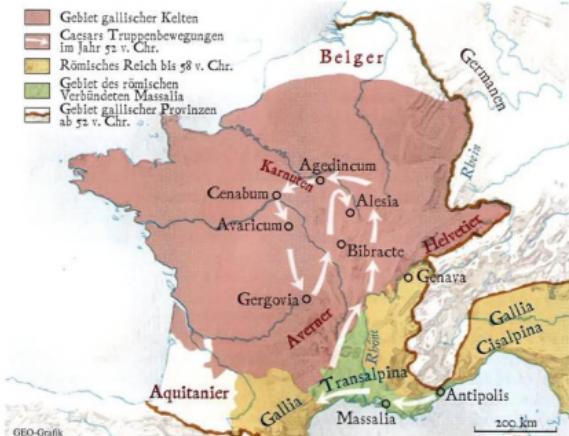
Es folgen die Scharen prominenter Gefangener, unter ihnen Vercingetorix, der unglückliche Held Galliens.

In Ketten wird er durch die Straßen Roms gezerrt. Schließlich kommt Caesar selbst auf einem von acht Schimmeln gezogenen Wagen stehend, in der Gestalt des triumphierenden Jupiter, gekleidet in eine purpurne Toga, das Gesicht mit Zinnober rot gefärbt. Ein Sklave hält einen goldenen Kranz über sein Haupt.

Noch während die Römer Caesar feiern, bringt man den gefesselten Vercingetorix vom Kapitol hinab in ein kleines Gebäude. Dort wird er, wie so viele Militärführer besiegter Völker vor ihm, in einer fensterlosen Zelle vom Scharfrichter erdrosselt – ohne Anklage, ohne Urteil.

Gut 18 Monate später, am 15. März 44 v. Chr., wird Gaius Iulius Caesar von Verschwörern ermordet, von Männern, die ihm ihre Reichtümer und ihre Stellung im Staat verdanken. Er hat Vercingetorix nur um kurze Zeit überlebt.

Der Krieg hat wohl eine Million Kelten das Leben gekostet, eine weitere Million ging vermutlich in die Sklaverei. Die Rö-



Mit bis zu 50 000 Soldaten zieht Caesar im siebten Kriegsjahr durch Gallien und belagert wichtige befestigte Siedlungen. Nach dem Sieg in Alesia werden das keltische Gallien sowie die Gebiete der Belger und Aquitanier zur römischen Provinz

mer haben Tempel und Kultplätze geplündert und zerstört. Hunderte Städte und Dörfer sind niedergebrannt worden.

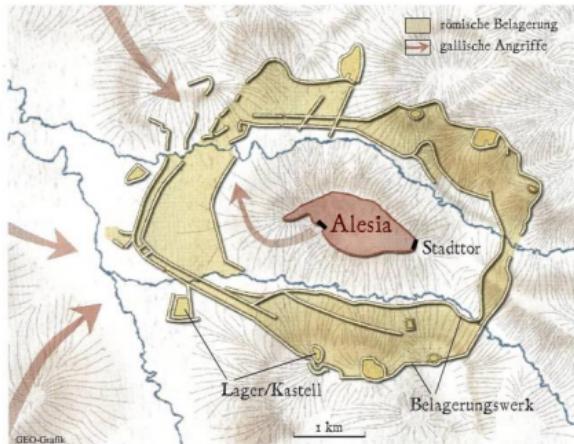
Auf die militärische Niederlage folgt jetzt die kulturelle. Doch anders als im Krieg ist es kein brutaler Gewaltakt der Eroberer, der von den Kelten den Verzicht auf ihre gemeinsame Sprache, ihre Sitten und Gebräuche zu Gunsten der römischen Lebensart erzwingt.

Es ist vielmehr ein langsamer Wandel, den viele Einheimische, vor allem Adelige, Händler und begabte Handwerker, unterstützen – weil sie von der Romanisierung profitieren.

Bald schon nach der verlorenen Schlacht um Alesia beginnt eine neue Blüte der alten keltischen Städte, die mehr als zuvor wirtschaftliche und vor allem politische Zentren zur Kontrolle größerer Regionen werden.

Sichtbare Zeichen dieser Entwicklung sind die nach römischem Vorbild errichteten Foren, die öffentlichen Plätze: Dort schlichten Richter unter anderem Streitigkeiten über Weg- und Weiderechte auf dem Lande, dort wachen Staatsbeamte über die Entrichtung der Tribute, und dort feilischen Großhändler um Preise und Rabatte für römische und keltische Waren – Kleidung aus Gallien etwa, die in Rom sehr beliebt ist.

Literaturempfehlungen: Christian Goudeau u. a., „Caesar und Vercingetorix“, Verlag Philipp von Zabern; versammelt übersichtlich Forschungsergebnisse aus Geschichtswissenschaft und Archäologie. Wolfgang Müller-Wille, „Caesar und die Kunst der Selbstdarstellung“, Primus; Caesars „Gallischer Krieg“ als großartiges Propagandastück in eigener Sache.



Im Sommer 52 v. Chr. verschanzt sich Vercingetorix mit etwa 20000 Kriegern in Alesia. Caesar lässt zwei Belagerungsringe errichten. Alle Ausbruchsversuche scheitern, ebenso die Angriffe eines Entsatzheeres. Schließlich kapitulieren die Kelten

Die Kontrolle über die Städte und Regionen überlassen die Römer den alten Autoritäten: den keltischen Adeligen und Stammesfürsten, deren Ansehen bei ihrem Gefolge ungebrochen ist. Die Loyalität der einheimischen Eliten sichern sich die Besatzer dadurch, dass sie führende Adelige in den Ritterstand aufnehmen, den zweithöchsten Rang der Kolonialmacht.

Die keltischen Honoratioren kleiden sich jetzt mit der Toga, dem römischen Bürgergewand, unterhalten sich in der Sprache der Sieger und schätzen den Besuch eines Badehauses oft mehr als die Jagd. Sie lassen sich Grabmäler mit Büsten nach römischem Vorbild sowie lateinischen Inschriften errichten, stiften Theater und Jupitertempel.

Doch huldigen sie und ihre Untertanen neben den fremden weiterhin auch den Gottheiten ihrer Vorfahren, die wahrscheinlich erst nach der Christianisierung Galliens im 4. Jahrhundert n. Chr. in Vergessenheit geraten.

Und wohl spätestens die Enkel der Männer um Vercingetorix werden den Dienst in einer römischen Hilfseinheit ebenso ehrenvoll finden wie die Kriegszeuge ihrer Vorfahren.

Manche leisten ein Vierteljahrhundert Truppendiffekt in der Fremde. Dann

kehren sie wohlhabend, mit römischem Bürgerrecht versehen und Lateinisch sprechend in ihre Heimat zurück – als Kinder römischer Kultur und Macht.

Nur das Leben der einfachen Bauern auf dem Lande und der Handwerker in kleineren Ortschaften verändert sich unter der Fremdherrschaft zunächst nur wenig. Sie bestellen weiterhin ihre Felder, arbeiten mit den gleichen Werkzeugen wie ihre Urgroßeltern, besuchen die alten keltischen Heiligtümer und sprechen miteinander in ihren galloischen Dialektken.

Doch schon nach ein paar Jahrzehnten unter römischer Herrschaft werden sie auf den Märkten in den großen Städten immer häufiger auf Lateinisch angesprochen – von römischen Beamten und Fernhändlern, aber auch von ihren eigenen Stammesgenossen.

Nun müssen auch sie die Sprache der Eroberer lernen, wenn sie weiterhin Getreide oder Tuche verkaufen wollen.

Auf diese Weise geraten die keltischen Dialekte, die wohl fast ein Jahrtausend in ganz Mitteleuropa gesprochen wurden, nach und nach in Vergessenheit.

Und als das Römische Reich im 5. Jahrhundert zerfällt, werden nur noch in einigen Randgebieten Galliens keltische Dialekte gesprochen.

Die gallische Kultur hat aufgehört zu existieren. □

Ulrike Moser, 40, Autorin aus Berlin, hatte Caesars „Gallischen Krieg“ als eher spröde Lektüre aus dem Lateinunterricht in Erinnerung. Was für sie überraschend war: Caesar, der Caesars mähsamer Eroberungswille gekostet hat, spielte in der Schule keine Rolle. Die erneute Lektüre hat ihr Caesar-Bild nachhaltig geschwärtzt.

Der UNTERGANG

Während der Beginn der Kelten im Ungewissen liegt, ist ihr Ende durch Caesars Schriften gut belegt. Der Gallische Krieg machte die Möglichkeit eines eigenen Reiches zunicht. Doch weshalb konnte sich ihre Kultur nicht durchsetzen und was geschah mit den Kelten außerhalb Galliens? Die Archäologin Sabine Rieckhoff über den gescheiterten Weg zur Hochkultur – und über eine fast menschenleere Einöde im Süden Deutschlands

GEOPOCHE: Frau Professor Rieckhoff, über Jahrhunderte waren Gallier und Römer miteinander verfeindet, auf dem Höhepunkt des Konflikts verheerte Caesar mehr als sieben Jahre lang das Land, Plutarch berichtet von einer Million Toten und einer Million Sklaven. Und nur drei Generationen später empfanden es viele Gallier als Ehre, bei ihren früheren Feinden Kriegsdienst zu leisten, sprachen Latein und kleideten sich in die Toga. Wie kann das sein?

SABINE RIECKHOFF: Weil die Konflikte der Gallier untereinander viel größer waren als der Konflikt mit Rom.

Das große Problem der Kelten war ihre Zerrissenheit?

Ja. Einen Aufstand wie den unter Vercingetorix gab es nur ein einziges Mal in der keltischen Geschichte. Nur bei dieser Gelegenheit haben sich die zerstrittenen, oft korrupten, wendehalsigen Adeligen zusammengetan – und wahrscheinlich war die Hälfte auch noch von Vercingetorix gekauft. Diese Konflikte wussten die Römer immer auszunutzen, sei es durch wechselnde Allianzen im Krieg oder durch die Vergabe von Posten im Frieden.

Zudem haben sich die gallischen Eliten in ihren Lebensgewohnheiten nicht wesentlich von den römischen unterschieden, deshalb mussten sie sich nach dem Krieg nicht besonders umstellen. An der Spitze standen in Gallien und im Römischen Reich jeweils die aristokratischen Familien, auch die Priesterstände rekrutierten sich aus dem Adel. Und die Kelten hatten ebenfalls eine Stadtkultur, eine Trennung zwischen Landbesitzern und der Schicht der Handwerker. In Gallien gab es die Einzelhöfe, in Rom die Landgüter. Das Prinzip des Großgrundbesitzes, die Latifundien, das Münzsystem, der Polytheismus: Das war sich alles sehr ähnlich.



Darüber hinaus haben die Römer in Gallien ein gut ausgebautes Straßen- und Wegenetz vorgefunden und mussten sich nicht durch die Wälder schlagen, wie später bei den Germanen.

War das auch ein Grund dafür, dass die Germanen – anders als die Kelten – nicht besiegt und romanisiert wurden?

Ja, dort gab es eben keine Ansatzpunkte für die Römer, keine Städte, keine Straßen, keine Schriftkultur – sondern bloß kleine Hünftlingstürme, die sich nur dann zusammen schlossen, wenn es darum ging, Krieg zu führen und Beute zu machen. Die Germanen lebten nicht in der Nähe der mediterranen Kulturen, deshalb lag ihr technischer und ökonomischer Standard viel tiefer als in Gallien.

War also die Zivilisation der Gallier an der Schwelle zur Hochkultur ihr Nachteil – weil es die Römer sonst nicht so leicht gehabt hätten?

Napoleon III., der nach 1860 den Mythos befeuert hat, die Gallier seien die Vorfahren der Franzosen gewesen, sagte, es sei kein Nachteil, sondern ein Vorteil gewesen. Zwar hätten die Kelten ihre Freiheit verloren, dafür aber die römische Zivilisation gewonnen. Und tatsächlich haben die Gallier technologisch von den Römern profitiert, nicht nur die Eliten. Bessere Ernährung, zum Beispiel größere Tierrassen, eine hygienischere und gesündere Lebensweise ließen die Bevölkerungszahl steigen. Wein, Ton-, Glas- und Bronzegegenstände wurden vermehrt ins Land gebracht, neue Absatzgebiete für beide Seiten erschlossen.

Aber es gab ja auch Völker im Römischen Reich, die ihre Kultur und Sprache trotz der Eroberung bewahrt haben, wie zum Beispiel

die Griechen oder Ägypter. Warum ist es den Kelten nicht gelungen, sich so zu behaupten? Lag das an der Einstellung der Römer zu diesen Kulturen oder an den Kulturen selbst?

Die Römer haben die Kultur der Griechen und Ägypter bewundert; die Kultur der Kelten aber haben sie überhaupt nicht wahrgenommen. Die Römer haben fast alles von den Griechen übernommen, nicht nur in der Kunst. Das war sozusagen ihre „Leitkultur“. Und die Ägypter haben sich überhaupt nicht assimiliert. Sie bildeten eine geschlossene Gesellschaft auf engem Raum, in dem alles gleich war: das Klima, der Boden, die Landwirtschaft und damit auch die ideologischen Strukturen. Wer dorthin ging, ist irgendwie von dieser Gesellschaft aufgesogen worden.

Zudem war Gallien viel größer und zersplitterter als Griechenland oder der besiedelte Teil Ägyptens. Bis weit in die Neuzeit hinein bestand Frankreich aus unterschiedlichen Regionen mit ganz eigenen Lebensbedingungen. Ein Breton hat einen Provenzal nicht einmal verstanden und auch gar nichts von ihm gewollt. Das waren sich Fremde.

Aber war deshalb diese friedliche Romanisierung denn wirklich so selbstverständlich? Die Römer hätten doch auch genauso gut ihren Vernichtungskrieg weiterführen können, wie sie es bei den Karthagern getan haben oder bei den germanischen Eburonen, die Caesar mit „Stumpf und Stiel“ ausrotten wollte.

Also, der Krieg war größtenteils Caesars Entscheidung, der ja ziemlich eigenmächtig gehandelt hat. Und Caesar woll-

te natürlich vor allem einen möglichst schnellen Erfolg, ein möglichst effektives Ergebnis haben.

Ich denke, bei den Eburonen wollte er ein abschreckendes Exempel statuieren, aber im Großen und Ganzem war ihm mehr daran gelegen, alles möglichst rasch und friedlich ablaufen zu lassen. Es ist zwar zum Teil wirklich grauenvoll, was Caesar über seine Schlachten schreibt, aber er musste natürlich auch Erfolgsberichte in Rom abliefern und sagen, wie viele Leute er umgebracht hat. Aber er ist nicht ausgezogen, um Menschen abzuschlachten. Das war kein ideologischer Krieg.

Wenn der Krieg größtenteils Caesars Entscheidung gewesen ist und keine zwangsläufige Entwicklung zwischen Rom und Gallien, wie hätten sich die Kelten ohne diesen Krieg entwickelt? Waren sie auf dem Weg zu einer Hochkultur?

Das denke ich schon. Ohne den Krieg hätten sich die Einflüsse der mediterranen Kulturen auf die Kelten verstärkt. Irgendwann hätte sich eine galische Schriftkultur durchgesetzt, die Schrift ist ja schon benutzt worden, für Verträge zum Beispiel. Caesar schreibt sogar, dass die Kelten bei Bestattungen Briefe an die Toten ins Feuer warfen. Also hat man offenbar auch privat die Schrift benutzt.

Es gab aber keine Geschichtsschreibung.

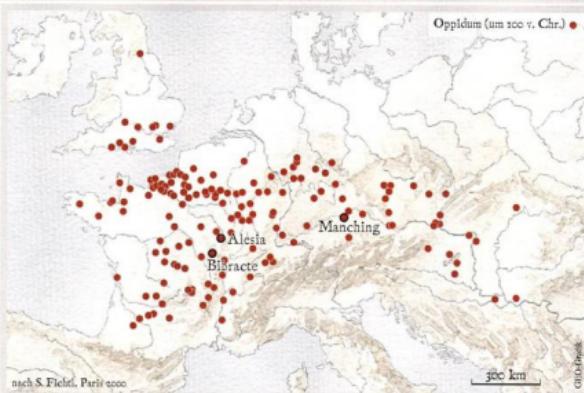
Nein, es gab keine Geschichtsschreibung, keine Literatur und vor allem keine schriftlich niedergelegte Religion. Es ist

DIE FUNDE DER ARCHÄOLOGEN



Anders als Linguisten und Historiker können sich die Archäologen bei ihren Theorien auf eine große Menge von Funden stützen. So vermögen sie anhand der bislang entdeckten Gewandspangen, die zur Tracht der Kelten gehörten, das Ausmaß ihres Einflussgebietes abzuschätzen. Typisch für die späte Zeit von 150 bis 50 v. Chr. ist auch die rot-weiß bemalte Latèneckeramik

DIE VERBREITUNG DER KELTISCHEN STÄDTE



Im 2. Jahrhundert v. Chr. bauen Kelten die ersten Großstädte nördlich der Alpen. Inspiriert von Römern, Etruskern und Griechen, legen sie Straßen und Grundrisse fest. Typisch für diese Oppida genannten Siedlungen sind Münzprägung und Schrift. Sie ermöglichen, so die Archäologen, ein komplexes ökonomisches System – und damit den Höhepunkt der keltischen Geschichte

aber nichts Besonderes, wenn Kultpraktiken mündlich weitergegeben werden, die Griechen haben das genauso gemacht. Eine Verschriftlichung der Religion, so wie es der Koran oder die Bibel sind, findet sich nur in monotheistischen Religionen. Eine Art keltischer Annalen, eine Liste der wichtigsten Ereignisse des Jahres, hätte sich auf jeden Fall entwickelt. Und daraus wären früher oder später ausführlichere Chroniken entstanden, und aus den Chroniken hätte sich dann eine reflexive Geschichtsschreibung entwickelt.

Und damit auch eine gemeinsame Identität und ein geeintes keltisches Reich?

Ich glaube nicht, dass sich ein keltisches Reich entwickelt hätte, denn dazu waren die einzelnen Stämme jeweils zu stark, da wäre keiner mächtig genug gewesen, die anderen in ein gemeinsames Reich zu zwingen. Wahrscheinlich aber hätte sich ein Konglomerat aus verschiedenen größeren Gruppierungen ergeben, so wie im Frühmittelalter mit Burgund, Aquitanien und Touraine.

Vielleicht hätten es die Germanen dann nicht gewagt, über den Rhein in die Westhälfte des Römischen Reiches einzufallen, und das Römische Reich hätte sich länger gehalten. Die Machtzentren Europas hätten sich in jedem Fall anders verteilt.

Was geschah mit den Kelten östlich des Rheins, die nicht von den Römern erobert wurden?

Deren Kultur begann ungefähr ab 100 v. Chr. langsam zu verschwinden, etappenweise und fortschreitend von West nach Ost, zuerst in Südwestdeutschland, zuletzt in Böhmen. Als die Römer 15 v. Chr. nach Süddeutschland kamen, war die keltische Kultur längst verschwunden. Manching zum Beispiel, östlich des Rheins die bedeutendste Stadt ihrer Zeit, war schon seit Jahrzehnten eine Ruine. Süddeutschland muss unbesiedelt gewesen sein oder jedenfalls so dünn besiedelt, dass davon archäologisch nichts zu sehen ist.

Woher weiß man das?

Man kann das nur den archäologischen Funden entnehmen, da deren Datierung nicht aufs Jahr feststeht, gibt es immer Ermessensspielräume. Ich bin der Meinung, dass das Ende der italischen Amphorenlieferungen nach Manching um 80 v. Chr. ein wichtiges Indiz ist. Weil es uns sagt, dass die Elite, die diesen Luxus konsumierte, nicht mehr da war. Außerdem werden die Fibeln in dieser Zeit immer seitener.

Fibeln waren Spangen zum Zusammenhalten der Kleidung, die wohl jeder besessen hat, so etwas wie die Sicherheitsnadeln der Vorgeschichte. Sie waren ein Alltagsgegenstand, dessen Mode sich recht kurzfristig änderte und daher

für Archäologen ein recht genauer Zeitmesser. Wenn eine Fibel nicht mehr funktionierte, wurde sie weggeworfen – und sie waren relativ schnell defekt, weil der Druck, der auf der Spirale sitzt, das Material doch sehr belastet. In Manching wurden mehr als 1000 Fibeln gefunden, aber keine einzige aus der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts v. Chr.. Also muss da etwas passiert sein.

Und was genau?

Das ist die große Frage. Möglicherweise ist eine Seuche ausgebrochen, und die Menschen wanderten ab. Infektionen epidemischen Ausmaßes sind immer dann entstanden, wenn viele Menschen – so wie in Manching – oder wenn Mensch und Tier eng zusammenlebten, weil dadurch Krankheiten schneller übertragen werden.

In der griechisch-römischen Kultur gibt es dafür viele Beispiele, Thukydides zum Beispiel beschreibt die „Pest“ in Athen, und jeder antike Heerhaufen hatte mit Epidemien in den engen Lagern zu kämpfen. In Manching, wo 5000 bis 10 000 Menschen gelebt haben, wäre eine Seuche eine gute Erklärung für Abwanderung.

Aber für ganz Süddeutschland bis hin nach Böhmen kann das nicht der Grund sein. Was geschah dort?

Nun, wir wissen zum Beispiel, dass der Stamm der Helvetier aus dem Gebiet der Schweiz nach einer politischen Revolution ausgewandert ist. Caesar schreibt, dass die Helvetier ihre Dörfer und Städte angezündet haben und mit Sack und Pack weggezogen sind, um neue Siedlungsgebiete in Gallien zu suchen. Und wenn er sie nicht aufgehalten und geschlagen hätte, dann wären sie möglicherweise nach Südfrankreich gezogen, weshalb auch immer. So etwas könnte in Süddeutschland auch passiert sein.

Es muss aber keine Revolution gegeben haben. Man kann einfach davon ausgehen, dass es in diesen frühen vorstaatlichen Gesellschaften regelmäßig zu innenpolitischen Konflikten kam, wenn die Gesellschaft irgendwann zu groß geworden war.

Im Unterschied zum Staat, der über Mittel verfügt, die Macht der Autorität aufrechtzuerhalten, durch Polizei, Gerichte oder Soldaten, zersplittern archaische Gesellschaften, die Menschen fangen an, sich gegenseitig die Köpfe einzuschlagen. Eine Lösung dieses Problems ist die Abwanderung.

Eine weitere Möglichkeit, wie es zum Untergang oder der Abwanderung einer großen Menschenmenge gekommen sein könnte, sind klimatische Katastrophen und damit verbundene Missernten. Noch im Mittelalter genügten drei Sommer Dürre oder Regen, um die Bevölkerung zu dezimieren. Aber vielleicht war es auch ein Zusammenspiel aus

verschiedenen Gründen: Seuchen, Revolutionen, Hungersnöte und demografischer Kollaps.

Um wie viele Menschen geht es bei dieser Abwanderung?

Vom Rhein bis zum Inn und südlich des Mains gab es nicht einmal ein Dutzend Oppida sowie einige große, unbefestigte Siedlungen und Hunderte von kleinen Weilern und Einzelhöfen. Wir sprechen also insgesamt vielleicht von 100 000 bis 200 000 Menschen.

Und die ziehen auf einmal weg, aus einem der fruchtbarsten Gebiete Zentraleuropas, das über Jahrtausende kontinuierlich besiedelt war?

Auf die Jahrtausende gesehen war es ja nur eine kurze Unterbrechung von fünf bis sechs Jahrzehnten. Solche Unterbrechungen könnte es auch früher gegeben haben; wir können das nur nicht überprüfen, weil unsere Chronologie dafür zu grob ist. Gerade im 1. Jahrhundert v. Chr. gab es in Mitteleuropa viel Bewegung; es scheint zum Beispiel auch Siedlungsunterbrechungen in Polen gegeben zu haben. Wir Archäologen können anhand der Funde nur feststellen: In der Blüte ihrer Existenz verschwinden die Kelten östlich des Rheins plötzlich. Es gibt keinen fließenden kulturellen Übergang zwischen Kelten und Römern. Mit dieser These haben allerdings viele Wissenschaftler Probleme. Eine Lücke in der Geschichte hat etwas Beunruhigendes.

IN DER BLÜTE IHRER EXISTENZ VERSCHWINDEN DIE KELTEN ÖST- LICH DES RHEINS

PLÖTZLICH

Wohin sollen diese Tausende von Menschen denn gegangen sein?

Die Kelten suchten ja ständig den Kontakt mit den Hochkulturen, deswegen sind sie im Zweifelsfall dorthin gezogen, wo sie die Fleischopföfe sowie Gold und Silber vermuteten, also nach Gallien oder Oberitalien.

Aber hätten über so eine gewaltige Wanderung nicht die römischen Geschichtsschreiber berichtet?

Nicht unbedingt, das waren ja keine Ethnologen. Die Kelten waren für die Römer nichts als Barbaren und wurden nur dann erwähnt, wenn sie dazu gedient haben, die eigene römische Vergangenheit glorreicher erscheinen zu lassen. Caesar schreibt ja auch nur deshalb über die Abwanderung der Helvetier, weil das für ihn ein willkommener Anlass war, den Gallischen Krieg vom Zaun zu brechen. Übrigens sollen es 368 000 Helvetier gewesen sein, die sich auf den Weg machten, und mehr als 250 000, die auf dem Schlachtfeld blieben. So viel zur Größenordnung von Wanderungen!

Gegen ihre Theorie spricht, dass es keine Funde in Südfrankreich oder Oberitalien gibt, die diesen Zuzug der Kelten belegen.

Noch nicht. Man muss halt weiter graben und forschen. Irgendwann löst sich das Problem schon.

DIE AUSBREITUNG DER SPRACHE



Linguisten müssen sich bei ihren Forschungen auf einige wenige Inschriften stützen, auf keltische Personennamen in römischen und griechischen Texten sowie auf Namen von Flüssen und Gebirgen, die vermutlich keltischen Ursprungs sind. Die Regionen aber, in denen heute noch ähnliche Idiome gesprochen werden, waren in der Eisenzeit die Randgebiete der keltischen Einflussssphäre

Wir haben bis jetzt viel über das Verschwinden der Kelten gesprochen, aber gibt es Traditionen, die bis heute überlebt haben?

In Süddeutschland kenne ich kein einziges Beispiel. Die keltische Tradition auf den Britischen Inseln ist fiktiv, weil es dort keine Kelten im Sinne Caesars gegeben hat, jedenfalls wissen wir nichts davon. Und in Gallien hat sich die keltische Kultur mit der römischen vermischt und ist darin aufgegangen. Nein, diese Suche nach keltischen Traditionen ist eine moderne Sehnsucht.

Wie erklären Sie sich diese Sehnsucht?

Vermutlich sucht man in den prähistorischen Kulturen nach etwas, mit dem man sich identifizieren kann. Man kann sich aber nur mit etwas identifizieren, das einen Namen hat. Es ist kaum möglich, sich zum Beispiel mit der Bronzezeit zu identifizieren, obwohl es aus dieser Zeit so spektakuläre Phänomene wie Stonehenge und die Himmelsscheibe gibt. Ich kann aber schlecht sagen: Ich bin ein Bronzezeitler.

Und dann nimmt man sich eben eine Zeit heraus, für die ein Name existiert.

Genau. Und mit den Kelten in der Eisenzeit haben wir das erste Mal einen Namen. Es gab natürlich auch die Römer, aber da die als Besatzer kamen, eignen sie sich nicht als Vorfahren. Die Skythen im Osten oder die Iberer im Südwesten

sind zu weit weg. Und die Germanen kamen nach 1945 auch nicht mehr in Frage. Also bleiben nur noch die Kelten. Als Archäologin spreche ich rechts des Rheins aber lieber von „später Eisenzeit“ oder „Latènezeit“, denn wie sich die Menschen damals hier selbst bezeichnet haben, wissen wir schlachtrichter nicht.

Dafür, dass der Begriff „Kelten“ ein neuzeitliches Konstrukt ist, wird der Begriff aber ziemlich häufig von Archäologen gebraucht.

Na ja, weil er eben seit 20, 30 Jahren eine ähnliche Vulgarisierung und Verbreitung erfährt wie einst der der Germanen. Dabei vergisst man schnell, dass unsere Beschreibung der Vergangenheit nur ein Konstrukt ist. Wir sind nicht dabei gewesen, wir können alles nur (re-)konstruieren. Geschichtsschreibung ist nichts anderes, als diesen Fragen immer wieder neu zu stellen, in einem veränderten Kontext.

Glücklicherweise ist die Archäologie eine Wissenschaft mit einem exponentiellen Wissenszuwachs, es kommen immer neue Funde hinzu. Das macht die Frage nach den Kelten auch so spannend – denn die Antwort darauf ist niemals endgültig.

Prof. Dr. Sabine Rieckhoff ist eine der führenden Keltenforscherinnen Deutschlands. Sie leitete die Archäologische Abteilung des Historischen Museums in Regensburg und lehrte in Leipzig Ur- und Frühgeschichte. Ihr Buch „Die Keltenstädte aus der Luft“ (Theiss Verlag) erscheint am 27. April. Das Interview führten Jonathan Stock und Joachim Felgenbuscher.



Bereits im Jahr 55 v. Chr. versuchen die Römer Britannien erstmals zu erobern. Aber selbst mit seinen kampferprobten Legionen kann tieren römische Händler immer mehr Luxusgüter wie Wein, Schmuck und Gläser auf die Insel. Und so wollen britannische Krieger

Die letzten Rebellen

Von ihren Nachbarn auf dem Kontinent übernehmen die Bewohner der Britischen Inseln die keltische Sprache und Kultur. Und sie haben den gleichen Feind: das Imperium Romanum. Im Jahr 43 n. Chr. erobern die Legionen des Kaisers Claudius weite Teile des heutigen England. Doch dann verbünden sich die Britannier gegen die Invasoren

VON OLIVER FISCHER



Gaius Iulius Caesar die Insel nicht in seine Gewalt bringen; rasch bricht er den Angriff ab. In den folgenden Jahrzehnten jedoch transportiert er bald nicht mehr auf die Annehmlichkeiten der Kultur ihrer Feinde verzichten – und auch nicht auf die lateinische Schrift

E

s ist ein Anblick wie aus einer anderen Welt. Plötzlich zittert der Boden, der Wind weht ein nie gehörtes Schnauben herbei. Die Menschen, die im Sommer des Jahres 43 n. Chr. hier im Südosten Britanniens aus ihren Hütten eilen, starren auf etwa 40 000 römische Soldaten in blitzenden Rüstungen – und auf Tiere, die ihnen wie Fabelwesen erscheinen müssen: Kriegselefanten.

Angeführt wird dieser schreckenerregende Zug von Tiberius Claudius Caesar Augustus Germanicus, dem Imperator, dem Kaiser, dem Weltenherrscher.

Erst seit zwei Jahren regiert Claudius in Rom, eher überraschend auf den Thron gekommen, nachdem sein Neffe Caligula ermordet worden ist. Er ist ein Sonderling, der bei Tisch nach dem Essen oft einschläft und seine Jugend vor allem mit dem Schreiben historischer Bücher verbracht hat. Um zu beweisen, dass er auch zum Feldherrn taugt, hat Claudius nun diesen Kriegszug gegen Britanniens befohlen und sich persönlich auf die entlegene Insel begeben.

Eine Schlacht gegen mehrere einheimische Keltenstämme haben seine Legionäre und Hilfstruppen bereits gewonnen (wahrscheinlich am Fluss Medway in der heutigen Grafschaft Kent). Nun überschreiten sie die Themse und ziehen weiter Richtung Norden, nach Camulodunum (heute Colchester, 80 Kilometer nordöstlich von London).

Diese Siedlung ist die größte im Südosten Britanniens und Sitz der Catuvellauni, eines mächtigen Keltenstammes.



Dieser keltische
Bronzehelm wurde in der
Themse gefunden

Zu ihnen gehört auch der Herrscher der Ikerer – vermutlich ein Mann namens Prasutagus. Gut möglich, dass Claudius dabei auch dessen Frau Boudica begegnet. Einer Frau, die zu einer gefährlichen Gegenspielerin Roms werden wird.

DOCH ZUNÄCHST scheint in diesen Sommertagen des Jahres 43 n. Chr. die Geschichte der unab- hängigen Kelten in Britanniens am Ende. Eine Geschichte, von der niemand genau sagen kann, wann und wie sie begonnen hat.

Sicher ist nur, dass es – anders als von Wissenschaftlern lange vermutet – keine größere

Aber die Catuvellauni sind geschwächt: Einen ihrer beiden Anführer haben die Römer in der Schlacht getötet, den anderen in die Flucht geschlagen. So können Claudius und seine Soldaten Ende Juli schon nach kurzem, mühelo- sem Kampf Camulodunum einnehmen.

Für den Kaiser, der an die Pracht Rom gewohnt ist, muss der Ort eine Enttäuschung sein: Hinter kilometerlangen Erdwällen liegen nicht mehr als ein paar strohgedeckte Hütten, zwischen denen Rinder, Schafe und Ziegen grasen. Die Anlage wirkt wie ein Dorf.

Doch sein wichtigstes Ziel hat Claudius erreicht: Als Kriegsherr hat er den Großteil des Südostens Britanniens erobert:

Die neue römische Provinz erstreckt sich schon bald von der heutigen Stadt Exeter im Südwesten bis nach Lincoln an der Ostküste.

Die Anführer von elf Stämmen aus der Region kommen nach Camulodunum und unterwerfen sich dem Kaiser.

Die Anführer von elf Stämmen aus der Region kommen nach Camulodunum und unterwerfen sich dem Kaiser.

Zu ihnen gehört auch der Herrscher der Ikerer – vermutlich ein Mann namens Prasutagus. Gut möglich, dass Claudius dabei auch dessen Frau Boudica begegnet. Einer Frau, die zu einer gefährlichen Gegenspielerin Roms werden wird.



Ein britischer
Krieger (englischer
Stich von 1777)

Einwanderung von Festland-Kelten auf die Insel gegeben hat. Zu Angehörigen des keltischen Kulturraums werden die Britannier wahrscheinlich allein dadurch, dass sie vieles von ihren Nachbarn auf dem Kontinent übernehmen: Schwerter, Streitwagen, Gewandspangen – und die Sprache.

Wer nach den Anfängen der Kelten in Britannien sucht, muss an die Südküste der Insel gehen. Zu den Kreidefelsen von Dover etwa, von denen man bis hinüber zum Festland schauen kann. Spätestens seit dem Jahr 1200 v. Chr. treiben die Menschen hier von Küste zu Küste Handel miteinander. Boote vom Kontinent steuern über den Ärmelkanal, bringen unter anderem Waffen und Werkzeuge aus Bronze.

So gelangen immer wieder Neuerungen vom Festland nach Britannien: etwa jene langen, schmalen Schwerter, die ab etwa 800 v. Chr. die keltischen Krieger auf dem Kontinent tragen. Auch britannische Kämpfer interessieren sich nun dafür – und lassen die Schwerter von einheimischen Bronzegießern kopieren.

Fast überall in Britannien und in Irland finden sich bald Waffen im keltischen Stil, außerdem Luxuswaren vom Kontinent wie Rasiermesser, Bronzegefäße und Pferdegeschirre.

Auch weiter westlich, vor der Küste Cornwalls, landen immer wieder Boote vom Festland an. Hier bauen die Britannier Zinn ab, das auf dem Kontinent sehr begehrte ist – denn es ist unentbehrlich für die Herstellung von Bronze.

Zu Barren gegossen, bringen es die Britannier wahrscheinlich bei Ebbe auf Karren durchs Watt zu einer vor der Küste liegenden Insel. Händler vom Festland verladen es dort auf ihre Boote und



Mit Kriegsgeheul stürzen sich die Kämpfer auf Caesars Soldaten. Die Guerillataktik der Einheimischen zermürbt die Legionen. Und so nutzt Caesar die erste Gelegenheit zu einem Friedenschluss und zieht seine Truppen zurück. Noch einmal haben die Britannier ihre Freiheit verteidigt – doch die Invasoren werden wiederkehren (Stich, 18. Jahrhundert)

transportieren es über den Atlantik an die französische Küste. Über Flüsse wird das britannische Zinn dann Richtung Mittelmeer geschafft – bis nach Massalia (Marseille), einem Handelsplatz der Griechen.

Möglichlicherweise kommt über das Meer auch die keltische Sprache auf die Inseln. Manche Forscher glauben, dass die ersten Britannier Keltisch lernen, um mit den Leuten vom Kontinent Handel treiben zu können. Nach und nach verwenden sie die Sprache dann wohl auch untereinander – etwa wenn die Anführer eines Clans einen weiter entfernt

lebenden anderen Clan besuchen, dessen Dialekt sich vom eigenen stark unterscheidet. Ab etwa 400 v. Chr. lernen wahrscheinlich die meisten Britannier Keltisch als Muttersprache; ihr bis dahin gebräuchliches Idiom geht unter.

Um diese Zeit werden einige der auf Hügeln liegenden Festungen aus Schutzwällen erweitert. Sie existieren an vielen Orten schon seit Jahrhunderten und waren oft nur in Notzeiten bewohnt. In der Festung von Danebury im Süden etwa verstärken die Britannier um 400 v. Chr. die Erdwälle und schützen die Tore zusätzlich, sodass Angreifer in schmalen Zugängen mit Steinschleudern beschossen werden können.

Maiden Castle, fast 100 Kilometer weiter südwestlich gelegen, wird um das Doppelte vergrößert; wohl mehr als 200 Familien können dort nun leben. Womöglich sind die Festungen bald auch Sitze von Herrschern, die von dort aus die Umgebung kontrollieren. Die Bauern aus der Nachbarschaft kommen hierher, um Wolle und Getreide einzutauschen gegen Salz und Werkzeuge; in Kriegszeiten finden sie hinter den mächtigen Wällen Zuflucht.

Wahrscheinlich entwickeln sich irgendwann stammesähnliche Verbände aus diesen Gemeinschaften von Fes-

tungsbewohnern und in der Umgebung lebenden Bauern, die ein bestimmtes Territorium gemeinsam bewirtschaften und verteidigen.

Angeführt werden diese Verbände von angesehenen Kriegern, die mit ihren Familien eine Art Adel bilden. Und diese neue Aristokratie begeistert sich besonders für jene Kunst, die ab etwa 300 v. Chr. vom Festland auf die Inseln kommt. Auch diesmal beginnen britannische Handwerker schon bald, den neuen Stil nachzuahmen – doch von Anfang an auf eine eigene Art.

Sie fertigen Schwertscheiden an, auf denen sich Bänder von Spiralen ringeln. Prächtige bronzenen Prunkschilde stellen sie her, etwa den „Battersea Shield“.

Streng symmetrisch übereinander erheben sich auf diesem Schild drei Kreise aus dem Metall, und in jedem dieser Kreise fließen zarte Linien. Sie schwingen über die schimmernde Bronze, mal in engen, mal in weiten Kurven, kräuseln sich ein, tänzeln um den Mittelpunkt jedes Kreises: einen runden hervortretenden Knauf, der mit Steinen aus rotem Glas verziert ist.

Ein solch glanzvoller Keltenschild ist auf dem Kontinent wohl niemals hergestellt worden.

Und als im 1. Jahrhundert v. Chr. die Kunsthändler auf dem Festland nur noch wenige Neuerungen zustande bringen, lebt die Kunst im Süden Britanniens noch einmal auf: So beginnen die Britannier unter anderem kostbare Halsringe herzustellen, wie sie auf dem Kontinent schon seit Jahrhunderten getragen werden – und fertigen besonders prächtige Stücke aus mehreren verdrehten Edelmetallsträngen (manche so schwer, dass sie vermutlich nur bei rituellen oder religiösen Zeremonien angelegt werden).

Eine ganz eigene Schöpfung der britannischen Kelten sind Bronzespiegel, auf deren Rückseiten die Kunsthändler mithilfe von Zirkeln fein geschwungene Linien gravieren. Manche der Muster, die sie auf diese Weise schaffen, sind ein freies Spiel der Abstraktion,



Dem Angriff des Kaisers Claudius im Jahr 43 n. Chr. unterliegen die Britannier. Einer ihrer Anführer wird in Ketten nach Rom gebracht und dem Imperator präsentiert

auf anderen scheint ein Gewirr aus organischen Formen erkennbar: wie seltene Pflanzen aus einem fernen, geheimnisvollen Garten.

Die Kunst blüht, doch etwa zur gleichen Zeit, ab 58 v. Chr., rückt auf dem Festland eine mächtige Militärmaschinerie immer näher: Römische Truppen unter Gaius Iulius Caesar werfen die

Gallier nieder. Die britannischen Kelten unterstützen den Widerstand gegen die Römer. Für Caesar ein willkommener Vorwand, auch Britannien anzugreifen.

Mit zwei Legиона setzt er im Jahr 55 v. Chr. über den Kanal, scheitert aber: an den heftigen Attacken der Britannier und an einem Sturm, der seine Kaval-

lerie an der Landung hindert. Im Jahr darauf kehrt er zurück, diesmal mit fünf Legionen und rund 800 Schiffen. Viele Britannier, die längst in Stämmen zusammenleben, vereinen sich unter Führung des Kriegers Cassivellaunus, der nördlich der Themse wahrscheinlich über die Catuvellauni herrscht. Er ist der erste Anführer der Britannier, dessen Name überliefert ist.

Caesar stößt mit seiner Armee ins Land vor, erobert eine Wallanlage, setzt über die Themse und überrennt eine zweite Festung. Cassivellaunus vermeidet die offene Schlacht und führt stattdessen kurze, harte Schläge mit seinen gut 4000 Streitwagen: Immer wieder stürzen sich die Kämpfer auf römische Einheiten.

Zermürbt von der Ausweichtaktik der Einheimischen, schließt Caesar einen gesichtswahrenden Frieden – und verlässt die Insel. Die Britannier haben ihre Freiheit noch einmal verteidigt.

Über das weitere Leben von Cassivellaunus ist nicht viel bekannt; er stirbt wahrscheinlich um das Jahr 40 v. Chr. Sicher ist nur, dass das Bündnis aus mehreren britannischen Stämmen schnell auseinanderbricht; wie zuvor führen sie nun oft wieder Krieg gegeneinander.

Doch eine zweite, weitauft subtilere Invasion der Römer hat Erfolg: Immer mehr Händler kommen nun auf die Insel, bringen Schmuck und feine Glasgefäße. Außerdem Amphoren voller Wein, Olivenöl und Fischsäume von der Iberischen Halbinsel – Luxusgüter, auf die britannische Krieger bald nicht mehr verzichten wollen. Auch sonst übernehmen sie Elemente der römischen Lebens-

weise, benutzen etwa die lateinische Schrift. Einige Stammesführer beginnen, Münzen im römischen Stil prägen zu lassen, auf denen sie sich *rex* nennen, König.

Zu einem der mächtigsten Monarchen wird Cunobelinus, Oberhaupt der Catuvellauni und möglicherweise ein direkter Nachfahre des Caesar-Zwingers Cassivellaunus. Kurz nach seinem Amtsantritt führt er vermutlich einen Feldzug gegen die benachbarten Trinovanten, nimmt ihnen einen Teil ihres Territoriums ab und verlegt seine Residenz nach Camulodunum, einer Siedlung, die nach Camulos benannt ist, einem keltischen Kriegsgott.

Camulodunum gehört zu den *oppida*, einer neuen Art von Siedlungen. Anders als auf dem Festland (siehe Seite 86) liegen britannische Oppida oft in Tälern an Flussläufen. Seit einigen Jahrzehnten haben diese Ortschaften die meisten Festungen als Zentren abgelöst.

Cunobelinus baut den Ort zu einer der größten Siedlungen Britanniens aus, lässt Münzen prägen und wohl auch eine Residenz für sich errichten.

Von hier aus kontrolliert er große Teile des Südostens der Insel, unter anderem wahrscheinlich die Schiffahrt auf der Themse. Dank guter Kontakte zu den Römern häuft er gewaltigen Reichtum an. Der römische Schriftsteller Sueton nennt ihn später sogar *britannorum rex*, König der Britannier.

Gut 30 Jahre lang regiert er und stirbt um 40 n. Chr.

Deshalb erlebt er nicht mehr, wie die römischen Legionäre mit Kaiser Claudius in seine Hauptstadt einmarschieren und sein Land besetzen.

Nachdem Claudius die Kapitulation der britannischen Stämme in Camulodunum entgegengenom-

Nachbildung einer keltischen Kriegstrompete aus Schottland

men hat, reist er bald wieder ab – insgesamt verbringt er nur 16 Tage auf der Insel.

Zurück am Tiber, lässt er sich als gloranzvoller Eroberer Britanniens feiern und richtet ein rauschendes Siegesfest aus, mit Pferderennen, Sportwettkämpfen und Bärenhetzjagden; auch einen Triumphbogen lässt er in Rom errichten.

In Britannien rücken die Römer im Laufe der nächsten Jahre immer weiter nach Norden und Westen vor. Um das Land zu kontrollieren, bauen sie Militärlager und Straßen. In Camulodunum errichten sie eine *colonia*, eine typische römische Stadt mit einem Theater und Straßen, die sich rechtwinklig kreuzen.

Hier siedeln sie Veteranen an, die zum Dank für ihre Dienste ein Stück Land erhalten – beschlagnahmtes Territorium der Trinovanten.

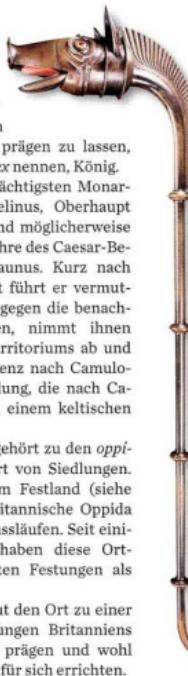
Durch die Enteignungen machen sich die Römer bei den Britannier verhasst – ein Gefühl, das sich verstärkt, als die Römer nach dem Tod von Kaiser Claudius im Jahr 54 n. Chr. beginnen, dem Dahingeschiedenen zu Ehren in Camulodunum einen monumentalen Tempel zu errichten. Als eine „Zwingburg ewiger Tyrannei“ erscheine den Britannier dieses Bauwerk, berichtet später der römische Geschichtsschreiber Tacitus.

Auch in anderen Teilen der Provinz leiden die Menschen unter den Fremdherrschern, vor allem unter Roms Prokurator Decianus Catus, der als kaiserlicher Finanzverwalter für das Eintreiben der Steuern verantwortlich ist.

Die Lage verschärft sich weiter, als Decianus um das Jahr 60 plötzlich Darielen zurückfordert, die Claudius mehr



Die schottischen Pikten bedrohen die Römer an der Nordgrenze





reren Stammesführern gewährt hatte (möglicherweise verlangt der Prokurator das Geld zurück, weil in Rom gerade eine Münzabwertung vorbereitet wird). Für die Britannier, die mit Geldgeschäften nicht vertraut sind und wahrscheinlich oft zur Annahme dieser Darlehen gedrängt wurden, eine unverständliche, empörende Forderung.

Kurz darauf stirbt Prasutagus, der König der Ikener. Als Rom-freundlicher Herrscher hatte er, wie andere Monarchen auch, nach der Niederlage gegen die Römer sein Territorium behalten dürfen und formal unabhängig regiert.

In seinem Testament hat er festgelegt, dass seine beiden Töchter sowie Nero, der Kaiser in Rom, sein Reich gemeinsam erben sollen – auf diese Weise hoffte er, zumindest einen Teil der Macht und des Reichtums für seine Familie sichern zu können.

Der »Battersea Shield«, den britannische Handwerker wahrscheinlich vor der ersten Invasion der Römer anfertigen, ist aus polierter Bronze, geschmückt mit roten Glassteinen. Einen solch prächtigen Schild hat es auf dem Kontinent wohl nie gegeben

Doch die Römer akzeptieren das nicht. Und vergreifen sich an der Frau, die nun an der Spitze des Stammes steht: Boudica, die Witwe des Königs. Handlanger des Prokulators misshandeln Boudica schwer und vergewaltigen deren Töchter.

Erbittert über diesen Exzess, erheben sich nun Tausende Britannier, vor allem Ikener und Trinovanten. Bewaffnet mit Schwertern, Speeren, Sensen und Messern, ziehen sie nach Camulodunum – angeführt von Boudica.

Die gedemütigte Königin ist eine hochgewachsene Frau mit hüftlangen, blonden Haaren, rauer Stimme und blitzenden Augen, so schreibt es zumindest der römische Schriftsteller Cassius Dio in seiner »Römischen Geschichte« fast 150 Jahre nach ihrem Tod.

Aber das ist vermutlich eher das Klischee einer Barbarin. Tatsächlich war



Wohl mehr als 100 000 Mann umfasst das britannische Heer, das im Jahr 60 n. Chr. gegen die Römer kämpft. Angeführt wird es von Boudica, der Witwe eines einheimischen Königs. Von ihrem Streitwagen aus ruft sie die Rebellen zum Kampf auf

Boudica wohl keine exotische Wilde. Dank der guten Kontakte ihres Mannes zu den Römern wird sie mit deren Sitten vertraut gewesen sein und auch Latein gesprochen haben.

In Camulodunum angekommen, wütten Boudicas Krieger in den Straßen. Sie zerschlagen in den Läden und Lagerhäusern Olivenöl-Amphoren und andere Luxuswaren und setzen Haus für Haus in Brand. Dann rücken sie zum Tempel vor, dem Symbol der Fremdherrschaft, in dem sich Hunderte Römer verschanzt haben – Soldaten, aber auch Einwohner, die nicht rechtzeitig fliehen konnten. Zwei Tage lang belagern die Britannier das Bauwerk, dann erstürmen sie es.

Nach dem Sieg führt Boudica ihr Kriegerheer weiter in Richtung Südwesten, schlägt eine herbeigeeilte Legion in die Flucht und stößt nach Londinium

vor (dem späteren London), zu der Zeit bereits ein lebendiger Handelsplatz.

Auch Londinium setzen die Britannier fast vollständig in Brand, ziehen weiter durchs Land, überfallen und plündern den Ort Verulanium (heute St. Albans). Auf ihrem Verwüstungszug töten sie insgesamt 70 000 Menschen, wie Tacitus berichtet.

Für einen Augenblick sieht es so aus, als würden die Römer ihre britannische Provinz wieder verlieren.

Doch mittlerweile ist der Statthalter Suetonius Paulinus eingetroffen, der während der ersten Tage des Aufstands mit einer großen Zahl von Legionären einen Feldzug an der Westküste geführt hat.

An Mannschaftsstärke ist er den Britannier gefährlich unterlegen: Nur 10 000 bis 15 000 Römer stehen wahr-

scheinlich mehr als 100 000 Einheimischen gegenüber. Paulinus ist aber ein erfahrener Feldherr, und es gelingt ihm, Boudicas Truppen an einem für die Römer besonders günstig gelegenen Ort zur Schlacht zu stellen.

Seine Legionäre und Hilfssoldaten erwarten die Aufständischen am Ende eines trichterförmig zulaufenden Engpasses, in dem sich die Feinde hineinzwängen müssen, sodass sie ihre Übermacht nicht ausspielen können. Hinter den Römern liegt ein dichter, undurchdringlicher Wald, vor Angriffen von hinten sind sie so geschützt. (Der genaue Schauplatz der Schlacht ist nicht bekannt, liegt aber wahrscheinlich nordwestlich Londons im Landesinneren).

Die dennoch scheinbar weit überlegenen Britannier sammeln sich siegesicher auf einer Ebene vor dem Engpass,

und vielleicht ist es dieser Übermut, der sie dazu bringt, ihre seit der Zeit des Cassivellaunus bewährte Ausweichtaktik aufzugeben und sich den Gegnern in offener Schlacht entgegenzuwerfen.

Angesichts des erwarteten Triumphs haben viele Krieger sogar ihre Frauen und Kinder als Zuschauer mitgebracht.

Boudica, so berichten die römischen Geschichtsschreiber später, fährt mit einem Streitwagen zwischen ihren Kämpfern umher, hält anfeuernde Reden. Dann befiehlt sie, die Kriegshörner zu blasen, das Signal hält über das weite Feld – die Britannier stürzen los.

Es ist ein wilder, ungeordneter Haufen, der sich nun in Richtung des Engpasses drängt. Rüstungen oder Brustpanzer tragen die Männer nicht, bekleidet sind sie wohl nur mit Hosen. In den Händen halten sie Schwerter, Messer und Jagdspeere, nur die wenigsten besitzen Helme und Schilder.

Bald schon können sie die Legionäre deutlich erkennen, die schweigend hintereinander in geordneter Kampfformation angetreten sind, flankiert von Reitern mit Lanzen. In der Sonne glänzen ihre Schilder und Helme, bewaffnet sind sie mit zweischneidigen Kurzschwertern und jeweils zwei Wurfspeeren. Und die – so der Befehl – dürfen sie erst dann schleudern, wenn der Statthalter das Signal gegeben hat.

Als die Britannier weniger als 100 Meter entfernt sind, kommt das Kommando – und dann surren rund 7000 Speere durch die Luft. Kurz darauf wird die zweite Salve abgefeuert; Tausende Britannier liegen tot oder verwundet auf dem Boden. Doch noch immer drängen die einheimischen Krieger auf die Römer zu in den Engpass.

Die Legionäre und Hilfssoldaten rücken jetzt in Keilform langsam vor. Die Britannier sind im Engpass eingeschwängt; vorn die Legionäre, von hinten drücken die eigenen Krieger nach. Mit



Zunächst scheint es, als würden die Römer Britannien verlieren: Unaufhaltsam ziehen Boudicas Krieger durchs Land, brennen mehrere Städte nieder, darunter Londinium, das spätere London. Doch dann wagen die Aufständischen die offene Feldschlacht – und unterliegen der Militärmaschine des Imperiums

ihren Kurzschwertern machen die Römer Boudicas Kämpfer zu Hunderten nieder. Zudem nehmen ihre Reiter die Britannier in die Zange. Deren anfängliche Siegesstimmung verfliegt, panisch beginnen die Ersten zu fliehen, hinaus in die Ebene.

Doch dort versperren ihnen ihre eigenen Wagen den Weg, die sie am Rand des Schlachtfeldes abgestellt haben.

Am Abend liegen, so schreibt Tacitus, fast 80 000 Britannier tot auf dem Schlachtfeld, auch Frauen und Kinder. Boudicas gewaltiges Heer ist fast vollständig aufgerieben worden. Sie selbst tötet sich am Ende der Kämpfe mit Gift (so berichtet es Tacitus; nach Cassius Dio wird sie krank und stirbt).

Literaturempfehlung: Vanessa Collingridge, „Boudica“, Overlook Press; lebendige und fundierte Darstellung der Rebellion gegen die Römer in englischer Sprache.

Die Römer, verstärkt durch 2000 Legionäre aus Germanien, rücken nun in die Gebiete der aufständischen Stämme ein. Nie wieder wird es im Süden Britanniens eine keltische Rebellion geben.

Im äußersten Westen und im Norden der Insel gelingt es den Eroberern dagegen nicht, die einheimischen Stämme zu unterwerfen. Deshalb lässt Kaiser Hadrian 122 n. Chr. einen rund 120 Kilometerlangen Verteidigungswall von der Ost- bis zur Westküste errichten. So trennt er das heutige Nordengland und Schottland vom romanisierten Britannien.

In der römischen Provinz lernen nun viele die Sprache der Besatzer. Wer mit ihnen Geschäfte machen oder als Stammesführer mit ihnen verhandeln will, muss Latein sprechen – für einen Groß-

Stämme aus dem Norden den Hadrianswall: Die Pikten greifen gemeinsam mit den Skoten an – aus Nordirland nach Nordbritannien eingewanderten Kelten, nach denen die Region später benannt wird. Zur gleichen Zeit attackieren sächsische Piraten die Ostküste der Insel.

Die Römer, die auch in anderen Teilen des Imperiums gegen Invasoren kämpfen, geben Britannien auf. Nun ziehen immer mehr Sachsen und Angeln und andere Angehörige germanischer Stämme auf die Insel und lassen sich dort nieder.

Sie verdrängen nach und nach die keltisch-römische Kultur sowie die lateinische Sprache und unterjochen die einheimische Bevölkerung. Nur im Norden (Nordengland und Schottland) und im Westen (Wales, Cornwall und Devon) können die Kelten ihre Kultur bewahren.

der Evangeliere schmücken sie mit jenen überlieferten keltischen Mustern, die schon ihre heidnischen Vorfahren liebten, kombinieren sie zudem mit spätantiken und germanischen Ornamenten – und weben so ein dichtes Geflecht aus Ranken, Wirbeln und Rauten, gemalt in leuchtenden Farben. Und bis ins 12. Jahrhundert verzieren Steinmetze steinerne Hochkreuze, die über Gräbern oder an Wallfahrtsstätten aufgestellt werden, auch mit Spiralen und anderen keltischen Ornamenten.

Heute ist Irland der einzige Staat, in dem ein keltisches Idiom erste Landessprache ist: Mehr als 50 000 Menschen verständigen sich dort auf Gälisch.

In Schottland beherrschen rund 60 000 Einheimische die dortige Varian-



Klinge und Scheide sind aus Eisen, der Griff aufwendig mit roter Emaille verziert:
Um 250 v. Chr. wird ein Britannier mit diesem Schwert bestattet

teil der Oberschicht wird es vom 3. Jahrhundert an sogar zur Muttersprache.

Doch das Keltische geht nicht unter: Die britannischen Bauern und Nicht-Adeligen sprechen es weiter, ebenso die Bewohner Irlands, die nie unter römischer Herrschaft kommen (und anders als in Britannien, wo sich die Kunsthanderwerker immer stärker dem römischen Geschmack anpassen, arbeiten die Meister in Irland weiter mit den alten keltischen Ornamenten).

Rund 350 Jahre währt die Herrschaft der Römer in Britannien. Um 370 n. Chr. überrennen dann

In diesen Gebieten sprechen die Menschen weiterhin Keltisch, auch wenn sich im Laufe der Zeit mehrere Einzelsprachen herausbilden, darunter Schottisch-Gälisch, Walisisch und das in Cornwall gesprochene Kornisch.

Vom 6. Jahrhundert an, als auf dem Festland die Welt der Kelten längst verschwunden ist, wird in Irland die keltische Kunst zu einer neuen Blüte gebracht – von Mönchen. Nachdem der Missionar Patrick die Iren zum Christentum bekehrt hat, sind viele junge Männer in die neu errichteten Klöster eingetreten. Dort widmen sie sich ganz dem Gebet sowie dem Kopieren der Heiligen Schrift. Die Pergamentseiten

te des Gälischen. Walisisch sprechen etwa 600 000 Menschen. In Cornwall war Kornisch Ende des 18. Jahrhunderts bereits ausgestorben, wurde aber wiederbelebt – ähnlich wie auf der Isle of Man, wo 1974 der letzte Mensch starb, der die alte Sprache Manx beherrschte, die inzwischen aber wieder von rund 1500 Einheimischen verstanden wird.

Und so lebt das Keltische auf den Britischen Inseln fort. Und das nicht nur in den Sprachen: Seit dem 18. Jahrhundert gelten die kargen, nebligen Regionen von Irland, Schottland, Wales und Cornwall als typisch keltische Landschaften.

Ausgerechnet in jenen Gebieten also, die in der Antike ganz am Rande der keltischen Welt lagen, haben die Kelten überlebt.

Druiden sind die geistlichen Führer der keltisch geprägten Britannier



Oliver Fischer, 40, war bei der Recherche für diesen Text besonders von den abstrakten Ornamenten beeindruckt, mit denen die Inselkelten ihre Waffen verzierten.

Das keltische JAHRTAUSEND

Die Geschichte der keltischen Stämme beginnt im historischen Dunkel fernster Frühzeit. Erst im Verlauf des 1. Jahrtausends v. Chr. treten sie in Mitteleuropa deutlicher ans Licht: als Träger einer Kultur, die den Krieger verehrt und Handel treibt, die Eisen nicht nur zu verarbeiten, sondern auch zu produzieren weiß – und Kunstwerke eigentümlicher Schönheit erschafft. Lange Zeit können sich die Stämme gegen das aufstrebende Rom behaupten.

Bis das expandierende Imperium sie nach und nach fast alle unterwirft

von OLAF MISCHER

Ab etwa 800 v. Chr. bestimmt eine rätselhafte Völkerschar die Geschichte Mitteleuropas. Griechische Autoren werden diese Menschen später „Kelt“ nennen (vielleicht „die Erhabenen“); Die Römer bezeichnen sie indes als „Galii“, die Germanen als „Welsche“. Keltische Stammesverbände leben zunächst in einigen fruchtbaren Gegenenden Süddeutschlands, Ostfrankreichs, des heutigen Österreichs sowie der Schweiz. Später besiedeln sie weite Regionen zwischen Atlantik und Schwarzen Meer – bis die keltische Kultur um die Zeitenwende in der römischen aufgeht.

Einige wenige keltische Inschriften, Berichte antiker Autoren, von Archäologen geborgene Trinkgefäße und Waffen sowie rekonstruierte Siedlungen und Gräberfelder geben ebenso Auskunft darüber, wie und wo Kelten gelebt haben könnten, wie zahllose aus keltischer Zeit stammende Landschafts-, Orts- und Gewässernamen

(etwa „Böhmen“, „Malland“ und „Marne“).

Doch das von Sprachwissenschaftlern aus diesen geographischen Bezeichnungen rekonstruierte Verbreitungsgebiet des Keltischen deckt sich überall und zu allen Zeiten mit den von Archäologen anhand von Funden als keltische Kulturregionen definierten Gebieten (siehe Karte Seite 146).

Auch haben Historiker Fehler und Ungereimtheiten in den

Angaben griechischer und römischer Schriftsteller ausgemacht, die die Kelten und deren Siedlungsgebiet oft nur aus

Berichten von Kaufleuten kannten. Und weil zudem die wenigen erhaltenen Inschriften keine Auskunft darüber geben, ob sich deren Autoren als Angehörige eines keltischen

Volkes verstanden

haben, streiten Alter-

turnwissenschaftler

seit Langem darüber,

ab wann von „Kel-

ten“ gesprochen

werden kann und ob

diese Kelten über-

haupt ein Volk oder

lediglich eine Schar

vielfach verfeindeter

Stämme waren.

schen dieser Kultur als „Kelt“ verstehen? Und wie ist diese Kultur untergegangen?

Um 2800 v. Chr. Aus Osteuropa stammende Nomaden (von manchen Alter-

Dennoch: Als „Kelt“ werden heute die Angehörigen der ältesten, näher bekannten Kultur nördlich der Alpen bezeichnet. Wie aber hat sich diese Kultur – also die gemeinsame Kunst, Sprache und Lebensart – entwickelt? Ab wann haben sich die Men-

tumswissenschaftlern nach den charakteristischen Verzierungen ihrer Tongefäße als „Schnurkeramiker“ bezeichnet) wandern unter anderem ins spätere Kerngebiet der Kelten ein: in die Regionen der heutigen Staaten Österreich und Schweiz sowie nach Süddeutsch-

In den folgenden Jahrhunderten leben die Einwanderer im Keltengebiet neben dort bereits länger ansässigen Bevölkerungsgruppen, vermischen sich wohl auch mit diesen.

um 2200 v. Chr. Im späteren Siedlungsgebiet der

Salzburger Land – zunächst aus Erzadern nahe der Oberfläche, dann in Bergwerken. Zinn importieren die Metallexperten, die neue Technik wahrscheinlich von Meistern aus Griechenland übernommen haben, aus entfernten Regionen, vielleicht aus dem Erzgebirge. Mit der beginnenden „Bronzezeit“ steigt die Nachfrage nach dem Metall in Mitteleuropa stark an. So entwickelt sich im Laufe der Jahrhunderte ein europäisches Handelsnetz.

vor 1500 v. Chr. Nahe dem heutigen Hallstatt im österreichischen Salzkammergut beginnen Siedler mit dem Abbau von Salz in vertikalen Schächten – es entsteht das älteste bekannte Salzbergwerk Europas. Salz ist ein seltenes und begehrtes Gut, da es für die Gesundheit von Menschen und Haustieren sowie zur Konservierung von Fleisch unentbehrlich ist. Hallstatt wird bald unter anderem nach Böhmen und Slowenien



Ausgedehnte Befestigungsanlagen schützen um 550 v. Chr. diesen Sitz eines Keltenfürsten auf einer Anhöhe am Nördlinger Ries

Kelten beginnen Handwerker, verstärkt Werkzeuge und Waffen aus Bronze herzustellen, einer relativ harten Legierung aus Kupfer und Zinn. Kupfer gewinnen sie vor allem im heutigen

exportiert. Die durch den Handel mit Salz und Bronze wohlhabende Alpenregion wird später zu einem der bedeutendsten Zentren keltischer Kultur.

um 1500 v. Chr.

In den nordöstlichen Alpen sammeln die Bewohner der späten keltischen Region goldhaltiges Quarzgestein, wie einige wenige archäologische Funde vermuten lassen. Bei den Kelten ist das edle Metall später lange Zeit nur den Adeligen vorbehalten.

um 1340 v. Chr.

Im Hallstätter Salzbergtal fügen Zimmeleute die älteste erhaltene Holztreppe Europas in einer Abbaustrecke eines Bergwerks zusammen. Inzwischen sind zahlreiche Arbeitskräfte in die reiche Region zugewandert – vielleicht aus dem Unterinntal. Zur Versorgung der wachsenden Zahl von Menschen bewirtschaften Bauern nun auch Weideland in entlegenen Alpentälern.

Landwirte bauen Gerste, Hirse und Hülsenfrüchte wie Erbsen und Bohnen an. Ehemals ver einzelte Höfe und Wohnstätten wachsen jetzt zu Dörfern heran.

nach 1300 v. Chr.

In den südlichen Alpen, nahe dem Lago Maggiore und dem Comer See, sprechen Menschen eine frühe Form des Keltischen, so das Ergebnis sprachwissenschaftlicher Studien. Archäologische Funde deuten darauf hin, dass Stammesgruppen vom nordwestlichen

Alpenrand in diesen außerhalb des späten keltischen Siedlungsgebietes gelegenen Landstrich zugewandert sind. Hier verschmelzen die Kulturen der Einwanderer und der einheimischen Bevölkerung zu der „Golaseccakultur“ (benannt nach einem Ort in Oberitalien), die Inschriften in einem keltischen Dialekt hinterlässt. Nördlich der Alpen verbreitet sich in den folgenden Jahrhunderten das Keltische wahrscheinlich zunächst – durch Warenaustausch und soziale Kontakte zwischen den Stämmen beginnst – als eine Art Handels sprache. Mit der Sprache gleichen sich wohl auch allmählich die Sitten und Werte der Keltisch sprechenden Menschen an.

um 1200 v. Chr.

In einigen Regionen des bronzezeitlichen



Geometrische Muster zieren die frühe Keramik der Kelten, wie diesen 2700 Jahre alten Toneller von der schwäbischen Alb

Europas – etwa im Salzkarrenzug, im Westen Ungarns sowie in Böhmen – entsteht innerhalb kurzer Zeit eine neue Kultur, deren auffälliges Merkmal ein neuer Bestat

tungsbrauch ist: Die Hinterbliebenen verbrennen die Leichen der Verstorbenen und setzen deren Asche in Tongefäßen bei – eine Sitte, die etwa 100 Jahre später auch in Südfrankreich und Katalonien verbreitet ist. In der Zeit dieser „Urnenfelderkultur“ treiben Handwerker aus Bronzeblech zum Teil aufwendig mit geometrischen Mustern verzierte Gefäße. Die Menschen bauen jetzt neben unbefestigten, weiterartigen Siedlungen auch durch Wall- und Grabenwerke geschützte Ortschaften.

Spätestens seit 1200 v. Chr. unterhalten die Bewohner Britanniens intensive Handelskontakte zum Festland. Sie werden die wohl wichtigsten Lieferanten von Zinn; möglicherweise importieren sie im Austausch unter anderem Waffen.

800 v. Chr.

In Hallstatt und den meisten anderen Gebieten der Urnenfelderkultur verarbeiten Handwerker neben Bronze nun vermehrt Eisen, das sie etwa zu Schwertern schmieden. In der Sichtweise vieler Archäologen markieren die beginnende „Eisenzeit“ und der damit verbundene kulturelle Wandel den Anfang des keltischen Zeitalters – denn jetzt beginnt die glanzvollste Epoche der mitteleuropäischen Vorgeschichte. Neben der Verwendung von Eisen ist ein Wandel in der Bestattungskultur ein weiteres auffälliges Merkmal der neuen Ära: Die

Toten werden zu meist nicht mehr verbrannt, sondern – vielfach in Hugelgräbern – beigesetzt. Die Ruhestät-



Vom Salzhandel leben die Kelten von Hallstatt (im heutigen Österreich); Zeremonialbeit eines reichen Bergmanns

ten werden je nach sozialer Stellung des Verstorbenen mit mehr oder weniger aufwendigen Belägen ausgestattet.

Doch brechen die Menschen dieser „Hallstattkultur“ nicht vollkommen mit den Traditionen ihrer Vorfahren der Urnenfelderkultur. So verzieren die Handwerker ihre Produkte weiterhin mit geometrischen Mustern. Die Hallstattkultur breitet sich nördlich der Alpen bis Prag aus sowie zwischen Wien im Osten und dem Burgund im Westen.

um 780 v. Chr.

Auf dem Hexenberg (bei Augsburg) wird die Asche eines verstorbenen Kelten mit einem vierrädrigen Wagen beigesetzt; dies ist das älteste bekannte der für den keltischen Adel typischen Wagengräber. Die

Hinterbliebenen legen dem Verstorbenen unter anderem auch ein Bronzeschwert und eine Goldblechschale ins Grab, jedoch keine eisernen Gegenstände.

um 750 v. Chr.

Im Hallstätter Salzrevier arbeiten bis zu 500 Bergleute, die am Wohlstand der Region teilhaben: Sie tragen Kleider aus aufwendig gewebten Stoffen und trinken wahrscheinlich importierten Wein aus bronzezeitlichen Gefäßen.

Südlich der Alpen siedeln sich Etrusker (ein Volk, dessen Herkunft noch ungeklärt ist) zwischen Tiber und Arno sowie in Sizilien an. Ihre hoch entwickelte Kunst beeinflusst später sowohl Römer als auch Kelten, mit denen sie sehr bald Handel treiben.

um 720 v. Chr.

Auf dem heutigen Stadt Frankfurt, südlich des Mains, beherrscht der wohl erste keltische Fürst ein Territorium von vielleicht 40 Kilometern Durchmesser. Wahrscheinlich verfügt er über eine größere Zahl von Gefolgsleuten: Bedienstete und Bauern. Als er etwa zwei Jahrzehnte später 50- bis 60-jährig stirbt, wird er unter anderem mit einem großen eisernen Messer und seinem noch aus Bronze gegossenen und von Kampfspuren gezeichneten Schwert beigesetzt. Zudem enthält das Grab Ess- und Trinkgeschirr aus Italien.

ab 700 v. Chr.
Auf der iberischen Halbinsel siedeln

mehrere Kelten sprechende Stämme. Griechische Historiker berichten später, dass sie zunächst gegen die heimischen Iberer gekämpft, dann aber mit ihnen Frieden geschlossen und sich mit ihnen vermischt hätten. Diese „Keltiberer“ seien gastfreudlich, so die Griechen, aber auch befremdlich, denn sie würden sich mit Urin waschen.

616 v. Chr.

Auf dem Gebiet des heutigen Villingen-Schwenningen im Schwarzwald errichten keltische Arbeiter und Handwerker ein Fürstengrab, genannt „Magdalenenberg“. Es ist mit einem Volumen von 33 000 Kubikmetern, einem Durchmesser von 102 und einer Höhe von acht Me-



Hut, Halsreif und Dolch weisen den Dargestellten als Krieger aus; Sandsteinstatue aus Hirschlanden bei Stuttgart, um 530 v. Chr.

tern eines der größten Grabmäle der Hallstattkultur. Etwa vier Kilometer nordwestlich des Hügels liegt eine befestigte Siedlung, wahrscheinlich die Residenz des Fürsten,

dessen Macht wohl auf dem Besitz von Erzminen beruht hat.

um 600 v. Chr.

Am Mittelmeer, nahe der Rhône-mündung, gründen griechische Kaufleute die Hafenstadt Massalia (Marseille). Fortan tauschen Griechen vermehrt Felle, Metalle und wohl auch Sklaven aus den keltischen Regionen etwa gegen Wein und kunstvolle attische Keramik.

Bald berichten griechische Autoren erstmals über die Kelten (die ältesten Quellen sind allerdings verloren gegangen). Etwa 250 Jahre später nennt der Philosoph Platon zwei Eigenschaften, die den Kelten bis heute anhaften: Sie seien kriegerisch und trunksüchtig. Andere antike Schriftsteller bezeichnen sie als untreu und hinterlistig, aber auch als tapfer. Und im 1. Jh. v. Chr. schreibt der Historiker Diodor: „Bei der Mahlzeit geraten sie häufig aus unbedeutendem Anlass in einen Wortwechsel und fordern einander zum Zweikampf heraus, da sie sich aus dem Verlust des Lebens nichts machen.“ Doch solche Charakterisierungen stehen im Gegensatz zur archäologisch nachgewiesenen spezialisierten Handwerks- und Handelskultur der Kelten, die ein hohes Maß an Disziplin erfordert.

Zwischen Weser und Ostsee entwickelt sich die „Iastorfkultur“ – nach Ansicht vieler Wissenschaftler die Keimzelle der

späteren germanischen Stämme.

ab 500 v. Chr.

Um den Fürstensitz Heuneburg an der oberen Donau, nahe dem heutigen Sig-



Mit dem Zirkel konstruieren keltische Künstler im 5. Jh. v. Chr. Muster für fein gearbeitete Zierscheiben

maringen, wächst aus einer Ansammlung einzelner Gehöfte auf einer Fläche von 70 Hektar eine von etwa 5000 Menschen bewohnte, von einem Wall umgebene Ortschaft heran. Erst rund 400 Jahre später entstehen unter mediterranem Einfluss ähnliche, von den Römern *oppida* genannte Stadtanlagen in großer Zahl.

um 570 v. Chr.

Auf der griechischen Insel Aigina werden die ersten Münzen Europas geprägt. Kelten führen das Metallgeld rund 300 Jahre später ein.

um 550 v. Chr.

Keltische Handwerksmeister in Südwestdeutschland nutzen erstmals die Töpferscheibe. Andere verarbeiten importierte Bernstein und Korallen – etwa zu Schmuckstücken. Schneider nähen Hosen, die

in vielen Regionen Europas noch weitgehend unbekannt sind, kittelartige Obergewänder für Männer. Für Frauen fertigen sie ärmellose Kleider und Umhänge an, die nun nicht mehr mit einfachen Nadeln, sondern mit Gewandspangen (Fibeln) zusammengehalten werden.

um 525 v. Chr.

In Hochdorf (bei Ludwigsburg) wird ein Fürst in einer gut 22 Quadratmeter großen Grabkammer aus Eichenholz bestattet. Anschließend schichten seine Gefolgsleute 50 Tonnen Gestein und einen gewaltigen Erdhügel über der Kammer auf. Wahrscheinlich ist es diese Last, die verhindert, dass das Grab – wie viele andere – noch in antiker Zeit geplündert wird, sodass Archäologen 2500 Jahre später ungewöhnliche Grabbeigaben bergen können: unter anderem eine aus Bronzeblech gefertigte Liege, wie sie bis heute in keinem anderen keltischen Hügelgrab gefunden worden ist.

um 490 v. Chr.

Nahe dem heutigen Dorf Vix in Burgund wird eine etwa 30- bis 35-jährige Adelige beigesetzt. Wie anderen Vornehmen dieser Zeit werden auch ihr zahlreiche Gefäße griechischer Herkunft ins Grab gelegt – ein Hinweis darauf, dass sich die keltische Elite mittlerweile an der Lebensweise der Griechen orientiert. Vielleicht war die „Fürstin von Vix“ zu Lebzeiten Regentin des umliegenden

Territoriums. Denn sie wird mit einem gewöhnlich Männer vorbehalteten Statussymbol bestattet: einem vierrädrigen Wagen. Andere Grabbeigaben sprechen dafür, dass es sich bei der Verstorbenen möglicherweise auch um eine Priesterin handelt.

um 450 v. Chr.

Eine neue Epoche der keltischen Geschichte beginnt: die „Latènezeit“ (benannt nach einem Opferplatz bei La Tène im Schweizer Kanton Neuchâtel). Ihr

seits durch intensive Handelsbeziehungen, andererseits wohl auch durch Wanderung keltischer Gruppen. Kinderrechtum sowie Mangel an geeignetem Siedlungsland, aber auch Kriegslust sind mögliche Motive für die Emigration: „Lieber sterben als tapelos alten“, so notiert jedenfalls der römische Dichter Silius Italicus gegen Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. eine Maxime der Kelten. Doch wahrscheinlich geschieht die Expansion friedlich. Denn Archäologen haben

einen Fürsten als typischen keltischen Kriegsherrn zeigt: Der bartige Mann trägt Hosen sowie Hals-, Arm- und Fingerringe. Sein Körper ist sowohl durch einen Brustpanzer als auch durch einen Schild, den er in der linken Hand hält, geschützt. Und er trägt eine Kappe, die bestückt ist mit übergrößen Blättern der für die Kelten heiligen Mistel.

um 400 v. Chr.

Da die Bewohner im Süden Britanniens bereits seit Langem

ANFANGS HAT ROM DEN KELTEN NICHTS ENTGEGENZUSETZEN

Merkmal ist ein von floralen Ornamenten sowie vor allem von Tier- und Menschenbildnissen geprägter Kunststil, der sich aus der Hallstattkultur entwickelt hat, aber auch von griechischen und etruskischen Vorbildern beeinflusst ist. Der Latène-Stil verbreitet sich innerhalb weniger Jahrzehnte und wird die Kunst der Kelten bis zu ihrem Verschwinden prägen.

Der keltische Einfluss verstärkt sich nun auch weiter im Norden, etwa im Hunsrück und in Nordbayern. Bald darauf expandiert die Kultur im gesamten Gebiet des heutigen Frankreichs. Die Keltisierung – das heißt, die Übernahme keltischer Sprache und Kultur – erfolgt hier einer-

blang keine Hinweise auf kriegerische Zerstörungen aus dieser Zeit gefunden.

um 420 v. Chr.

Für eine Grabstätte am Glauberg (am Ostrand der Wetterau in Hessen) meißeln Künstler vier Statuen aus Sandstein, darunter ein 1,86 Meter großes Standbild, das möglicherweise

intensiv mit keltischen Kaufleuten Waren tauschen, hat sich die keltische Sprache in den vorangegangenen Jahrhunderten bis in die nördliche Inselregion ausgebreitet (ihre ursprüngliche Muttersprache haben die Britannier vollkommen vergessen). Gleichwohl zählen die meisten Archäologen die Inselbewohner nicht zu den Kelten, da ihre Alltagsgegenstände nicht von der Latène-Kultur geprägt sind.

Angehörige keltischer Stämme, unter anderem Seonen aus dem heutigen Ostfrankreich, verlassen ihre Heimat und ziehen nach Italien – vermutlich, weil sich das Klima nördlich der Alpen verschlechtert hat. Die Auswanderer gewinnen mehrere Schlachten gegen



Verzierte Bronzespangen halten die Gewänder der Frauen an den Schultern zusammen

die Etrusker und kontrollieren bald die Po-Ebene sowie einen Streifen an der Adria, der sich bis zum späteren Ancona erstreckt. Hier lassen sie sich zumeist in Dörfern nieder, gründen auch Städte, darunter das heutige Mailand, dessen keltischen Namen die Römer als Mediolanum übernehmen werden.

Etwa gleichzeitig ziehen Kelten von Süddeutschland und Böhmen aus bis zu mittleren Donau und später in die Gebiete der heutigen Staaten Kroatien, Serbien und Rumänien, wo sie sich wohl vielfach gegen einheimische Siedler durchsetzen.

Insgesamt geben in diesen Jahren etwa 300 000 Kelten ihre Heimat auf, berichtet ein antiker Historiker. Möglicherweise ist diese Zahl zu hoch angesetzt, denn wohl die meisten der alten keltischen Siedlungen bleiben bestehen.

387 v. Chr. Senonen überfallen und plündern Rom. Nur den kapitolinischen Hügel, eine der Anhöhen der Stadt, können sie nicht einnehmen. Nach längerer Belagerung sind die Römer bereit, ein Lösegeld zu zahlen, so der Historiker Lívius. Doch noch bevor die Summe vollständig ausbezahlt ist, vertreiben aus dem Umland herbeieilige römische Legionen die Angreifer. Seither nutzen die römischen Eliten den *metus gallicus*, die Furcht vor den Kelten, für ihre poli-

tischen Zielen. So flammen in den folgenden Jahrhunderten immer wieder Kämpfe mit den in Norditalien siedelnden Kelten auf.



Stilisierte Tiere schmücken diese Kanne aus Basalt-Yutz in Lothringen; um 400 v. Chr.

368 v. Chr.

Keltische Söldner kämpfen für den griechischen Staat Sparta gegen das ebenfalls griechische Theben. Längst sind die Kelten für ihren Mut und ihre Kampfkraft im Mittelmeerraum berühmt.

um 325 v. Chr.

Der griechische Forschungsreisende Pytheas aus Massalia vermisst die Küste Britanniens; er nennt die Insel „Brettanike“.

um 300 v. Chr.

Ein Kunsthändler aus Mainz am Mittelrhein fertigt aus Gold einen *torques*, einen prachtvollen keltischen Halsreif, der bald darauf nach Irland gelangt – er ist heute das älteste bekannte Artefakt im La Tène auf der Insel. Die irischen Metallhandwerker

dieser Zeit sind zwar vielfach von der keltischen Kultur inspiriert, folgen aber vor allem lokalen Traditionen. Damit zählt auch die Bevölkerung Irlands aus archäologischer Sicht nicht zu den Kelten.

298 v. Chr.

In Italien siedelnde Kelten verbinden sich mit Etruskern, Samnitern und anderen Völkern gegen Rom, das die Vormacht auf der Apenninenhalbinsel anstrebt. Drei Jahre später unterliegt die Allianz in mehreren Schlachten. Die Römer dehnen nun ihren Einfluss in Mittelitalien weiter aus.

um 290 v. Chr.

In Britannien entwickeln Meister eine spezielle Form der Laténekunst zur Verzierung von eisernen Schwertern sowie von bronzenen Schilden und Wagenbeschlägen. In der Herstellung von Tongefäßen sowie ihrer Architektur aber unterscheiden sich die Britanier weiterhin von den Kelten auf dem Festland.

283 v. Chr.

Der Römer besetzen das keltische Siedlungsgebiet an der Adria und vertreiben die dort ansässigen Senonen. Doch die weiter im Norden Italiens lebenden Stämme bleiben unabhängig.

280 v. Chr.

Nachfahren derjenigen Stämme, die im 4. Jahrhundert v. Chr. auf die Balkanhalbinsel gezogen sind, fallen in Griechenland ein und bestürmen im folgenden Jahr

Delphi. Doch bevor sie den reichen Schatz des dortigen Tempels plündern können, werden sie von einer Allianz griechischer Streitkräfte zurückgedrängt.

278 v. Chr.

In Thrakien (auf dem Gebiet des heutigen Bulgarien) gründet ein keltischer Stammesfürst das Königreich Tylis. Doch 66 Jahre später zerfällt das Reich unter dem Ansturm thrakischer Heere.

Nikomedes I., Herrscher des im Norden Kleinasiens gelegenen Königreichs Bithynien, verpflichtet die Männer dreier keltischer Stämme als Soldner. Gemeinsam

mit ihren Familien

siedeln sie später in Zentralanatolien, wo ihre Stämme eine von einem gemeinsamen Rat geleitete Föderation bilden. Die von den griechischen Autoren „Galater“ genannten Einwanderer versetzen die Völker ihrer neuen Heimatregion mit zahlreichen Überfällen lange Zeit in Angst und Erpressung von ihnen Tribut. Erst die Römer können sie im Jahr 188 v. Chr. zwingen, ihre Raubzüge einzustellen. Später übernehmen römische

Historiker die Bezeichnung *galatai* und übertragen den Namen auf alle Kelten: *galii*, Gallier.

um 250 v. Chr.

Am Nordende des Neuenburger Sees

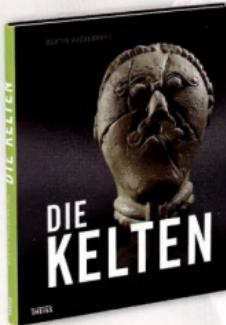
in der heutigen Schweiz bauen Handwerker beim Ort La Tène eine hölzerne Brücke über den Ausfluss zum benachbarten Bieler See. Keltische Krieger opfern an diesem neuen Kultplatz Waffen.

Einige Jahre später gründen Angehörige des keltischen Stammes der Parisii die Siedlung Lutetia, das spätere Paris.

Um diese Zeit reicht der Einfluss der keltischen Kultur – mehr oder weniger stark ausgeprägt – von den Britischen Inseln bis nach Kleinasien, von der iberischen Halbinsel bis nach Ostmitteleuropa. Das in zahlreichen Dialektien gesprochene Keltisch ist

»Ein hervorragender Einblick in eine existente, verlorene geglaubte Weltkultur.«

StudioS



Martin Kuckenburg

Die Kelten

240 S. mit rund 200 farb. Abb.

Einführungspreis bis zum 31.03.2011: € 39,90;

danach € 49,90. ISBN 978-3-8062-2274-6

service@theiss.de
www.theiss.de

THEISS

die am weitesten verbreitete Sprache Europas.

um 240 v. Chr.

Truppen der nord-afrikanischen Macht Karthago (Tunesien) beginnen den Süden und Osten der iberischen Halbinsel zu unterwerfen – viele in den Nachbarregionen lebende Kelthiberer treten bald als Soldner in den Dienst der Karthager.

225 v. Chr.

Römische Legionen führen Krieg gegen die in Norditalien siedelnden Kelten und besiegen sie bei Telamon. Rund drei Jahrzehnte später erobert Rom mit Bononia (heute Bologna) den letzten großen Hort keltischen Widerstands in Italien. Später wird das Gebiet Teil der Provinz Gallia Cisalpina („Keltenthal des Alpen“, aus römischer Sicht, also südlich der Alpen), die neben der Po-Ebene auch Ligurien und Venetien umfasst. Die keltischen Bewohner nehmen nach und nach römische Sitten an.

um 220 v. Chr.

Auf einer Kultstätte bei der heutigen nordfranzösischen Ortschaft Ribemont-sur-Ancre (20 Kilometer östlich von Amiens) befestigten Priester sorgsam die kopflosen Leichen von mehreren Hundert jungen Männern an Gestellen. Wahrscheinlich handelt es sich um in einer Schlacht gefallene feindliche Soldaten. Solche Kultplätze gibt es auch in anderen Teilen des keltischen Siedlungsgebietes. Antike Autoren be-



127 v. Chr.
schnitzt ein Künstler aus einer Bohle dieses und den nebenstehenden Ziegenbock

richten, Kelten würden vor ihren Kriegszügen den Göttern opfern, um sie gnädig zu stimmen – und danach, um ihnen zu danken.

218 v. Chr.

Rom erklärt Karthago den Krieg, nachdem dessen Truppen in Spanien eine vorgleichbar unter römischem Schutz

durch Südfrankreich und – geführt von keltischen Wegkundigen – im Herbst mit Kriegselefanten über die verschneiten Alpen in die Po-Ebene, um Verbündete im Kampf gegen Rom zu gewinnen. Tatsächlich schließen sich viele Kelten dem Karthager an.

Gut ein Jahrzehnt später vertrieben die Römer Karthagos Truppen von der iberischen Halbinsel – und führen dort in den folgenden Jahrzehnten immer wieder den Krieg gegen die Kelthiberer. Deren letzten Widerstand aber bricht erst Caesar um 60 v. Chr.

um 200 v. Chr.

Etwa 100 keltische Sklavenjäger, so lässt sich anhand von archäologischen Funden vermuten, überfallen im von Germanen besiedelten Weserbergland die heute so genannte Ameilungsburg, in der sich heimische Bauern – Männer, Frauen und

werden später möglicherweise auf römischen Sklavenmärkten verkauft.

170 v. Chr.

Die keltischen Noriker schließen mit den Römern einen Freundschaftsvertrag, der Rom unter anderem Handelsprivilegien beim Import von Gold und Eisen aus dem norischen Stammesgebiet in Südstoßterreich einräumt.

ab 150 v. Chr.

Im keltischen Europa entstehen vielerorts befestigte Städte: Alesia und Bibracte in Burgund etwa und Manching in Bayern. Die Kelten stehen nun an der Schwelle zur Hochkultur. Denn ihre Wirtschaft ist zudem arbeitsteilig organisiert, und Münzgeld ist allgemein anerkanntes Zahlungsmittel; auch fixieren Kaufleute ihre Verträge schriftlich, wie von Archäologen gefundene Siegel und Griffel belegen. Mit dem wirtschaft-



Die zwei Figuren flankierten einst eine menschliche Statue, die möglicherweise ein Brunnenhaus schmückte

Die Steine für den Bau müssen sie über die Donau herbeischaffen.

um 120 v. Chr.

Die Römer erobern die Region zwischen den Pyrenäen und den Südwestalpen, unterwerfen die dort lebenden keltischen Stämme und gründen die Provinz Gallia Transalpina („Keltenthal jenseits der Alpen“).

101 v. Chr.

Die römischen Legionen unter Gaius Marius besiegen in der Schlacht von Vercellae im Piemont ein Heer der germanischen Kimbern, die zuvor mit den Teutonen plündern und raubend



Eine der größten Höhensiedlungen
Britanniens entsteht zwischen 600 und 400
v. Chr. in Südgland: Maiden Castle

stehende Stadt erobert haben. Daraufhin zieht der Feldherr Hannibal, von der iberischen Halbinsel kommend,

Kinder – vor den Eindringlingen verbergen. Die Germanen setzen sich wahrscheinlich kaum zur Wehr und

lichen Aufschwung geht indes auch eine fortschreitende Umweltzerstörung einher: Für die Metallverarbeitung und

durch das keltische Mittel Europa gezogen waren. Wohl auch deshalb haben die Kelten die Verteidigungsanlagen ihrer Städte erneuert oder verstärkt.

Nach 100 v. Chr.

In den keltischen Siedlungsgebieten östlich des Rheins – in Süddeutschland also, in Österreich und Böhmen – verlassen aus bislang unbekannten Gründen nach und nach fast alle Menschen ihre Städte und Dörfer. Manche Forscher vermuten, dass aus dem Norden kommende Germanen auf Raubzügen lebenswichtige Handelswege stören. Andere glauben, Seuchen oder Misssernten hätten eine Fluchtweile ausgelöst. Doch sehr wahrscheinlich haben sowohl Hunnen als auch Epidemien und Übergriffe feindlicher Stämme die Kelten in mehreren Schüben zur Flucht – etwa nach Italien – genötigt. Sicher ist indes nur: Als römische Legionen 15 n. Chr. Süddeutschland erreichen, sind die einst blühenden keltischen Siedlungen längst verfallen.

um 72 v. Chr.

Keltische Haeduer streben nach der Vormacht im heutigen Zentralfrankreich. Daraufhin bitten adelige Angehörige eines anderen Stammes Ariovist, den Anführer eines Germanenstamms, um Hilfe. Der fällt mit 15.000 Mann in keltisches Gebiet ein, kann die kampferprobten Haeduer jedoch erst zehn Jahre später besiegen.

61 v. Chr.

Der Haeduer Diviciacus besucht Rom, weil er die mächtige Republik als Verbündete gegen Arlovist gewinnen will. Zwar bleibt seine Mission erfolglos.

um 60 v. Chr.
Aus dem Nordwesten des heutigen Thüringen stammende Germanen siedeln für etwa eine Generation in dem fast vollkommen von den Kelten bewohnten, noch

58 v. Chr.
Gaius Iulius Caesar, Statthalter unter anderem der Provinz Gallia Cisalpina, beginnt mit der Eroberung des hauptsächlich von Kelten bewohnten, noch

Während des Feldzugs beobachtet Caesar die Lebensweise seiner Gegner genau. Die meisten Angehörigen der in Gallien siedelnden Stämme würden sich „Celtae“ nennen, schreibt er später in „De bello Gallico“. Und diese Kelten sähen sich als Nachkommen eines einzigen Gottes. Ist Caesars Bericht präzise, so betrachtet sich ein Großteil der Kelten also spätestens im 1. Jh. v. Chr. als zu einer Abstammungsgemeinschaft gehörig – die freilich weiterhin in untereinander verfeindete Stämme zerplittet ist.

Im Kampf gegen Caesar gelingt es dem Averner Vercingetorix im Sommer 52 v. Chr., die Kelten

zu einen. Doch noch im selben Jahr schlagen Caesars Legionen das gallische Heer vor Alesia (bei Dijon) vernichtend. Zwar erheben sich auch in der folgenden Zeit immer wieder Stämme gegen die Fremdherrschaft, doch um 50 v. Chr. ist die römische

Herrschaft über Gallien gefestigt. Vier Jahre später lässt Caesar Vercingetorix in Rom hinrichten.

um die Zeitenwende

Der griechische Historiker Strabon beschreibt die Bewohner Galliens als brave Untertanen Roms – fleißig und produktiv. Die Verwaltung der Region haben die Kolonialherren unterdessen weitgehend keltischen Adeligen überlassen, die bald die Sitten der Eroberer annehmen. Auch zahlreiche einfache Kelten, die sich freiwillig zum Dienst in den römischen Legionen verpflichtet haben, nehmen den römischen Lebensstil an – und kom-

DIE KRIEGERISCHEN GALLIER WERDEN LOYALE UNTERTANEN ROMS

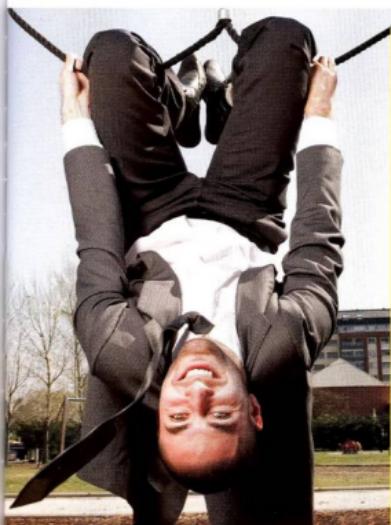
Doch lernt der Kelte zahlreiche prominente Römer kennen, darunter den Philosophen und Staatsmann Cicero. Der schreibt später, Diviciacus sei ein „Druid“: ein Priester und Seher. Er ist der einzige namenlich bekannte Druide.

seinen Südbayern. Da durch die Region Fernhandelswege führen, kommen die Zuwanderer schnell zu Wohlstand. Auch in anderen Gebieten im Süden Deutschlands sowie in Böhmen ziehen vereinzelt Germanen auf ehemals keltisches Land.

freien Galliens – eines Gebiets, das sich vom Arlkanal bis zu den Alpen, vom Rhein bis an den Atlantik erstreckt. Bis 52 v. Chr. haben seine Legionen fast ganz Gallien erobert und auch Arlovist und seine Germanen im Elsass besiegt.



Aus Bronze
hat ein Schmied
im 1. Jh. n. Chr.
diese 27 Zentimeter
große Platte
getrieben



Sprachen lernen? Betrachten Sie es als ein Kinderspiel.

Erinnern Sie sich daran, wie Sie als Kind Ihre Muttersprache erlernt haben. Die Welt war Ihr Klassenzimmer, aber es gab keine Schulstunden. Sie haben auf eine spielerische Weise aktiv am Lernprozess teilgenommen. Es war ein Kinderspiel.

Das ist das Geheimnis von Rosetta Stone. Wir fördern Ihre natürliche Fähigkeit, eine Sprache zu erlernen. Unsere **Dynamic Immersion™** Methode hilft Ihnen von Anfang an in der neuen Sprache zu denken, nämlich ganz ohne Übersetzungen und lästiges Auswendiglernen von Vokabeln. Sie haben Spaß und finden es leicht, Ihre Sprachlernziele zu verwirklichen.

In 31
Sprachen
erhältlich

10% Rabatt
+ Gratis Lieferung

Aktionscode „geoe211“

Informieren Sie sich jetzt

0800 030 30 708
RosettaStone.de/geoe211

RosettaStone



men wohlhabend und lateinisch sprechend zurück in ihre Heimat. So gerät die Latènekultur ebenso wie die keltische Sprache allmählich in Vergessenheit.

der Region des heutigen Norfolk leben den Keltenstammes der Icener, eines Keltisch sprechenden Stammes. Weil die Römer sie und ihre Töchter miss-

die Stämme im Norden und äußersten Westen bleiben unabhängig.

um 125 n. Chr.
Auf dem Gebiet der späteren niede-

Später wird er berichtet, dass die Menschen dort ähnlich sprechen wie die Galater in Anatolien, also in einem keltischen Dialekt. Im größten Teil Galliens sprechen die Menschen indes mittlerweile volkstümliche lateinische Dialekte, in denen noch einzelne keltische Spuren erhalten sind.

um 410 n. Chr.
Rom gibt die Herrschaft über die unruhige britische Insel auf, weil das Imperium auf dem Festland von germanischen Stämmen bedroht wird. Zurück bleibt ein romanisiertes Britannien, in dem die Oberschicht Latein spricht. Nur im Westen und Norden der Insel haben sich die keltische Kultur und Sprache erhalten, ebenso in Irland, das die Römer nie beherrschten.

um 150 n. Chr.
In den Städten Südgalliens schließen sich die ersten Kelten zu christlichen Gemeinden zusammen. Etwa 200 Jahre später ist der Glaube auch in den ländlichen Regionen Nordgalliens verbreitet.

um 450 n. Chr.
Germanische Sachsen aus Norddeutschland und Angeln aus Jütland wandern nach Britannien ein. Sie verbreiten ihre Dialekte, aus denen sich die aenglische Sprache entwickelt, die bald in Mittel-, Süd- und Ostengland gesprochen wird. Vor allem im Norden und Westen der Insel sprechen die Menschen weiterhin Keltisch, andere siedeln in die Bretagne über, wo sich aus ihren keltischen Dialektarten das Bretonische formt, das sich dort bis heute erhalten hat.

um 284 n. Chr.
In Gallien bilden sich Bagauden (wahrscheinlich von keltisch: *baga*, Kampf) genannte große Räuberbanden aus verarmten Bauern und ehemaligen Soldaten – vermutlich als Reaktion auf höhere römische Abgaben und die damit verbundene steigende Armut. Etwa zwei Jahre später sind die Banden zerschlagen.

367 n. Chr.
Der wohl aus Dalmatien stammende Kirchenvater Hieronymus besucht Trier.

handeln, erheben sich Tausende Britannier unter Boudicas Führung und brennen unter anderem Londonium (London) nieder. Doch kurz darauf schlagen die Römer die Aufständischen vernichtend. Aber auch in den folgenden Jahren kämpfen etwa die im heutigen Schottland lebenden Piktken gegen die Besatzer. Deshalb errichten die Römer ab 122 im Norden der Insel den nach ihrem Kaiser benannten, 118 Kilometer langen Hadrianswall. Etwa 100 Jahre spä-

48 n. Chr.
Claudius gewährt Angehörigen des keltischen Stammes der Haeduer das Recht, sich für Senatsämter zu bewerben. So will er die mächtigen Männer aus der Provinz stärker an Rom binden.

60 n. Chr.
In Britannien wird eine Frau namens Boudica nach dem Tod ihres Ehemanns Herrscherin des in



Neun Kilo wiegt der Silberkessel von Gundestrup. Er kommt vielleicht um 50 v. Chr. als Kriegsbeute nach Dänemark

ter leben zahlreiche Inselkelten in römischen Siedlungen mit steinernen Häusern, Theatern und Tempeln. Lediglich

damit erlischt das Kaisertum in der Ewigen Stadt. Bald darauf geraten die meisten Errungenschaften der Antike in Vergessenheit – und damit auch das Wissen um die keltische Geschichte. In Gallien gewinnen nun germanische Stämme mehr und mehr Macht, vor allem die Franken, die bereits seit etwa 100 Jahren im heutigen Belgien siedeln. Sie unterwerfen bald fast ganz Gallien. Unter dem

Zirkelornamente schmücken die Rückseite des Spiegels von Desborough, England; um Christi Geburt

Einfluss des Fränkischen entwickeln sich allmählich aus den gallo-lateinischen Dialektien die altfranzösischen Mundarten.

1577
Arbeiter bergen in einem alten Salzrevier in Österreich die mumifizierte Leiche eines Bergmanns aus keltischer Zeit. Bereits in den Jahrzehnten zuvor, in der Epoche der Renaissance, haben sich Gelehrte auf das antike Erbe besonnen und zugleich die geheimnisumwobenen Kelten neu entdeckt. Bald

schon sehen manche europäische Völker in deren mythisch überhohter Geschichte ihre eigenen Wurzeln – und das Fundament ihres eigenen Nationalbewusstseins: Die Schweizer etwa betrachten die keltischen Helvetier fortan als ihre Vorfahren und grenzen sich damit von ihren deutschen, französischen und italienischen Nachbarn ab. Auch das Selbstbewusstsein der Iren und Schotten wird durch die vermeintliche Verwandtschaft mit dem kriegerischen Volk gestärkt – vor allem gegenüber den übermächtigen Engländern (die freilich ihrerseits die Freiheitskämpfer Boudica bald in den Kreis ihrer Nationalhelden aufnehmen werden).

Der französische Kardinal Richelieu (1585–1642), Berater Ludwigs XIII., sieht seinen König als rechtmäßigen Erben ganz Galliens; deshalb will er die Grenzen Frankreichs bis an den Rhein ausdehnen – also auf die Territorien der Schweiz und deutscher Fürstentümer.

Und gut 200 Jahre später lässt ein französischer Herrscher Vercingetorix, dem Gegner Cæsars, in Alesia ein 14 Meter hohes Denkmal errichten: „Nur das vereinte Gallien kann der ganzen Welt trotzen“, lässt er auf den Sockel schreiben: „Napoleon III., zum Gedenken an Vercingetorix.“

Der Historiker Olaf Mischke, 52, ist Verifikationsredakteur im Team von GEOPOCHE.

SCHON IN DER SPÄTANTIQUE GERATEN DIE KELTEN IN VERGESSENHEIT

Am längsten halten die Nachfahren der Kelten wohl an ihren überkommenen religiösen Traditionen fest, die sie freilich mit den römischen vermischen.

21 n. Chr.
Unter dem Haeduer Iulius Sacrovir erheben sich noch einmal einige wenige Kelten gegen die Römer, um – wie der Chronist Tacitus berichtet – die Freiheit Galliens wiederzugewinnen. Doch Sacrovir unterliegt.

43 n. Chr.
Kaiser Claudius beginnt mit der Eroberung von Britannien. Doch wird es den Römern nie gelingen, die ganze Insel zu beherrschen. Denn immer wieder erheben sich einheimische Stämme gegen die Besatzer.

48 n. Chr.
Claudius gewährt Angehörigen des keltischen Stammes der Haeduer das Recht, sich für Senatsämter zu bewerben. So will er die mächtigen Männer aus der Provinz stärker an Rom binden.

In Britannien wird eine Frau namens Boudica nach dem Tod ihres Ehemanns Herrscherin des in

Der Zeitreisende

Im Studium befasste sich Jens-Rainer Berg mit eher trockener Geschichtstheorie. Nun macht er Vergangenes sinnlich erlebbar

Der Dreck in den Jauchegruben der Keltendorfstadt Mainz, der Schweiß der Arbeiter beim Bau der Stadtmauer, der Rauch in den Häusern, die leuchtenden Farben ihrer Kleidung: Jens-Rainer Berg sieht es immer wieder als große Herausforderung, den Alltag früherer Zeiten so anschaulich, so konkret, so sinnlich wie möglich zu schildern – wie das Leben in einer Stadt um 120 v. Chr.

Dabei hat sich der 37-Jährige in seinem Studium viel mit eigentlich sehr Unkonkretem, Unsinnlölichem befasst: mit Geschichtstheorie. Mit Fragen darüber, welche Kräfte den Gang der Ereignisse beeinflussen – einige wenige Menschen, die Massen, soziale Strukturen, kulturelle Denkmuster? –, wie Historiker zu ihren Erkenntnissen gelangen, wie sich Vergangenheit rekonstruieren lässt, wo die Grenzen dieser Rekonstruktion liegen und wie unser Bild der Geschichte (im Großen wie im Kleinen) von unserer heutigen Perspektive geprägt wird.



Jens-Rainer Berg

Bergs erstes Engagement bei GEOEPOCHE war ebenfalls akademischer Natur: Als wissenschaftlicher Berater arbeitete er 2003 an der Ausgabe über „Amrikas Weg zur Weltmacht“ mit. Die besondere Aufbereitung von Geschichte im GEOEPOCHE-Team, zu dem er 2005 als Textredakteur stieß, weckte in ihm schließlich die Begeisterung für packende historische Berichte – ohne dabei auf Reflexion und Analyse zu verzichten.

Wichtig ist es ihm, bei dem Blick auf den Alltag zu zeigen, dass die Menschen weit zurückliegender Zeiten uns nicht nur erstaunlich naiv, sondern auch zufest fremd sein können: „Die Kelten von Mainz unterschieden sich von uns eben nicht nur dadurch, dass sie ihre Häuser durch ein einziges offenes Herdeuer wärmten und nicht mit einer Zentralheizung“, so der Vater einer kleinen Tochter, „sondern auch dadurch, dass sie anders glaubten als wir, anders dachten – und anders handelten.“

Fotovermerk nach Seiten

Anordnung im Layout: l=links, r=rechts, o=oben, m=mitte, u=unten

Titel: Erich Trautner für GEOEPOCHE

Editorial: 3 u.; Katrin Trautner für GEOEPOCHE
Inhalt: 4 o.; Berthold Steinheimer für GEOEPOCHE; 4 m.; Jochen Stuhmann für GEOEPOCHE; 4 l.; RMN/bpk-images; 4 r.; Dario Bertuzzi; 5 o.; Tim Wehrmann für GEOEPOCHE; 5 m.; North Wind Pictures/Archäologische Sammlungen der Universität Bayreuth/Bridgeman Art Library; 5 u.; Bridgeman Art Library

Spuren einer reiselustigen Kultur: 6–19; Berthold Steinheimer für GEOEPOCHE

Das Volk aus dem Dunkeln: 24/25, 27, 28; Berthold Steinheimer für GEOEPOCHE; 30 u., 31 l.; Fotoatelier der Archäologischen Abteilung/Landesmuseum Württemberg; 30 o.; Keltenmuseum Hochdorf

Salz: 34/35, 36, 38/39 (2); Prähistorische Abteilung/Naturhistorisches Museum Wien; 37, 44; Lola Hamon/RMNBpk-images; 42/43; Michael Hammerhuber/Photoagentur Lammerhuber; 44; Erich Lessing/bpk-images

Die Herrin des Berges: 45–61; Illustrationen von Jochen Stuhmann für GEOEPOCHE; 57; Hessisches Landesmuseum, Darmstadt/akg-images

Sturm auf Rom: 62; RMN/bpk-images; 64, 67; Mary Evans Picture Library/Interfoto; 68; Bob Thomas/Popperfoto/Getty Images; 70; akg-images

Für die Ewigkeit: 74/75; Ingrid Geske/Antikensammlung, SMB/bpk; 76/77; Patrick Piel/Eyedea/laif; 78/79; Dagli Orti/Archaeological Museum Châtillon-sur-Seine/Art Archive; 80; Pietro Bagutti/akg-images; 80/81, 82/83; Erich Lessing/akg-images; 88/89; Musée d'Angoulême/Bridgeman Art Library

Die bedrohte Metropole: 96–105; Illustrationen von Tim Wehrmann für GEOEPOCHE; 97, 98 o.; 99 u.; Stefanie Fried-

rich/Archäologische Staatsammlung München; 98 m.; Mittelrheinisches Landesmuseum, Mainz

Mitter zwischen Himmel und Erde: 107; The Gallery Collection/Corbis; 108/109, 112/113; Erich Lessing/bpk-images; 110; Michael Lambot; 114; The Stapleton Collection/Bridgeman Art Library

Der böse Blick: 116/117; Dario Bertuzzi; 118; Germanisches Nationalmuseum Nürnberg; 119; Bibracte EPCC – Centre archéologique, Glux-en-Glenne; 120/121, 122, 124; Erich Lessing/akg-images; 123; D. Ch. Beck/Römisches Germanisches Zentralmuseum, Mainz; 125; Manfred Eberlein, Archäologische Staatsammlung, München; 126; Dario Bertuzzi/Bridgeman Art Library; 127; M2M, Brno

Aufstand gegen Caesar: 129/130, 132/133; Bridgeman Art Library; 134; The Trustees of the British Museum/Roger-Viollet; 135; Guzman/Leemage; 136; The British Museum/World History Archive; 137; Werner Forman/akg-images; 138; Toni Schniders/Interfoto; 139; Roger-Viollet/Julienblé; 141; Joseph Martin/akg-images; 142; PhotoAlto/Interfoto

Die letzten Rebellen: 152/153, 154, 155, 156; Mary Evans Picture Library/Interfoto; 154 o., 158, 161 o.; The British Museum/British Museum Images; 155; Bridgeman Art Library; 157 o.; National Museum, Scotland; 157, 161 o.; Römer des Archivs/Goodchild/Süddeutsche Zeitung Photo

Die keltische Jahrhundert: 162; Michael Engler/Agentur Bild/akg-images; 163; Michael Engler/Agentur Bild/Werner Forman/akg-images; 165, 168 o.; The British Museum; 166 o.; Landesmuseum Württemberg, Stuttgart; 166 u.; National Geographic/Getty Images; 167; Werner Forman/Corbis; 168 l.; Toni Schniders/Interfoto; 169; Katrin Trautner für GEOEPOCHE

Vorschau: 170; NY Daily News Archive/Getty Images

Karten: 20–23, 73, 144, 145; Stefanie Peters; 147, 148, 150; Thomas Wachter

GEOEPOCHE

Das Magazin für Geschichte

Geuner + Jahr AG & Co. KG, Druck- und Verlagshaus
Sitz von Verlag und Redaktion: Am Baumwall 11, 20459 Hamburg.
Postanschrift der Redaktion: Brieffach 24, 20444 Hamburg.
Telefon: 040/36 00 94 00, Telefax: 040/36 00 94 65,
Telex: 23 98 20. E-Mail (Redaktion): breff@geo.de;
Internet: www.geo-epoche.de

CHEFREDAKTEUR

Michael Schaper

GESCHAFTSFÜHRER REDAKTION

Carsten Rademacher

KONZEPTREDAKTION AUSGABE

Jonathas Stoeck-Johannsen, Michael Blümchen

ART DIRECTION

Tatjana Lorenz

TEXTREDAKTION

Jens-Rainer Berg, Insa Beihns, Dr. Anja Herold, Dr. Frank Otto

BILDEREDAKTION

Christian Ganserer, Roman Rahnacher

Freie Mitarbeiter: Karin Trautner

ILLUSTRATION

Lenka Brundt; GM/Michael Adenauer/Sedmair

Freie Mitarbeiter: Hennig Albrecht, Alice Geyler, Sebastian Schulz; Stefan Sedmair

LAYOUT

Freie Mitarbeiter: Anne Kroll, Eva Mittelstaedt, Svenja Prigge,

Jana Schulte, Ben Teiger

WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG

Dr. Martin Schöndorff

ILLUSTRATIONEN

Freie Mitarbeiter: Jochen Stuhmann, Tim Wehrmann

KARTOGRAPHIE

Stefanie Peters; Michael Wachter

SLUBBEDAKTION

Dirk Klemm, Ralf Schulte

CHEF VOM DIENST TECHNIK, Rainer Dröse

Mitarbeiter dieser Ausgabe

Freie Mitarbeiter: Dr. Ralf Berthold, Heidrun Bröckmann, Oliver Fischer, Karsten Lennert, Marco Meves, Ulrike Moeser, Martin Pätzsch, Boryana Pnevleva, Prof. Dr. Sabine Röschert, Ulrike Rieckert, Johannes Schmitz, Barbara Stach, Stephan Witte

HONORARE: Peter Schmidt

REDAKTIONSSÄSSENZ: Ursula Aenne, Sabine Stenzel

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt: Michael Schaper

VERLAGSLEITUNG: Gerd Bösch, Thomas Lindner

GESAMTZEIGENLEITUNG: Helga Häger/G-J Media Sales

VERTRIEBSEIGENLEITUNG: Ulrike Klemm/G-J Media Prüssertrieb
MARKETING: Barbara Stach, Dr. Jutta Kornell

HERSTELLERUNGSLEITUNG

ANZEIGENABTEILUNG Anzeigenverkauf

G-J Media Sales | Direct Sales: Sabine Pfeiffer, Tel. 040/37 03 88 89; Fax 040/37 03 83 02

Angeradelektion: Anja Mordhorst, Tel. 040/37 03 88 87

Telefon: 040/37 03 88 80; Fax: 040/37 03 58 87

E-Mail: geo@geo-epoche.de; Anzeigenpreisliste N° 7/2011

Heftpreis: 9,00 Euro/ausl.

ISRN: 978-3-8329-024-4; 978-3-8329-024-5 (Heft mit DVD)

ISSN-Nr.: 1861-6097

© 2011 Gruner + Jahr, Hamburg

Banküberweisung: Deutsche Bank Hamburg, Konti: 032230, BLZ 200 700 00

Druck: Mohn Media Mohn-Druck GmbH, Gütersloh

Printed in Germany

GEO-LESERSERVICE

FRAGEN AN DIE REDAKTION

Telefon: 040/37 03 88 70; Telefax: 040/37 03 56 48

E-Mail: brief@geo.de

ABONNEMENT UND EINZELHEITBESTELLUNG

KUNDENSERVICE UND BESTELLUNGEN

Anschrift: GEO Kundenservice | persönlich erreichbar: Mo-Fr 10.00 bis 12.00 Uhr
Sa 9.00 bis 14.00 Uhr

E-Mail: geoepoche-service@gui.de

Telefon innerhalb Deutschlands: 01805/861 80 00*

Telefon außerhalb Deutschlands: +49/1805/861 00 00*

Telefax: +49/1805/861 80 00

24 Std.-Online-Kundenservice: www.melina.de/geo

Preis Jahresabonnement: 48,00 € (D), 53,70 € (A), 99,00 sfr (CH)

Studentenabo: 42,00 €

Abo mit DVD: 85,00 € (D), 94,20 € (A), 174,60 sfr (CH)

Preise für weitere Länder auf Anfrage erhältlich

BESTELLADRESSE FÜR GEO-LESEKALENDER, SCHUBER ETC.

KUNDENSERVICE UND BESTELLUNGEN

Anschrift: GEO-Service-Vertrieb, Werner-Haus-Straße 5, 74172 Neckarsulm

Telefon: 07123/94 00 00*

Telefax: +49/7123/98 20 00*

E-Mail: service@gui.com

*24 Cent/Minute aus dem deutschen Festnetz;

Mobilfunkpreis maximal 42 Cent/Minute

MAFIA

Die Geschichte
des Organisierten Verbrechens



Im 19. Jahrhundert wächst auf Sizilien eine rätselhafte Macht heran, die Schutz und Gewalt gegen Geld verkauft: die Mafia. Überall auf der Welt entstehen in der Neuzeit solche organisierten Verbrechergruppen, vor allem dort, wo es profitable illegale Märkte oder eine schwache Staatsmacht gibt: die Yakuza in Japan, die Triaden in China, die Drogenkartelle in Südamerika, die Syndikate im postkommunistischen Russland. In den USA führen Gangster wie Al Capone und der in Sizilien geborene Charles »Lucky« Luciano (oben) um 1930 das italienische Mafia-Erbe fort und modernisieren es

Sie kommen als Polizisten verkleidet. Stellen die sieben Männer, die in der Garage gewartet haben, um geschmuggelten Whiskey in Empfang zu nehmen, an eine Wand – und eröffnen das Feuer. Gut 80 Schüsse fallen an diesem 14. Februar 1929 in Chicago, alle sieben Männer sterben.

Den Auftrag für die Hinrichtung hat der 30-jährige Alphonse „Al“ Capone gegeben, der König der Chicagoer Unterwelt und heimliche Herrscher der Stadt, der Polizisten, Richter und sogar den Bürgermeister schmiert. Die Getöteten waren Gefolgsmänner eines seiner letzten verbliebenen Konkurrenten. Das Massaker macht Capone zum berüchtigtesten Gangster der USA.

Ermöglicht haben seine kriminelle Karriere die Kongressabgeordneten in Washington. 1919 haben sie ein Gesetz verabschiedet, das die Produktion und den Verkauf von Alkohol verbietet, und so mit einem Schlag eine der lukrativsten Branchen des Landes Verbrechern überlassen. Die Prohibition verschärft die Kriminalität, lässt Banden immer vermögender und größer, brutaler und einflussreicher werden. Unterweltbosse bauen komplexe Imperien auf, die bald funktionieren wie Wirtschaftsunternehmen. Der bekannteste von ihnen: Al Capone.

GEOEPOCHE erzählt die Geschichte des modernen organisierten Verbrechens – nicht nur in Amerika. Schildert, wie auf Sizilien im 19. Jahrhundert eine neue Macht entsteht, die Gewalt und Schutz in unruhigen Zeiten verkauft und bald schon das Leben der Insel prägt: die Mafia. Beschreibt, wie die Triaden in China erst gegen den Kaiser kämpfen und dann das Land mit Opium und Heroin überfluten. Erklärt, wie die japanischen Yakuza Großkonzerne und Politik durchsetzen. Und rekonstruiert, wie in der Sowjetunion ausgerechnet hinter dem Stacheldraht des stalinistischen Gulag eine Bruderschaft von Schwerverbrechern groß wird.

Ein jahrhundertealtes Phänomen wird ergründet, das Machtfülle mit Unsichtbarkeit vereint, bürokratische Hierarchien mit unfassbarer Brutalität, archaisch anmutende Rituale mit modernem Management, strenge Ehrvorstellungen mit Intrigen und Korruption – die dunkle Unterseite der modernen Welt.

Am 13. April 2011 erscheint die nächste Ausgabe von **GEOEPOCHE**

Am 13. April 2011 erscheint die dritte Ausgabe von **GEOEPOCHE EDITION**

RENAISSANCE

Die Wiedergeburt der Antike

Am Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit, als die alte Weltordnung zerbricht, beginnt in Italien die glänzendste Epoche der europäischen Kunstgeschichte: die Renaissance. Während die Osmanen Konstantinopel erobern, Columbus Amerika entdeckt und die Reformation die Einheit der Kirche zerstört, ergründen Maler in Italien die Gesetze der Zentralperspektive und verleihen damit der Leinwand erstmals den Schein räumlicher Tiefe; stellen Künstler in Florenz, Rom und Venedig den Menschen in den Mittelpunkt, entdecken die Gedanken der Antike neu und formen daraus Ideale von Schönheit und Maßen.

Ein Maler namens Michelangelo Buonarroti gestaltet an der Decke der Sixtinischen Kapelle Szenen mit mehr als 300 Menschenkörpern und leitet die größte Baustelle der Christenheit: den Neubau des Petersdoms.

Leonardo da Vinci, das andere Universalgenie jener Zeit, entwirft futuristische Kriegsmaschinen, seziert heimlich Leichen – und malt die geheimnisvolle „Mona Lisa“. Und der fromme Florentiner Sandro Botticelli stellt statt der Madonna die nackte Liebesgöttin Venus ins Zentrum seines bekanntesten Bildes.

Ehrgeizige Künstler werden schließlich die Renaissance auch über die Alpen tragen. Der bedeutendste unter ihnen ist Albrecht Dürer – Grafiker und Maler, Mathematiker und vielleicht der größte Meister des Holzschnitts und Kupferstichs.

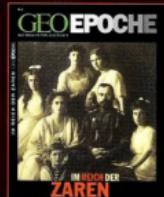
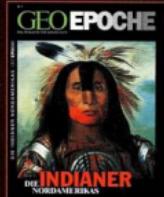
In seiner neuen Ausgabe widmet sich **GEOEPOCHE EDITION** den Genies der Renaissance, ihren Kunstwerken, Mäzenen – und der Welt, in der sie leben. Erzählt die Geschichten hinter einigen der berühmtesten und geheimnisvollsten Gemälde, erschaffen von Jan van Eyck, Hieronymus Bosch und Paolo Veronese.

Und zeichnet nach, wie dramatisch die wichtigste Wende in der Geschichte der Kunst verlief.



SAMMEL-AUSGABE NR. 2

Die Hefte 4, 5 und 6



GEO EPOCHE
Sammel-Ausgabe –
die Ausgaben
4, 5 und 6
für 24,90 €

Geschichte erleben mit GEO EPOCHE.

Jetzt im gut sortierten Buch- und Zeitschriftenhandel: die neue GEO EPOCHE Sammel-Ausgabe mit den Ausgaben 4, 5 und 6 zum Preis von 24,90 €. Oder bestellen Sie gleich hier telefonisch unter der Tel. 01805/861 8000* oder per Fax 01805/861 8002* (keine Einzelheftbestellung möglich!). Schauen Sie auch gerne im Internet unter www.geoshop.de, wo Sie selbstverständlich alle anderen Ausgaben GEO EPOCHE erhalten.